

F. W. Gubitz

Berühmte Schriftsteller
der
Deutschen.

Berühmte Schriftsteller
der
Deutschen.

Schilderungen nach Selbstanschauung theils auch berühmter Zeitgenossen aus dem Leben

von

Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleist, Knebel, Lessing, Basedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voss, Matthisson, Gleim, Z. Werner, Musäus, Ramler, Kästner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenschläger, H. Steffens, Fouqué, Chamisso, Johanna Schopenhauer und Andern.

Bisher in keiner Sammlung.

Erster Band.

Berlin. 1854.
Vereins-Buchhandlung.

Vorworte.

Die nachfolgend aneinander gereihten Schilderungen aus dem Leben berühmter Schriftsteller sind mehr und minder umfassend, zuweilen bestehen sie jedoch nur aus einzelnen Zügen, weil das bisher Allgemeinbekannte möglichst ausgeschlossen wurde. Jedenfalls stellen sich hier die Persönlichkeiten und Bestrebungen vieler bedeutenden Männer so um uns her, daß wir in ansprechender Weise eine Vergangenheit genähert sehen, welche unserer Literatur unvergänglichen Glanz und Ruhm brachte. Gewiß ist zu sagen: die Gesammtheit der Ueberlieferungen, zum Theil von Verfassern, die sich selbst Ruf erwarben, macht uns völlig heimisch in jener Zeit, die an dem Gedächtniß der Deutschen nicht vorüber gehen

kann, ohne erhebende Gedanken und Empfindungen zu wecken. — Was wir gaben, befindet sich, wie wir glauben dürfen, noch in keiner Sammlung, wenigstens würde sich diese Behauptung nur in Geringfügigem widerlegen lassen, was der Verbindung wegen nicht abzutrennen war, und wir selbst wüßten sogar Dergleichen bei geübter Umsicht kaum zu bezeichnen. Sollten wir uns in solchem Betracht mit Diesem oder Jenem dennoch geirrt haben, wäre es bei der Reichhaltigkeit des Ganzen nicht zu zählen, wohl aber zu entschuldigen. — So möge denn das Vergnügen, welches wir an diesen charakteristischen Umrissen schon hatten, ehe sie so vereint uns vorlagen, sich weiter verbreiten zu den Lesern unseres Buches, dessen zweiter Band nicht minder inhaltvoll und anziehend seyn wird als dieser erste, wie schon die Namen Derer bezeugen, die noch anzureihen sind.

Im Februar 1854.

Der Herausgeber.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Goethe.

Unterredung mit Goethe.

Vom Professor Dietmar.

Als ich — noch Candidat — im Jahr 1786 vom Hofrath Wieland dem damaligen Herzog Carl August im Stern — so heißt ein Theil des Herzoglichen Gartens — vorgestellt wurde, sah ich unter den ihn umgebenden Gelehrten auch Goethe. Er unterhielt sich eben mit einem Offizier und ich hatte nicht Gelegenheit mich ihm zu nähern. Nach meiner Rückkunft von Schnepfenthal stattete ich, an demselben Orte im erwähnten Garten, den Bericht über das Erziehungs-Institut dem Herzog von Weimar ab, wie er es verlangt hatte, und beim Abtreten äußerte ich mein Bedauern gegen Musäus, den berühmten Goethe nicht gesprochen zu haben.

„Das könnten Sie noch verbessern"; meinte Musäus. „Wenn Sie jetzt Nachmittags gegen sechs Uhr zu ihm

gehen, will ich Sie begleiten." Dieses Anerbieten nahm ich dankend an. „Melden Sie sich nur als der Studiosus, den er im Stern, vor acht Tagen, zuerst auf der Linde *) gesehen hätte, dann nimmt er Sie gewiß an. Wir haben ihre damalige Standeserhöhung herzlich belacht." Unter der von Musäus angerathenen Adresse ließ ich mich bei Goethe anmelden.

„Sie kommen von Ihrer Schnepfenthaler Reise zurück?" fragte mich der damals noch in der Blüthe seines männlichen Alters stehende Goethe. (Er war erst siebenunddreißig Jahr alt.) „Haben Sie Ihre Wißbegierde befriedigt?" — Ich erzählte ihm Alles, was mich von dem Salzmann'schen Erziehungs-Institut interessirt hatte. Mein Vorschlag, den ich dem Professor Salzmann gethan, die Naturgeschichte den Kindern in den Abendstunden, mittelst einer Laterna magica, zu lehren, gefiel ihm besonders. „Er hat einen Bruder in Erfurt", erwähnte Goethe, „der ein geschickter Thier-Maler ist, der ihm die unvernünftige Welt zu diesem Behuf auf Glas malen könnte. So wahr und gut es wäre", fuhr Goethe fort, „den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles was

*) Dietmar hatte sich anfangs verborgen, um ungesehen den Herzog und seine Umgebung betrachten zu können.

auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Thiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüth. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen: wie machst du die Bäume?"

„Haben Sie auch die Merkwürdigkeiten in Erfurt beachtet?" fragte Goethe. — „Ich war im Dom, in welchem man mich auf das Gewölbe des Chors aufmerksam machte, das auf keinem Pfeiler ruht, und auf ein schlechtes Gemälde, den großen Christoph in kolossaler Größe vorstellend. Auf dem Glockenthurme nahm ich noch die große Glocke in Augenschein, die 275 Centner schwer seyn soll, und im Jahre 1497 von Gerhard de Campis gegossen ist." — „Sie brummt einen tiefen, ernsten Baß", meinte Goethe, „und läßt sich nur an hohen Festtagen hören. Die Kirche ist alt und zur Zeit des Bonifazius erbaut. Die kleinen Glocken sind, wie ich gehört habe, fast zweihundert Jahr älter. Nichts von Luther?"

„Ich habe den kleinen Hügel, Steiger, besucht, auf welchem Luther's Jugendfreund, Alexis, an seiner Seite vom Blitz getödtet ward."

„Dieser Blitz hat in Deutschland ein großes Licht verbreitet, indem er den jungen Luther, der die Rechte

studiren wollte, in's Kloster trieb, und dann zur Erkenntniß eines Funkens der Wahrheit brachte. Sahen Sie seine Zelle, die er in Erfurt bewohnte?"

„Ich habe mich in dem beschränkten Raume umgesehen, und von der weißen Bretterwand mir Luther's Lebensgeschichte, mit rothen Buchstaben geschrieben, copirt. Auf einer runden Tafel über der Thür stand die lateinische Inschrift:

Cellula
divino magnoque habitata Luthero, salve etc."

„Ich kenne sie. Die Augustiner Kirche, in welcher der Mönch Luther gepredigt hat, ist seit Kurzem renovirt worden."

„Haben Sie auch Lavater gesehen in Gotha?" — „Ich habe ihn gesprochen." — „Er ist kein großer Freund von mir. Es ist lächerlich, wie er über mich denkt. Er hat dem Versucher Christi in der Wüste, wie man sagt, im Kupferstiche meine Physiognomie geben lassen. Das gehört zu seinen Phantasieen, die ihn oft zu übertriebenen Vorstellungen verleiten. Unser Musäus hat ihn ziemlich gut beleuchtet. *) — Was haben Sie von meinen Schrif-

*) Goethe sagt in seiner Schrift: „Aus meinem Leben" über Lavater: „Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der, durch sein Hochdeutsch durchtönende Schweizer-Dialekt, und manches Andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung." (Th. 27.)

ten gelesen?" — „Werther's Leiden." — „Welchen Eindruck machte seine Leidenschaftsgeschichte auf Sie?" — „Ich fand seine Empfindungen für Lotte so rein menschlich, daß ich ihm Alles verzeihen konnte, was er fühlte, sprach und that." — „Haben Sie auch schon geliebt?" — „Ich kann es nicht leugnen. In einem Alter von einundzwanzig Jahren kam ich in die Nähe einer schönen Wittwe, für die sich alle Gefühle in mir regten; — aber Verhältnisse hinderten mich, in jeder Rücksicht ihr meine Zuneigung zu gestehen. Ich verehrte sie, und nur in ihrer Gegenwart befand ich mich wohl; aber — ich sah die Unmöglichkeit, ihr die Unruhe meines Herzens zu offenbaren." — „War sie schön?" — „So fand ich sie, und man sagte mir, daß sie in ihrem unverheiratheten Stande das schönste Mädchen in der ganzen Umgegend gewesen wäre." — „Wissen Sie wohl, daß das Herz Geheimnisse hat, wovon der Verstand nichts weiß?" — „Das habe ich schon öfters eingesehen, aber nicht mit Worten auszudrücken verstanden."

„Wissen Sie: le paradis est pour les ames tendres, et condamné sont ceux qui n'aiment rien."

„Davon bin ich überzeugt, aber so glücklich die Liebe macht, so viel Leiden und Schmerzen führt sie auch mit sich. Ich habe die schöne Stelle memorirt, welche mir in Ihrem „Werther" gefiel."

„Und welche war es?"

„Wer hebt den ersten Stein gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück.“

„Die ganze Theorie des Anstandes läßt sich auf den unsichern Grund des Vorurtheils zurückführen. Es giebt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verschwiegen ist. Ja das erstere ist sogar in Furcht, seine kleinen aber heftigen Bewegungen zu verrathen, und, um nicht in diese Gefahr zu kommen, wählt das furchtsame Herz die Verschwiegenheit — oder sucht die Unterhaltung auf gleichgültige, fremde Dinge zu leiten.“

„Ich habe mich noch nie“, sagte Goethe, „mit einem jungen Manne, der eben die Universität verlassen, so ernsthaft unterhalten.“

„Verzeihen Sie, ich bin schon siebenundzwanzig Jahr alt, und spät auf Universitäten nach Halle gegangen.“

„Oft quälen mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jetzt mit der Osteologie beschäftige“, fuhr Goethe fort, „so lege ich ihnen zuweilen meine vorhandenen Knochen vor, das erregt den Besuchenden Langeweile — und sie empfehlen sich. — Ich habe diese Vorlage bei Ihnen vergessen.“

Als ich hierauf zu Musäus zurückkam, erzählte ich ihm, wie freundlich mich Goethe aufgenommen hätte,

sagte ihm, daß ich Lavater gesprochen und so weiter, und was mir in Erfurt vor Augen gekommen wäre; endlich aber fiel die Unterhaltung auf „Werther's Leiden", und die Passion der Liebe.

Musäus. „In diesem Punkte ist er unübertrefflich! So feine Kenner des menschlichen Herzens finden sich selten. Haben Sie den schönen Gedanken auf dem Felsen im Herzoglichen Garten gelesen?" — „Welchen?" — „Den Goethe zur Welt gebracht hat?" — „Ja, er heißt:

Ihr, die ihr Felsen und Wälder bewohnt,
O heilsame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt.
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück;
Denn Euch gaben die Götter, was sie dem Menschen versagt,
Hülfreich und tröstlich zu seyn.

„Goethe ist ein kräftiger, robuster Mann, der uns Alle überleben wird. Was sagt er vom Tode und ewigen Leben?"

Musäus. „Davon hab' ich ihn nie sprechen hören. Er hängt mit ganzer Seele am Leben, das er für eine schöne Gewohnheit hält. Unsern Herder aber habe ich darüber sprechen gehört und seine Worte, um sie nicht zu vergessen, aufgeschrieben."

„Könnten Sie mir diesen Schatz nicht mittheilen?"

„Warum nicht!"

Musäus suchte unter seinen Papieren und fand, was ich wünschte. Er ließ mich diese Worte abschreiben.

„Sterben, heißt aufhören zu leben. Eine Uhr, deren Feder noch Spannkraft hat, bleibt, wenn die Räder abgenutzt und die Spindellöcher ausgelaufen sind, der Feder ungeachtet, stehen. Hat das Herz noch alle Lebenskraft, die äußern Theile und die ersten Wege aber sind abgebraucht, dann steht die Maschine still. Wenn das Gedächtniß schwindet, die Phantasie noch ihre Wirkung äußert, wenn angenehme Bilder vor die Seele treten, und große Müdigkeit den Schlaf herbeiführt, wenn Träume beglücken und tiefer Schlaf die Augen deckt, wenn wir von sinnlichen Eindrücken nichts mehr auffassen, der Puls langsamer und schwächer, der Athem sanfter, tiefer und seltener wird, und sich das Herz nur noch einmal hebt, dann — sind wir gewesen."

„In der schönen Ode: „der Abend unter den Blumen", die Ihnen Herder gegeben, finde ich den Geist unsers klassischen Oberhofpredigers, und, wie ihn die Eisenach'schen Nachrichten benamsen, Seine Hochwürdige Magnifizenz wieder. Wie schön ist der Gedanke:

„und — wenn sich einst die Seele schließt,
wie diese Abendblume;
wenn Alles um sie Dämmrung ist
von Lebensglück und Ruhme —."

Auch der folgende Vers, wenn er den Freund Hein um Dienstleistung anruft, ist trefflich:

„O Tod, o Schlaf! wer dich erfand —
Gab uns des Lebens Segen!
Breit' aus auf mich dein grau Gewand,
Zur Ruhe mich zu legen." —

Das ist mir zugleich Erinnerung an Musäus!

Goethe am Hofe zu Weimar.

Wie Goethe an den Hof zu Weimar kam, darüber besitzen wir noch ein interessantes authentisches Aktenstück, nämlich einen Brief von Goethe's Eltern an den dänischen Konsul Schönborn, wenige Tage nach ihres Sohnes Ankunft in Weimar geschrieben:

„Frankfurt am Main, d. 24. Juli 1776.

Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier, den 28. Oktober 1775 an unsern Sohn, worinnen eine succinkte Beschreibung des Spanischen coup manque besonders enthaltend, ist ungefähr sechs Wochen hernach allhier richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies

aneinander hängt, weil Ihnen doch Alles, schätzbarer Freund, was diesen Singularen Menschen betrifft, interessant seyn möchte. Ich fange vom Ursprung seiner jetzigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor zwei Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der Darmstädtischen Prinzessin Louise vermählt hat, wieder zurück nach Frankfurt kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paare in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er denn auch gefolgt. Er hielt sich den vergangenen Winter daselbst als Gast auf und unterhielt die dortige Herrschaft mit Vorlesung seines noch ungedruckten Werkgens, führte das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich Dieselben sowohl als auch in der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden machte. Je mehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, desto weniger konnte er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die er so beschaffen fand, daß er ihn endlich zu seinem Geheimen Legations-Rath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und 1200 Thaler Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch zugleich wegen dessen itzigen Amtsgeschäften in dieser Correspondenz ablösen und vertreten. Sie sollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch seine kleine Schriften (alter

Colomosius), womit anbei der Anfang gemacht wird, überkommen. Noch eins: Weil der Herzog von Weimar die Gelehrten nicht nur schätzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnt, dürfte seine Residenz in Kurzem der Sammelplatz edler, schöner Geister seyn; z. B. ist daselbst der eine Graf von Stolberg Kammerherr geworden und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General-Superintendent auf, und Lenz ist ingleich seit einigen Monaten dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Dr. mit Wieland ausgesöhnt und nun auf dem freundschaftlichen Fuße mit ihm lebt. Und das geht von Herzen — u. s. w. Hactenus Goethe pater."

„Liebster, bester Freund!" — schreibt Goethe's Mutter ihrerseits in demselben Briefe — „Sie müssen doch auch ein Wörtgen Von mir hören, doch auch erfahren, daß ich noch lebe, oft an Ihnen denke, immer gern wissen möchte, was unser Freund Schönborn in Algier betriebe u. d. m. Sie erinnern sich doch, daß beynahe drei Jahre Verflossen sind, da wir so Vergnügt beysammen waren und Weintrauben aßen. Ich dächte, Sie wären lange genug in der Barbarey gewesen, hätten lang genug Verschleierte Menschen gesehen; mein Rath, den Ihnen mein Freundschaftliches Herz giebt, ist also der, kommen Sie bald Wieder Zu uns: es War vor mich jederzeit eine Wollust, große Menschen um und bey mir zu haben:

aber in meiner jetzigen Lage (da meine Beiden Kinder Weit, Weit von mir entfernt sind) ist's Himmel-Freude. Folgen Sie mir und kommen Sie je ehenter je besser, es soll Ihnen Wohl thun. Was Wollen wir einander erzählen! Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten; ich besitze einen Schatz von Anekdoten, Geschichten u. s. w., daß ich mich anheischig mache, acht Tage in einem fort zu plaudern, und Wenn Sie nun gar anfangen werden — — Von Seen und Meeren, Städten und Dörfern, Menschen und Mißgeburten, Elephanten und Schlangen. Das soll ein Gaudium werden. Leben Sie Wohl. Dieses wünscht Ihre ganz eigne Freundin

C. E. Goethe.

Antworten Sie uns doch ja bald, damit wir erfahren, ob die vier Piesen glücklich in Ihre Hände gekommen sind."

Man sieht, es ist eine eigenthümliche Frau, die Frau Goethe, voller resoluten Humors und naiver Lebenslust. Worin ihr Charakter mit dem ihres Sohnes vorzüglich übereinstimmte, war eine unbezwingliche, fast krankhafte Abneigung gegen alle heftigen und gewaltsamen Eindrücke, wodurch das Bewußtseyn aus seiner harmonischen Selbstbewegung herausgeworfen wird. Daher hatte sie in ihrem Hause das unverbrüchliche Gesetz aufgestellt, daß Niemand etwas Schreckhaftes, Verdrießliches und Beunruhigendes erzählen dürfe. Als daher Goethe im Winter 1805 zu

Weimar lebensgefährlich krank war, wagte Niemand von Denen, die bei ihr aus- und eingingen, davon zu sprechen. Erst lange nachher, als er sich schon wieder in der Besserung befand, kam sie selbst im Gespräch darauf und sagte zu ihren Freundinnen: „Ich hab' halt Alles wohl gewußt, habt Ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber mögt Ihr sprechen; jetzt geht es besser. Gott und seine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede seyn, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich in's Herz giebt."

Der Vater war, wie sich der Maler Krause, sein Landsmann von Frankfurt her, über ihn ausdrückte, ein gradliniger Frankfurter Reichsbürger, der mit abgemessenen Schritten seinen Gang und sein Leben zu ordnen gewohnt war. Von seiner Förmlichkeit hat Goethe vielleicht etwas in sich herübergenommen. Manche, die den Vater genau und persönlich gekannt haben, versichern, Gang und Haltung der Hände habe der Sohn völlig vom Vater beibehalten. Die Mutter dagegen besaß ein munteres, fröhliches Wesen, wie es am Rhein zwischen Weinbergen und sonnigen Hügeln oft vorkommt, und da sie weniger in Jahren vorgerückt war als der Vater, so nahm sie auch schon deshalb Alles leichter und anmuthiger als dieser. So sagte sie zuweilen in scherzhafter Laune, weil

sie sehr früh geheirathet und kaum sechzehn oder siebzehn Jahre alt Mutter geworden: „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer verträglich zusammen gehalten; das macht, weil wir Beide jung und nit so gar weit als der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind.“

Am 7. November 1775 traf Goethe, dem Rufe des Herzogs Carl August folgend, in Weimar ein. Die Herzogin Amalie, nach den Zeugnissen aller Zeitgenossen eine sehr ausgezeichnete Frau, leidenschaftliche Verehrerin und Pflegerin der Künste und Wissenschaften, dabei reich an liebenswürdiger Humanität, fand, der ernsten Regierungsgeschäfte überhoben, den schönsten Genuß im Umgange mit geistreichen Menschen. Mit feenartigem Zauber verbreitete sie Frohsinn und Heiterkeit um sich her. Wer hätte nicht von jenen genußreichen Abendzirkeln gehört, wo jeder Gast in seiner Individualität galt und die schönsten Früchte seines Geistes dem gemeinsamen Genuß darbot! Dies war eine herrliche Zeit für Weimar, ja für ganz Deutschland, denn alle Genies aus Osten und Westen strömten zu dem neuen Musensitz, um von hier, wie von einem geistigen Centrum aus, ihr Licht leuchten zu lassen. Außer Goethe fanden sich noch allmälig Wieland, Herder, Knebel, Einsiedel, Gore, Meyer, Kraus, die beiden Fräulein Gore, Fräulein v. Göchhausen, Fräulein v. Imhof und Andere mehr zusammen. Bertuch,

der Vater, welcher in dieser Zeit Schatzmeister bei dem Herzoge war, sprach später mit Vergnügen von einer eigenen Rubrik in seinen Rechnungen, die er damals besonders anlegen mußte, und die fast nichts als Hosen, Westen, Strümpfe und Schuhe für deutsche Genies enthielt, welche, schlecht mit diesen Artikeln versehen, in Weimars Thore einwanderten.

Im Winter wohnte die Herzogin Mutter im sogenannten Witthums-Palais; die schöne Jahreszeit verlebte sie meist in den Lustschlössern Tiefurt und Ettersburg. Hier, in den reizenden Umgebungen, reihte sich Fest an Fest, Genuß an Genuß. An den Ufern, ja auf den Wellen der Ilm, welche sich durch den Tiefurter Park schlängelt, wurde Goethe's Singspiel: „Die Fischerin", in einem jungen Buchenwäldchen, in welchem ein natürliches Theater errichtet war, das nach dem Aristophanes bearbeitete Lustspiel: „Die Vögel", aufgeführt. Es befindet sich in dem dortigen Park eine schöne, starke Buche, in deren Rinde viele Mitglieder jenes geistreichen Vereins eigenhändig ihre Namen eingeschnitten haben, mit einer Ordnungslosigkeit, die zu erkennen giebt, daß Rücksichten auf Rang und Stand hier nicht eben besonders beachtet wurden.

Bald nach seiner Ankunft in Weimar hatte Goethe's Vorliebe für die Bühne die Veranlassung zur Errichtung eines Liebhaber-Theaters gegeben. Der Hof bestritt dabei

alle Kosten, Beleuchtung, Garderobe, Kapelle und so weiter. Wem man nur irgend einiges Geschick zum Spielen, Singen und Tanzen zutraute, der wurde Mitglied des Vereins, und da das Spiel keine Kosten machte, so fiel damit ein nicht unbedeutender Beweggrund, sich zurückzuziehen, fort. Rollen-Streitigkeiten kamen nur selten vor, weil zu den besten Rollen bestimmte Subjekte da waren, und Goethe übrigens monarchisch verfuhr. — Nur wenn er die Liebhaber-Rolle übernahm, wurden allerlei Minen angelegt, neben ihm die Liebhaberin zu spielen. War es eine tragische oder sogenannte Charakter-Rolle, so fiel sie unbedenklich dem Fräulein Corona Schröter zu, der Goethe in seinem Gedicht: „Mieding's Tod" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Als Goethe noch in Leipzig studirte, hatte er ihre Bekanntschaft gemacht, und Beide waren einander werth geworden. Auf seine Veranlassung war Corona nach Weimar als Hofsängerin berufen und wurde zugleich Primadonna des Liebhaber-Theaters, während sie früher in den Leipziger Konzerten gleichzeitig mit der Mara gesungen hatte. Obgleich sie diese hinsichtlich der Stimme nicht erreichte, so war sie ihr an Anmuth weit überlegen. Während alle ihre Bewegungen die angeborne Grazie kund gaben, fand man Goethe's Spiel zuweilen zu ungestüm, und die Bewegungen etwas zu steif, wie zum Beispiel in der Rolle des „Alcest" in den „Mitschuldigen". Auch memorirte er selten gut;

da er sich aber vortrefflich auf's Extemporiren verstand, so hatte, außer der Souffleur und gelegentlich die Mitspielenden durch die Auslassung des Stichworts, Niemand darunter zu leiden. Im Humoristischen war indeß Goethe unübertrefflich, wie mehrere Rollen in des Hans Sachs Fastnachtspielen, „Hamann" und der „Marktschreier" im „Jahrmarkt von Plundersweiler" bewiesen. Fräulein Göchhausen zeichnete sich ebenfalls aus in komischen Wirthinnen, karikirten Damen und so weiter. Auch Herr v. Einsiedel spielte öfters mit dem besten Erfolg komische Rollen, zuweilen sogar außerhalb des Theaters und wider Willen; wie es sich denn einmal ereignete, daß er als „Zaubermohr" im vollen Kostüm am hellen Tage sich in's Theater verfügte, voller Verwunderung darüber, daß die Jugend, die ihn für einen Prinzen vom Libanon hielt, durch seine Erscheinung so in Bewegung gesetzt wurde. Auch dem originellen Dichter der Volksmärchen, dem kindlichen Musäus, gelangen die niedrig komischen Rollen, wozu sein drolliges Aussehen viel beitrug, ganz vortrefflich. Sein Heulen als „Mardochai" in Goethe's Puppenspiel, sein „Forstmeister" im „Postzuge" und der „Wirth" in Lessing's „Minna von Barnhelm" waren Meisterstücke.

Das Ausgezeichnete dieses Theaters war die überall sich bemerkbar machende Genialität der Leistungen. In dieser Rücksicht kann man jene Bühne einzig in ihrer Art nennen. Viele Darstellungen derselben griffen ihrer

Zeit vor, manche würde man noch jetzt für zu phantastisch halten. Es gab unter den Spielern Viele, die des Humors Vorrechte so weit trieben, daß sie sich über jeden Regelzwang hinwegsetzten. Auch gab man zuweilen Vorstellungen, von denen nur der Plan entworfen war, und der Dialog aus dem Stegreif gesprochen wurde. Manchmal kamen dabei die Spieler jedoch in eigenthümliche Verlegenheiten. So geschah es, daß ein Schauspieler sich einmal bei einer Gelegenheit gar zu breit machte und gar nicht aufhören wollte, so daß er zuletzt mit Gewalt fortgeführt werden mußte, indem behauptet wurde, er sey krank geworden. Da diese Krankheit aber gar nicht im ursprünglichen Plane gelegen hatte, so mußte sie künstlich hineingewebt werden, was denn auch so glücklich geschah, daß die Zuschauer wirklich getäuscht wurden.

Einst wurde der „eifersüchtige Ehemann“ gespielt, worin die Liebhaber-Rolle dem Herrn v. Einsiedel zugefallen war. Unglücklicherweise aber überfiel diesen kurz vor der Aufführung eine Unpäßlichkeit. Die Rolle war in so kurzer Zeit nicht wieder zu besetzen, und zum Verdruß aller übrigen Mitspielenden stockte nun das Ganze. Da schlug sich, mehr beherzt und gutmüthig, als in solchen Dingen gewandt, ein verwegener sächsischer Rittmeister in's Mittel und übernahm die Rolle. Am andern Tage kam er zu Herrn v. Einsiedel, um sich dieselbe überhören zu lassen. Es ging leidlich, besonders wenn

man dabei, wie man konnte, auf einen guten Souffleur rechnete. Als es aber zur Aufführung kam, wurde es dem tapfern Rittmeister vor der Stirn so heiß, als sollte er an der Spitze einer Schwadron Husaren eben in den Feind einhauen. Indeß faßte er sich noch zur rechten Zeit und spielte fort, bis auf die Scene, wo er mit seiner Geliebten von dem eifersüchtigen Ehemann überrascht und mit einem Dolche erstochen wird. Hier vergaß er plötzlich das Stichwort, stockte und meckerte in Einem fort, und der eifersüchtige Ehemann, den Bertuch spielte, welcher schon lange mit seinem Dolche in drohender Stellung hinter den Coulissen wartend stand, konnte seiner Mordlust kein Genüge thun, weil das Stichwort noch immer nicht gefallen war. Aber wahre Seelen-Angst empfand er, als der rittmeisterliche Liebhaber den Kopf so gänzlich verlor, daß er seine Rolle, Stichwörter und den ganzen Plunder, wie Shakspeare sagt, wieder von vorn anfing, so daß sich eine Perspektive eröffnete, die den Regisseur Goethe veranlaßte, Bertuch den Rath zu geben, auf die Bühne zu springen und dem Leben seines unglücklichen Nebenbuhlers durch einen kräftigen Dolchstoß gleichsam ex tempore den Garaus zu machen. Das geschah, aber wer beschreibt die Verzweiflung des Ehemanns, als der Rittmeister trotz des extemporirten Dolchstoßes nicht fallen will! Vergebens raunt er ihm zu verschiedenen Malen in's Ohr: „In's Teufels Namen, so fallen Sie doch!“

Er rührte sich nicht von der Stelle, sondern blieb, wie ein von Wellen gepeitschter Fels, in militairischer Haltung und kerzengerade vor seiner Geliebten stehen, indem er ihr so wie dem wüthenden Ehemann ganz kaltblütig entgegnete: „sein Stichwort sey noch nicht gekommen". In diesem für den Regisseur nicht minder als für die Mitspielenden, am meisten aber für die Zuschauer, die sich diese Scene gar nicht erklären konnten, peinlichen Augenblick faßte Goethe einen heldenmüthigen Entschluß, indem er mit donnernder Stimme hinter den Coulissen hervorrief: „Wenn er von vorn nicht fallen will, so stich ihn von hinten durch den Rücken! Wir müssen ihn uns auf alle Fälle vom Halse schaffen!" Drob ermannte sich der sonst so thätige, jetzt aber völlig verstörte Bertuch. „Stirb!" rief auch er nun mit schrecklicher Stimme, und führte zugleich einen so nachdrücklichen Dolchstoß in die Flanke seines Widersachers, daß derselbe, durch dies Seiten-Manöver — er behauptete später, es sey ein einfacher Rippenstoß mit der Faust gewesen, kein Dolchstoß — außer Fassung gebracht, diesmal glücklich zu Falle kam. In demselben Augenblick erschienen aber auch schon vier von Goethe abgeschickte handfeste Statisten, die ausdrückliche Ordre hatten, den Todten, er möchte wollen oder nicht, bei Seite zu schaffen, was sie denn auch mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, trotz der heftigen Protestationen des Ermordeten, vollführten.

Am lautesten schüttelte ein kecker Humor seine Schellenkappe auf der kleinen Bühne im Herzoglichen Jagdschlosse zu Ettersburg, wo die „Vögel", der „Jahrmarkt von Plundersweiler" und ähnliche Stücke gegeben wurden. Noch mehrere Jahre später erinnerte man sich der possirlichen Gravität, mit der damals Goethe und Einsiedel die beiden Doktoren im Kostüm Molière'scher Alten darstellten. Sehr oft wurde auch im Freien gespielt, zum Beispiel die von Einsiedel für die Bühne bearbeiteten „Zigeuner", zu denen Goethe noch einige Scenen und Gesänge hinzugefügt hatte. Wer in Weimar nur irgend konnte, eilte dem fröhlichen Schauspiel zu Wagen, zu Roß, zu Fuß entgegen. Die illuminirten Bäume, die Zigeuner-Wirthschaft, Tanz, Gesang und Hörnerklang im Walde, das Alles verbreitete einen zauberischen Reiz. Welche lustigen Auftritte es in einer so bunten, kecken, jugendmuthigen und lebensfrohen Gesellschaft gab, welchen Abstich das stille, ruhige Walten der Natur gegen das tolle Treiben bei solchen Stegreif-Schauspielen machte, und wie schon die Anstalten dazu einen Rahmen um das Ganze, ein Schauspiel in und außer dem Schauspiel bildeten: das wird man sich leicht ausmalen können. Auch auf der Ilm, da, wo der Fluß eine anmuthige Krümmung des Ufers macht, wurde ein förmliches Theater errichtet. Waldgebüsche, Zigeuner, Fischer, Nixen, Wassergeister, Sonne, Mond und Sterne, Alles wurde in den

Gang der Handlung auf sinnreiche Weise hineingezogen und geistreich benutzt.

Außer diesen mehr rauschenden und humoristischen Vergnüglichkeiten am Weimar'schen Hofe gab es jedoch auch engere Zirkel daselbst, welche einen tieferen künstlerischen Zweck in sich trugen. So fand im Goethe'schen Hause auf dem Plane am Frauenthore wöchentlich eine Zusammenkunft statt, deren Mitglieder, außer Schiller, Goethe und Meyer, fast nur aus Damen bestanden. Hier verflochten sich die Vorzüge des Geistes mit der zarten Anmuth weiblicher Sitte zu einem schönen Bunde. Doch erfuhr dieser schöne Bund bald einige Störungen. Herr v. Kotzebue gab einmal zu einer solchen Störung Veranlassung. Ein Fräulein von T., Dame am Hofe der verwittweten Herzogin, hatte den Wunsch für Aufnahme desselben in dem Zirkel laut werden lassen und durch ihren Einfluß einige andere Mitglieder der Gesellschaft in dies Interesse zu ziehen gewußt. Bei so bewandten Umständen, besonders da Schiller und Goethe viel daran lag, das bis dahin bestandene gute Vernehmen der Gesellschaft auch in Zukunft aufrecht zu erhalten, und man das heraufziehende Ungewitter schon von Weitem erblickte, wurde folgender Zusatz zu den Statuten der Gesellschaft gemacht: „Niemand dürfe weder einen Einheimischen noch einen Fremden in diesen geschlossenen Kreis mitbringen, wenigstens nicht ohne vorangegangene allgemeine Zustimmung

der übrigen Mitglieder." Daß dies Gesetz ursprünglich gegen Kotzebue gerichtet war, konnte für Niemand ein Geheimniß bleiben; Kotzebue aber mußte dies um so empfindlicher vermerken, da in Weimar zu seyn und nicht in diesen Zirkel aufgenommen zu werden, damals als eine Art von Ehrenpunkt für ihn gelten konnte, und er von Goethe überdies durch manches unverhohlene Urtheil schon sehr verletzt war. So hatte dieser sich unter Anderem, als in einem Gespräch über Literatur auch die Rede auf Kotzebue und dessen „Merkwürdigstes Lebensjahr" kam, geäußert: daß, „abgesehen von den Abenteuern der Reise und dem harten Schicksal des Mannes, das Theilnahme fordere und verdiene, es kaum möglich sey, bei einem von allen Seiten so reich vorliegenden Stoffe etwas an sich Gehaltloseres zu Tage zu fördern. Er sey gewiß, daß, wenn Einer von den Weimar'schen Schöngeistern im Frühling über die Wiesen von Ober-Weimar herauf nach Belvedere geht, ihm tausendmal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner ganzen Reise bis an's Ende der Welt vorgekommen ist. Und das macht bloß, weil er von Natur nicht vermögend ist, aus sich und seinem Zustande heraus in irgend eine tiefere Betrachtung einzugehen. Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenwelt völlig unbekümmert. Ueberall findet er nur

sich selbst, sein Wirken und Treiben wieder; und wenn es in Tobolsk wäre, so ist man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudiren und zu spielen, oder wenigstens eine Probe davon zu halten. Uebrigens bin ich", versicherte Goethe, „keineswegs ungerecht gegen sein ausgezeichnetes Talent für Alles, was Technik betrifft. Nach Verlauf von hundert Jahren wird sich's schon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde. Schade nur, daß durchaus Charakter und Gehalt mangelt, weil er die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wissenschaften übertragen will, was die Deutschen, und zwar mit Recht, für etwas völlig Unerlaubtes zu halten pflegen. Indeß, auch diese Unart möchte ihm noch hingehen, wenn er nur nicht dabei in eine fast unerhörte Eitelkeit verfiele. Ob diese, oder die Naivetät, womit er sie an den Tag legt, größer ist, will ich nicht untersuchen. Er kann nun einmal nichts Berühmtes um, über und neben sich leiden, sey es selbst eine Stadt, ein Land oder eine Statue, geschweige ein Mensch. In seiner „Reise nach Italien" hat er dem Laokoon, der mediceischen Venus und den armen Italienern Alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiß, besonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur vor ihm nicht so berühmt gewesen wäre. Aber da sitzt der Knoten." So sprach sich Goethe über ihn aus. Mehr noch als diese Urtheile hatte aber ein Bonmot,

was Goethe im Scherze einmal auf Kosten Kotzebue's gemacht, diesen gekränkt. Es ist nämlich bekannt, daß in Japan neben dem weltlichen Hofe des Kaisers auch ein geistlicher Hof, der Hof des Dalailama oder Patriarchen besteht, der im Stillen oft einen größeren Einfluß als jener ausübt. Mit Uebertragung dieses Verhältnisses auf den Weimar'schen Hof hatte nun Goethe gesagt: „Es helfe dem Kotzebue zu Nichts, daß er an dem weltlichen Hof zu Japan aufgenommen sey, wenn er sich nicht auch zugleich einen Zutritt zum geistlichen Hofe daselbst zu verschaffen wisse.“ Hiermit konnte aber Goethe nichts Anderes meinen als jenen Abendzirkel, wo er und Schiller allein den Vorsitz führten. Das hieß nun freilich bei einer so reizbaren Natur, wie die Kotzebue's war, Oel in's Feuer gießen; er faßte nun den Entschluß, jenen Zirkel entweder zu sprengen oder ihm gegenüber einen neuen geistlichen Hof zu gründen, worin Er den Dalailama spielen konnte. Zu diesem Zwecke entwarf er den nicht übelberechneten Plan, Schiller zum Oberhaupte der deutschen Dichtkunst auszurufen und sodann für seine Person bescheiden in den Hintergrund zurückzutreten. Manche zufällige Umstände begünstigten dies Vorhaben, die der Urheber des Planes dann auch ebenso klug als geschickt zu benutzen wußte. Durch eine etwas auf Spitzen gestellte Erklärung Goethe's war seit Kurzem eine gegenseitige Erkältung zwischen den Herren und Damen jenes

Zirkels eingetreten. Weil nämlich die Bittgesuche des weiblichen Theils der Gesellschaft zur Aufnahme Kotzebue's, bald im Ernst und bald im Scherz wieder in Anregung gebracht, noch immer nicht aufhörten, so wurde Goethe zuletzt seinerseits verdrießlich und erklärte kurz: „Den einmal als gültig anerkannten Gesetzen müsse man treu bleiben; wo nicht, so sollte man lieber die ganze Gesellschaft aufgeben, was vielleicht auch um so räthlicher sey, da eine zu lange fortgesetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit sich führe." Das war nun wieder ein neues Köhlchen in's Feuer, das gleichfalls von mehreren Seiten gehörig angeblasen wurde. Die Damen besonders zeigten sich äußerst empfindlich. Hierzu kam noch, daß einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans" zu Weimar auf dem dortigen Hoftheater ganz unerwartet einige Hindernisse in den Weg gelegt wurden, so daß Schiller, um dies Stück aufführen zu sehen, selber nach Leipzig reisen mußte. Nun mochte das Eisen ungefähr weich genug seyn und erwartete nur noch eine geschickte Hand, die es schmiedete.

Mit derselben Gewandtheit, womit Kotzebue ein neues Lust- oder Trauerspiel in acht Tagen verfaßte und zugleich in Scene setzte, wurde nun von ihm der Plan entworfen zum Krönungs-Feste Friedrich Schiller's, zwar nicht auf dem Kapitol, doch auf dem Weimar'schen

Stadthause. Scenen aus den Haupt-Tragödien des Dichters, aus seinem „Don Carlos", aus der „Jungfrau von Orleans" und so weiter sollten dabei gegeben werden. Im Kostüme der handelnden Personen gesprochen, sollten sie nicht nur dem Ganzen als Einleitung dienen, sondern auch die Gemüther auf den Hauptschlag, der sie erwartete, gehörig stimmen und vorbereiten. Die liebenswürdige Gräfin v. E., eine ritterlich gesinnte Dame, die Goethe in so manchem geistreichen Abendzirkel als die seinige erkoren und gefeiert hatte, aber ihr später einmal in munterer Laune untreu geworden, übernahm freiwillig die Rolle der „Jungfrau von Orleans". Fräulein v. Imhof, die Verfasserin der „Schwestern von Lesbos", konnte sich dem Antrage, die unglückliche „Maria Stuart" darzustellen, unmöglich entziehen. Der freundlichen Sophie Mereau, ebenfalls einer aus dem Schiller'schen Almanach rühmlich bekannten, lieblichen Dichterin, war die Recitirung des Gedichts: „Die Glocke" bei dieser Gelegenheit zugefallen. Kotzebue selbst erschien zwei Mal, zuerst als Vater „Thibaut" in der „Jungfrau", und dann als Meister Glockengießer in der „Glocke". In der letzten Rolle lag es ihm vorzüglich ob, die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit einem mächtigen Hammer zu zertrümmern. Alsdann erst gelangte der Zuschauer, wie dort zur Anschauung des blanken Kerns, der den ganzen Metallguß in sich schloß, so hier zur Anschauung des

Hauptmoments, worauf das Ganze klüglich berechnet war. Sobald nämlich der Meister Glockengießer den letzten Streich an seiner Glocke gethan, sollte die Form plötzlich zerspringen und sich den überraschten Zuschauern Schiller's Büste präsentiren, zugleich aber der anwesende Schiller selbst an seinem Platze von zarten Händen gekrönt werden. Die künstlerische Anordnung des Ganzen leitete Krause, ein nicht ungeschickter Landschafts-Maler und Direktor der Weimar'schen Zeichen-Akademie. Nach allen diesen so glücklich getroffenen Anstalten konnte man wohl eher an des Himmels Einfall als an eine plötzliche Vereitlung des in seiner Art so einzigen Kunstfestes glauben. Auch herrschte in den ersten Häusern die großartigste Thätigkeit; Kleider und Rollen wurden probirt, Besätze und Schiller'sche Sentenzen zusammengesucht und sortirt, bis ein zierliches und von allen Seiten wohlgerundetes Ganzes daraus erwuchs.

Indessen rückte der zur Aufführung bestimmte Tag immer näher. Der in solchen Stücken äußerst gefällige Wieland war bereits eingeladen und hatte zugesagt. Von der höchst liebenswürdigen Prinzessin Karoline, nachherigen Erbprinzessin von Mecklenburg, die Goethe außerordentlich verehrte, hatte man sich das Wort, bei diesem Feste zu erscheinen, ebenfalls zu verschaffen gewußt. Auch Schiller wurde auf das Verbindlichste angegangen, sagte jedoch wenige Tage zuvor in Goethe's Hause:

„Ich werde mich wohl krank schreiben." — Nur Goethe schwieg zu dem Allen, wiewohl es dennoch nicht an besonnenen Freunden fehlte, die zu ihrem größten Leidwesen aus allen diesen Umständen eine Spannung zwischen beiden so ausgezeichneten Geistern voraussagen zu müssen glaubten. Das Ende ließ sich kaum absehen, besonders wenn Schiller in die seiner edlen, höchst unbefangenen Persönlichkeit gelegten Schlingen eingehen sollte. Die Vorbereitungen zum Feste waren so weit gediehen, daß man förmlich zu einer brieflichen Verhandlung mit den Vorstehern der Bibliothek über Schiller's Büste schreiten konnte; denn diese von Dannecker gearbeitete, der Bibliothek Seitens Goethe geschenkte Marmorbüste war zu jenem Knall-Effekt auserschen worden. Die Verhandlung wurde auch wirklich zwischen den damaligen beiden Professoren und Malern Meyer und Krause eingeleitet. Hier ergab sich aber als ein böses Vorzeichen sogleich ein unvermutheter Rechnungsfehler, der nicht zu beseitigen war. Meyer bemerkte nämlich in seiner Antwort auf das Gesuch Krause's ganz kurz: „die Jedermann bekannten Vorschriften der Bibliothek erlaubten es durchaus nicht, ein Kunstwerk von solchem Werthe an Orten und bei Gelegenheiten, wo es in der Regel etwas tumultuarisch zuzugehen pflege, der Gefahr einer Beschädigung auszusetzen. Zudem stehe, was den guten Geschmack anbelange, es keineswegs außer Zweifel, ob sich

Schiller durch eine Darstellung seiner Idee von der Glocke in Pappe auch wirklich so geehrt fühlen dürfte, wie man zu erwarten scheine." — Ein Stück brennenden Schwammes, in eine Pulver-Mine geworfen, kann schwerlich eine größere Verwirrung hervorbringen als der Inhalt dieses Billets unter allen den Herren und Damen, die einer günstigen Antwort auf ihr Gesuch sehnsüchtigst entgegensahen. Meyer, als vieljähriger Hausfreund Goethe's bekannt, konnte — so glaubte man wenigstens allgemein — nicht anders als im Auftrage oder doch im Sinne des Letztern gehandelt haben, wenn man es auch gar nicht einmal in Anschlag brachte, daß Goethe selbst einer der ersten Vorstände der Weimar'schen Bibliothek war. Wie dem auch seyn mochte, so war doch klar, daß man vielleicht weniger Schwierigkeiten gehabt hätte, an dem genannten feierlichen Tage des Dichters selbst als seiner Büste habhaft zu werden.

Wie heftig dieser erste Schlag die Gemüther traf, der zweite, welcher sie erwartete, war noch bedeutender. Es begab sich nämlich, daß, als man den Tag vor der Aufführung den regierenden Bürgermeister in einem höflichen Schreiben um die Schlüssel zum Saale des neuen Stadthauses ersuchte, wo das ganze Prunkspiel sich entfalten sollte, der Vater der Stadt im Namen des Magistrats die zwar amtliche, aber keineswegs erfreuliche Antwort gab: „das Aufschlagen eines Theaters oder dergleichen

im neuen Saale des Stadthauses sey durchaus unzulässig; Wände, Decken und der neugelegte Fußboden würden gar zu sehr darunter leiden; man bedaure darum recht sehr, in diesem Falle nicht dienen zu können." Alle Gegenvorstellungen, Zusicherungen von Schaden-Ersatz bei etwa eintretenden Unglücksfällen waren vergeblich und vermochten nicht, die Hartnäckigkeit und den Starrsinn des Patrons der lieben Stadt Weimar zu beugen. Den rührendsten Bitten setzte er die strenge Erfüllung seiner Pflichten, den schönsten Thränen aus den schönsten Augen die heldenmüthigste Fassung entgegen; kurz, so verschiedenartige Stürme darauf versucht wurden, das Herz dieser ersten Magistrats-Person blieb so fest verschlossen wie die Thür des neuen Stadthauses, dessen Schlüssel sich in seinen Händen befanden.

Schwerlich hat es je einen trostloseren Tag für die schöne Welt in Weimar gegeben als diesen. Die angenehmsten, glänzendsten Hoffnungen waren nah am Ziele mit Einem Schlage zertrümmert worden. Denkt man nun an den unermeßlichen Aufwand von Krepp, Flor, Band, Spitzen, Gaze, Perlen, ohne einmal die Pappen zur Glocke, die Farben, Pinsel und Leinwand zu den Coulissen in Anschlag zu bringen, ferner an die Zeit und Mühe, welche man an die Erlernung so vieler und so schwieriger Rollen gesetzt hatte — dann wird man keineswegs die Stimmung unwahrscheinlich finden, wie sie in

dem unten mitgetheilten Gedicht aus der Feder einer jener reizenden Theilnehmerinnen selbst ausführlich geschildert wird. — Sollte also der Patriarch von Japan wirklich recht behalten, daß der geistliche Hof nicht zu stürzen sey? Sollte Vater „Thibaut", dieser große Meister in der Intrigue, für diesmal noch einen größern Meister in diesem Fache gefunden haben? Gleichwohl ist die Thätigkeit nicht zu verkennen, womit unter dem Vorwande, eine Glockenform von Pappe zu bereiten, eine förmliche Mine, von der Hand eines in solchen Dingen keineswegs ungeübten Meisters angelegt, den Patriarchen von Japan nebst seinem ganzen Hofe in die Luft sprengen sollte. Dieser indeß und seine Freunde merkten die Gefahr bei Zeiten und wußten sie durch Anlegung einer stillen Gegenmine unschädlich zu machen. Auch stand Vater „Thibaut", als dieser Blitz einschlug, fast so erschrocken und gebeugt da wie ehemals, als die Glocken zur Krönungs-Feierlichkeit von Orleans läuteten und der Blitz in den Thurm der Kathedrale in demselben Augenblicke niederfuhr, wo er mit dem löblichen Vorsatz umging, seine eigene Tochter zur Hexe zu erklären. — Jenes Gedicht aber, das diese Niederlage beklagte, ist folgendes:

„Aschermittwoch zu Weimar.

Was zieht die Straße dort entlang?
Was seufzt so tief? Was stöhnt so bang?

Ist's Hochverrath? Ist's Feindesnäh'?
Sagt, wem erklingt dies Ach und Weh?
O Freundin, ruft die Trauerschaar,
Thaliens Tempel droht Gefahr.
Die Arbeitsleute stehn verdrossen;
Denn, ach! der Stadt-Saal ist geschlossen.
Es hilft kein Drohen und kein Flehn,
Man will Thaliens Kunst nicht sehn.
O Jammertag! O Mißgeschick!
Dahin ist Carlos schönstes Glück!
Dahin des Posa stolzer Traum,
Ihm wird zu enge hier der Raum!
Er flieht das undankbare Land
Und schifft zu Indiens fernem Strand.
Die Königin steht nun verlassen;
Zwar weiß sie männlich sich zu fassen:
Sie suchet Trost in ihrem Ruhm
Und in Apollo's Heiligthum.
Doch was soll aus Johanna werden?
Mit fast verzweifelnden Geberden
Reißt sie den Helm von ihrem Haupt
Und ruft: Nein! Unerhört ist's, unerlaubt!
Wie schön' hätt' ich mich ausgenommen,
Wär' ich gen Orleans gekommen!
In ihrem Stübchen sitzt gebückt
Die holde Agnes da und stickt;
Da öffnet plötzlich sich die Thür —
Ein Trauerzug wälzt sich zu ihr,

Der Freunde Chor — mit rascher Eil
Wird ihr die Schreckenspost zu Theil:
Daß Agnes, sanft und liebevoll,
Trotz allem Reiz nicht spielen soll.
Gekränkt, betrübt an Herz und Sinn,
Schickt man zur Freundin D...l hin.
Sie kommt und ruft: Du treuer Gott!
Als man geschildert ihr die Noth.
Umsonst hat Margot sich gequält,
Gestickt und reichen Stoff gewählt.
Elisabeth erscheinet nie:
Dahin ist Arbeit, Fleiß und Müh'!
Zu Haus sitzt Louison und weint,
Weil, ach! ihr Spenser nicht erscheint.
Graf Dunois und La Hire gehen
Abseits, den Jammer nicht zu sehen.
Und Thibaut ruft: Ich hab's gesagt:
Es ist der Teufel, der sie plagt!
Die Großmama, von Zorn entstellt,
Schilt heftig die verkehrte Welt;
Johann dagegen mit Bedacht
Berechnet die verlorne Pracht
An Zirkel, Silber, Band und Kleid,
Und mehrt dadurch das Herzeleid.
Gegossen stand die Glocke schon;
Ach! von Sophiens Silberton
Ist fürderhin nun nicht die Rede;
Die Glockengießerei steht öde,

Und statt des Friedens waltet Fehde!
Die edle Form zerspringt im Sand;
Sie wird Diskordia genannt.
Anstatt die Stunden anzuschlagen,
Wird man sie nach der Ilme tragen! —
Nun — sollte je das Stadthaus brennen,
Kein Mitglied wird zum Löschen rennen,
Barbaren ihr, verlaßt euch drauf!
Ach, ging' nur erst das Feuer auf!
Du aber, Mensch in höher'm Lichte:
Lern' aus der tragischen Geschichte,
Daß stets des Himmels Strafgerichte,
Wie lang' sie unterwegs verweilen,
Den Frevler doch zuletzt ereilen.
Denn wißt, daß wir, die jetzo leiden,
Auf dem Theater hier mit Freuden
Ein Stück vor Zeiten aufgeführt,
Das einen Unglücks=Namen führt. *)
Ja, weil das Unglück wir gespielt
Und bei demselben nichts gefühlt,
So läßt uns für vergang'ne Sünden
Die Strafe jetzt ein Gott empfinden.
Anstatt in Pracht erscheinen wir
In Staub und Asch', Apoll, vor dir!"

---

*) „Die Unglücklichen" von Kotzebue.

Goethe's Scheiden von der Theaterleitung.

Aus einem Briefe vom Professor Dr. F. W. Riemer.

Weimar, 5. Mai 1817.

„Eine der größten Neuigkeiten unserer Stadt ist, daß Goethe, des leidigen Theaterwesens und Unwesens müde, die Direktion des Theaters niedergelegt hat. Er wird sich selbst, seinen Freunden und Verehrern, den Künsten und Wissenschaften in verjüngter Kraft leben, da jene theatralische Zwangherrschaft ihm nicht mehr seine besten Stunden raubt, indem er für all seine Mühe doch nur Undank einerndten konnte. Ueber seinen Entschluß fand ich unsern sonst in hiesigen Dingen so an sich haltenden Goethe vor ein paar Tagen Abends in seinem Hause sehr animirt. Er sagte im Verlauf des Gesprächs: „Schauspieler und Publikum sind in gleicher Confusion und man macht sie immer mehr zur Natur der Kunst. In die Fremde mußte man gehen, um des Guten froh zu werden, was man hier besaß und nun zerstört. Ein Bedürfniß für das Beste habe ich nie wahrgenommen,

der Drang zum Schlechten bricht aber überall durch, und ich bin dieser Theatertournüren satt. Bei so viel Verdruß auch noch Schande, dazu verweigere ich mich; und die geringste Nachgiebigkeit hierhin untergräbt alle Arbeit, bis das Ganze fällt. Habe ich das Publikum determinirt behandelt, als ich seinen Geschmack auf eine höhere Stufe bringen wollte, muß ich auch determinirt auftreten, wo man mich hemmt, das Gute zu realisiren. Ist's damit vorbei, hat sich kein anderer Sinn festgesetzt als der, daß man nur das Neue will, wie niedrig es stehen möge, nun, wohl Dem, der sich loslösen kann von einem Fuhrwerk, das bergab stürzt. Ich aber kann's und will wenigstens fort von einem Wege, auf welchem die rechte Höhe unerreichbar ist, bei dem Theater besonders deshalb, weil den jetzigen Schauspielern überhaupt für das Leben und die Kunst der Ernst und die tüchtige Auffassungsgabe mangeln. Es ist ein weibisch Volk und ein Weiberregiment ihnen das Zuträglichste." — Zu verdenken ist es ihm nicht, wenn er sich mit Mißbehagen völlig abwendet, sieht er, daß man seine Bahn völlig verläßt. Noch dazu, hatten die Schauspieler hier etwas gelernt, so vergaßen sie das, gingen anderswo hin, und übrigens kamen auch noch mancherlei Mißverhältnisse hinzu, welche die, dem Theater geweihten Stunden trübten. Was die Theaterwelt durch Goethe's Entsagung verliert (was freilich nicht wenig ist, sondern beinahe Alles), gewinnen die

Künste und Wissenschaften dabei. Er ist Chef aller unmittelbaren Künste und Wissenschaften, und waltet als ein solcher sehr bedeutend und erfreulich, besonders in Jena, wo der Großherzog große Summen aufopfert, um die vielerlei Institute zu unterstützen, zu erhalten und ihre Wirksamkeit zu vermehren. — Die Bearbeitung seines Faust für's Theater wird freilich in's Stocken gerathen, aber sey es auch, er trübt die Stunden seines Lebens sich nicht, ist heiter und thätig, und lebt der Welt, indem er vorher nur einem sehr precairen Theile derselben lebte. Wie bekannt, wird er seine Werke neu herausgeben; ein zweites Heft seiner Rheinreise ist schon gedruckt (kann aber den Mystificirten eben so wenig als jenen Künstlern gefallen, die ewig der Santa Maria die Füße abbeißen wollen, da das so leicht ist), und wird herrliche Ansichten über alte und neue deutsche Kunst verbreiten. Zudem schreibt er jetzt eine Geschichte seines Studiums der Botanik, über die in dieser Wissenschaft gemachten Bemerkungen und daraus entstandenen Resultate. Gott erhalte ihn uns gesund!"

Goethe bei dem Jubiläum des Großherzogs von Weimar.

Am 3. September 1825. *)

„Unter dem mancherlei Interessanten, was die Feier dieses Festes darbot, möchte wohl Goethe's Theilnahme dasjenige seyn, was für die Auswärtigen das größte und überhaupt das allgemeinste Interesse hat, und deshalb dürften folgende Bemerkungen nicht unwillkommen seyn.

Schon seit längerer Zeit lebt Goethe in stiller Zurückgezogenheit, nur höchst selten wohnt er einem Feste des Hofes bei, erfreut sich dagegen öfter in seinem Hause freundlicher Besuche von seinem humanen Fürsten und dessen Familie. Der Tag des allgemeinen Jubels für Weimar rief auch ihn in die Wohnung seines gefeierten Mäcens, und er war unter den Ersten, welche dem Jubel-Fürsten ihre Glückwünsche darbrachten. Dies geschah in dem im Park gelegenen römischen Hause, welches der

*) Dieser Tag ist in Eckermann's „Gespräche mit Goethe“ übergangen.

Großherzog gewöhnlich den Sommer hindurch bewohnt und wo sich außer den Cavalieren auch die Kapelle eingefunden hatte, welche letztere den Großherzog bei seinem ersten Erscheinen mit einer Cantate von Hummel begrüßen sollte. Der Andrang der Menschen war groß; Jeder suchte sich eine Stellung, von wo aus man den Großherzog erblicken könne; noch verhinderten ihn die zahlreichen Glückwünschenden, sich der Menge zu zeigen! — Da war es, als Goethe aus einer Seitenthür des römischen Hauses heraus trat; man bemerkte ihn, bald erfuhren es Mehrere, und mit einem Male hatte eine große Menge ihre früheren Plätze verlassen, begierig, nur ihn zu sehen. — Noch auffallender aber sprach sich diese Begierde am Abend aus. Er hatte vermuthen können, daß ein großer Theil der Fremden ihn kennen zu lernen wünschen möchte; um dieses sowohl den Fremden als sich selbst zu erleichtern, und zugleich das hohe Fest, wie er immer zu thun pflegt, auf eigenthümliche Weise zu feiern, hatte er schon früher erklärt, daß er am Abend des ersten Festtages offenes Haus geben werde, „daran, daß man mit ihm diesen Jubeltag begehe, wolle er seine Freunde erkennen!" — und siehe! er hatte viele und würdige Freunde zu erkennen; denn in dem Pallaste eines Monarchen glaubte man sich, betrachtete man den Glanz der versammelten Gäste, deren Anzahl kaum Platz fand in dem geräumigen Hause. Wer, der Weimar auch nur auf

kurze Zeit besucht, kennt sie nicht, die freundliche und reiche Wohnung Goethe's? Sie war an diesem Tage noch überdies wohl ausgeschmückt mit grünem Laubwerk und Blumen; zwischen den Fenstern waren kleine allegorische Gemälde befestigt, welche, schön ausgeführt, die von dem gefeierten Regenten beschützten Künste und Wissenschaften sinnreich andeuteten, und über der Hausthür standen, mit goldener Schrift, die sowohl Bescheidenheit, als auch Dank, Liebe und Verehrung ausdrückenden Worte: „Haec otia fecit." — Wenn man in das Haus tritt, glaubt man in einem römischen Gebäude sich zu befinden; in dem Hausflur sind mehrere Büsten aufgestellt, eine trefflich eingerichtete Treppe führt bequem zum obern Stockwerk; an der Schwelle des Eingangs in den Saal ist mit schwarzem Holze ausgelegt zu lesen ein großes: „Salve!" — Am Abend des Festes waren sieben Zimmer für die Gäste geöffnet; im letzten auf der linken Seite des Gebäudes hing das Gemälde des Großherzogs, mit Rosen umkränzt; im blauen oder Musikzimmer befand sich Goethe nachher im Kreise der Versammlung; in den drei Zimmern des rechten Flügels waren Erfrischungen zu finden, und in dem sogenannten Büstenzimmer, wo eine große Anzahl von Büsten der größten Männer aller Zeiten aufgestellt zu sehen, empfing der freundliche Hausvater die Begrüßungen seiner Gäste. Nach dem Theater hatte sich der Großherzog, erschöpft durch das vielfach Ergreifende

des Tages, zurückgezogen; der Erb-Großherzog jedoch, wie sämmtliche fremde Herrschaften, Gesandten, Minister und ein großer Theil der übrigen Gäste des Hofes, auch die blühendsten Schönheiten und was an geachteten Gelehrten und Künstlern Weimar besitzt, hatte sich bei Goethe eingefunden; zehn fürstliche Personen konnte man zählen, und alle im festlichen Staate, wie sie am Morgen den Großherzog begrüßt; nur die Gelehrten und Künstler waren in einfaches Schwarz gekleidet, gleich ihrem großen Meister, dessen Brust an diesem Tage der große Stern zierte. So stand der ehrwürdige Greis an eine Büste (wenn ich nicht irre, Homer's) gelehnt, und empfing mit Bescheidenheit und stiller Freude die Huldigungen der erlauchtesten Personen; ein Fürst unter Fürsten, feierte er einen Triumph, wie wohl noch kein Dichter erlebt! — Die Versammlung verweilte bis gegen Mitternacht, und der sechsundsiebzigjährige Greis, obgleich er schon Morgens vier Uhr aufgestanden, unterhielt sich bis gegen ein Uhr im traulichen Familienkreise und am nächsten Morgen bei guter Zeit war er schon wieder mit Diktiren beschäftigt. — Am dritten Tage ward Goethe's „Tasso" im Theater gegeben, für das denkfähige Publikum immer ein Hochgenuß! Madam Jagemann („Prinzessin") und Herr Oels („Herzog") zeigten deutlich, daß sie noch aus der klassischen Schule stammen; Herr Dürand („Tasso") gab besonders die feurigen Scenen mit vielem Geschick. Ganz

vorzüglichen Eindruck aber machte „Antonio's" Beschreibung des Papstes; sie war wie für den heutigen Tag gedichtet, und das Publikum verstand rasch und freudig die rechte Anwendung der trefflichen Worte:

„Nur der erfahrne Mann besitzt sein Ohr,
Der thätige sein Zutrau'n, seine Gunst,
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrscht ihn jetzt, und wirkt auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Gesandter schon
Gesehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick,
Als wie der Vortheil seines eig'nen Staats.
Wenn man ihn handeln sieht, so lobt man ihn,
Und freut sich, wenn die Zeit entdeckt, was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird!"

Alles lebte in diesen Tagen in der entzückenden Erinnerung einer noch nicht verflossenen goldenen Zeit; neue Hoffnungen regten sich in jeder Brust und überall vernahm man den herzlichsten Wunsch: Erhalte Gott uns noch lange das würdigste Greisen-Paar — unsern Karl August und unsern Goethe!! — n —

„Das Zusammentreffen des Großherzogs an seinem Jubiläums-Tage mit Goethe war der Moment, der den Gefeierten sichtbar am meisten erschütterte. Mit beiden Händen hatte der Großherzog Goethe's Hände ergriffen, der vor Rührung nicht zu Worte kommen konnte und endlich nur sagte: „Bis zum letzten Hauch beisammen!“ Der Großherzog zeigte bald wieder Fassung und ich hörte: „O achtzehn Jahr und Ilmenau!“ Es folgten Erinnerungen an jene Vergangenheit und in höchster Lebendigkeit schloß der Großherzog seine erste Rede mit der Wendung: „Gedenken wir aber dankbar besonders daran, daß uns auch heut noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

„Nur Luft und Licht
Und Freundeslieb' —
Ermüde nicht
Wem dies noch blieb!“

„Dies Dreifache gab mir, was ich gegeben!“ antwortete Goethe, den die innerste Bewegung noch nicht verlassen hatte, als ihn der Großherzog umarmte und dann zu einem Fenster hinzog, wo Beide leise sprachen, so daß nur die letzten Worte des Großherzogs zu vernehmen waren: „Ich werd' es ja noch erleben!“ Wie man später erfuhr, so bezogen sich diese Worte auf die Jubelfeier der Ankunft Goethe's in Weimar, über welche der Großherzog an diesem Tage eine Bestimmung traf.“ v. M.

Goethe's Jubiläum.

Am 7. November 1825. *)

Von einflußreicher Bedeutung ist der Tag gewesen, wo Goethe Weimar's Fluren zum ersten Mal betrat; an ihn schlossen sich eine Reihe geistiger, für immer denkwürdiger Begebenheiten, darum war man bedacht, ihn auf sinnige Weise zu feiern und ihn nach der Anordnung des Großherzogs mit der am 11. Juni kommenden Jahres eintretenden Dienst-Jubelfeier Goethe's in Verbindung zu setzen, indem unser Fürst, nach einem Handschreiben an Goethe, diesen aus besonderen Gründen schon als den Seinigen erachtete mit dem Tage des Anlangens in Weimar. Ausgemittelt hatte man ihn durch einen Brief Wieland's an Friedrich Heinrich Jacobi und die Angabe bestätigt gefunden durch einen aufgefundenen Brief der Eltern Goethe's an einen ihrer Freunde, den damaligen Königl. Dänischen Konsul Schönborn in Algier, worin unter Anderem eigenthümlicher Weise gesagt wird:

*) Auch dieser Tag fehlt in Eckermann's Buche.

„Der Doctor ist fort nach Weimar, wo er vor der Hand das Versemachen lassen und sich mit andern Dingen beschäftigen muß.“ Am 7. November 1775 ist Goethe nach Weimar gekommen, und als nun der Morgen des 7. November zum funfzigsten Mal wiedergekehrt war seit jenem Tage der Ankunft, sah man von allen Seiten her die Freunde und Verehrer Goethe's in Festesschmuck — denn selbst die Großherzogliche Familie hatte die eben bestehende Hoftrauer auf besonderen Beschluß abgelegt — zu dessen Hause sich begeben und kaum vermochte dies alle Zuströmenden zu fassen. Die ersten Morgenstunden hatte man ihn dem Kreise seiner nächsten Familienglieder überlassen und war hier nur ein alter Schulfreund Goethe's zugegen, der, obwohl auch in den Siebzigen, noch ein Jahr älter als Goethe, von Frankfurt am Main hergereist war. Die allgemeine Feier des Tages begann mit einem vom Professor Riemer gedichteten Morgengruße, der die Ilm mit den Nymphen und Waldgöttern redend einführte. Dieser Gruß wurde als Morgen-Cantate, vom Musik-Direktor Eberwein componirt, von dem Weimarer Gesangsverein, und zwar von vierzehn jungen Damen, dem gefeierten Dichter dargebracht. Hierauf erfolgte die feierliche Ueberreichung obgedachten Handschreibens des Großherzogs und eines zweiten mit einer goldenen Denkmünze. Diese, ausgeführt nach eigner Idee des Großherzogs vom Medailleur Brandt in Berlin, zeigt auf

dem Avers die vereinten Bildnisse des Großherzoglichen Paares, auf dem Revers das Brustbild Goethe's von zwei Lorbeerzweigen umschlungen, mit der von einer Seite nach der andern hinüber deutenden Inschrift:

„**Carl August und Louise — Goethen.**"

Jetzt näherten sich dem Ruhmreichen alle Anwesenden mit Weihgeschenken, Ehrenbezeugungen und Glückwünschen. Die Universität Jena übersendete durch einen Deputirten ein lateinisches Festgedicht, verfaßt vom Herrn Geheimen Hofrath Dr. Eichstädt. Sodann traten herzu die Decane der theologischen, medicinischen und philosophischen Fakultäten Jena's und überreichten, die theologische ein lateinisches Glückwünschungs-Schreiben, die medicinische und philosophische zwei Doctor-Diplome, um so auf Goethe's Haupt den dreifachen Doctorhut zu setzen, denn er hatte bereits im Jahre 1771 zu Strasburg den Grad eines Doctors der Rechte empfangen. Nach ihnen erschien der Weimarische Stadtrath mit einer Urkunde, mittelst welcher er Goethe's Nachkommen das Weimarische Bürgerrecht auf ewige Zeiten ertheilte; er selbst ist schon längst Bürger von Weimar. Sodann überbrachte Angelica Facius, eine junge talentvolle Künstlerin (Tochter des rühmlich bekannten Graveurs und Medailleurs Facius in Weimar), die sich schon bei dem Jubiläum des Großherzogs in ihrer Kunst mit Glück versucht hatte, eine silberne Medaille, welche auf dem Avers das herr-

lich getroffene Bildniß Goethe's und auf dem Revers die von drei in einander verschlungenen Lorbeer-, Eichen- und Oelzweigen umgebene Inschrift:

„Dem VII November 1825“

zeigt. Auch waren durch den Großherzoglichen General-Konsul Herrn Küstner zu Leipzig verschiedene silberne und broncene (auf die Krönung Carl's X von Frankreich in Rheims) zu Paris geprägte Medaillen angelangt (von denen besonders eine wegen ihrer vorzüglichen Größe und der Menge in erhabener Arbeit darauf befindlicher Figuren bemerkenswerth seyn dürfte), und aus einer Einigung der Frauen und Töchter aus den höheren Ständen der Stadt war eine Menge von trefflichen, für diesen Tag passenden weiblichen Arbeiten hervorgegangen, deren Aufzählung mit den übrigen, in großer Anzahl geschehenen Verehrungen hier zu weit führen würde. Die Vollendung des für Goethe gewundenen Kranzes machte gegen elf Uhr der persönliche Besuch des Großherzogs und der Großherzogin, sodann des Erbgroßherzogs und der Großfürstin mit dem Prinzen Carl und den beiden Prinzessinnen. — Während dem hatten die Deputationen der Landes-Collegien, der Universität Jena und der verschiedenen Corporationen die Goethe'sche Behausung verlassen und sich, nebst einem zahlreichen Kreise von Staatsdienern und hinzu gekommenen Fremden, mit höchster Genehmigung in dem Großherzoglichen Bibliothek-Gebäude

zu feierlicher Begehung des Tages an einem Orte versammelt, wo Goethe's Geist lange Jahre, früherhin im Verein mit dem verstorbenen hochverdienten Staats-Minister von Voigt, und seit dessen Tode allein, mit dem ersprießlichsten Erfolge für diese gelehrte Anstalt gewaltet hatte. Der Akt selbst geschah in dem ovalen großen Saale, an dessen obersten Ende man das lebensgroße Bild des Großherzogs mit Kränzen verziert, am untersten aber die auf einem verschließbaren Piedestal aufgestellte, mit einem Lorbeerkranze behangene Büste Goethe's, von Rauch, erblickte. In der obersten Gallerie des Saales befanden sich Sänger, Sängerinnen und musikalische Künstler. Diese ließen zuerst von hier aus eine festliche, von dem Herrn Kapellmeister Hummel componirte Musik ertönen. Als diese verhallt war, trat der Herr Kanzler Dr. von Müller (der sich um Arrangirung der Festlichkeiten des Tages überhaupt geistig-werkthätig verdient gemacht hatte) auf und sprach gewichtige, gehaltvolle Worte, mit welchen er an den Bibliothekar, Professor Dr. Riemer, ein zweites Exemplar jener Großherzoglichen goldenen Medaille, einen besonderen, für diesen Tag auf Befehl des Großherzogs geschehenen neuen Pracht-Abdruck der „Iphigenia" und die Eingangs genannten, auf Goethe's Ankunft in Weimar Bezug habenden Papiere übergab. Riemer erwiederte jene Rede, vertraut mit dem classischen Alterthum, im Sinne Goethe's, und legte die huld-

reichen Geschenke und Papiere in das erwähnte Piedestal feierlichst für ewige Zeiten verwahrlich nieder. Ein Chorgesang, tief ergreifend vorgetragen, endigte diese seltene Feierlichkeit. An diese erhabene Ehrenbezeugung reihte sich gegen halb zwei Uhr ein solennes Mittagsmahl auf dem großen Stadthaus-Saale zu Weimar, an dem über zweihundert Personen Theil nahmen, bestehend aus einer bedeutenden Anzahl von Staatsdienern mit ihren Frauen und Töchtern und aus den anwesenden Fremden. Der Saal war auf eine sinnige Art durch den Ober-Bau-Direktor Coudray decorirt worden; an dem mittlern oberen Ende desselben hatte man den sonst für das eine Musik-Chor bestimmten leeren Raum zu einem, die Ankunft Goethe's in Weimar allegorisch darstellenden Bilde benutzt. Das Bild, von einem Weimarischen jungen Maler, Schmeller — Schüler des zu früh verstorbenen braven Portrait-Malers Jagemann — ausgeführt, hatte drei Abtheilungen; auf der mittleren erblickte man rechts ein Stadtthor, in ihm eine Figur (Wieland) stehend, halb nach innen, halb nach außen gekehrt, in der linken eine Pergament-Rolle haltend und in der rechten Hand auf eine im Geleite der Musen von der andern Seite kommende Figur (Goethe) deutend, gleichsam aussprechend: Seht, Goethe kommt, das ist Er! — weiter vorwärts eine andere und zwar weibliche Figur mit einer Stirnbinde, welche den Ankommenden freundlich empfängt.

Nur die Herzogin Amalie, die erhabene Mutter des Großherzogs, konnte damit gemeint seyn und unverkennbar war sie an ihrer höheren würdevollen Haltung, gleich der in der Mitte des Bildes befindlichen Figur (der Großherzog), die Goethe'n, durch die Lyra in dessen Hand und sonst deutlich bezeichnet, mit der rechten Hand gegen das Stadtthor führte; über den beiden Figuren des Großherzogs und Goethe's schwebte in der Luft eine engelgleiche Figur, mit Kränzen in beiden Händen, um sie auf die Häupter Jener zu drücken. Die zwei Seitenbilder stellten geflügelte Genien dar, wie sie dem Vogel Greif libirten. Unter den Bildern befanden sich folgende Inschriften, in der Mitte: „Willkommen zu Weimar den VII. November MDCCLXXV.", an den Seiten: „Gleich Sternen strahlen seine Werke — ihn kraenzen Mit- und Nachwelt." — Uebrigens waren rings herum an den Friesen des Saales sechsunddreißig umkränzte Medaillons in wohlgewählter Ordnung aufgehangen, jedes einem eigenen Werke des unsterblichen Dichters geweiht. — Zu mehrerer Verherrlichung der Tafelrunde waren eigene Lieder, gedichtet von den Herren St. Schütz, Friedrich von Müller, Peucer, Hase (Hof-Advokat), Weichard (Professor) und Eckermann, größtentheils von Hummel componirt, gedruckt erschienen, die, von Hummel's trefflichem Spiel auf dem Pianoforte und einem besondern Musik-Chor begleitet, theils gesungen,

theils gesprochen wurden; die Solo-Partieen hatten die treffliche Sängerin Madam Eberwein, der berühmte Bassist Stromeyer und der liebliche Tenorist Moltke freundlichst übernommen und sie wurden harmonisch ergreifend durchgeführt. Zwischen diesen Gesängen erfolgte die Ausbringung von vier Toasts; der erste von dem Herrn Staats-Minister Freiherrn v. Fritsch auf den Großherzog, als den Schutzherrn Goethe's; der zweite von dem Herrn Staats-Minister Freiherrn v. Gersdorf auf Goethen, als den Unsrigen (das heißt mit Bezug auf sein Leben und Seyn in Weimar und mit Bezug auf den Festtag selbst); der dritte von dem Sohne des Gefeierten, dem Geheimen Kammerrath von Goethe, im Auftrag des Vaters, auf den noch in Jena lebenden Major von Knebel, als Demjenigen, welcher die erste Zusammenkunft des Großherzogs mit Goethen veranlaßt und vermittelt habe; der vierte von dem Ober-Bau-Direktor Coudray auf das ewige Fortblühen des durch Goethe in Weimar angeregten Kunstbestrebens. — In solchen Genüssen höherer Tafelfreuden schloß sich das Festmahl nach fünf Uhr. — Nun wollte Alles zum Theater, denn dort wurde, auf speziellen höchsten Befehl des Großherzogs, des gefeierten Meisters „Iphigenia“ aufgeführt. Voraus ging ein Prolog, welcher den Herrn Kanzler von Müller zum Verfasser hatte; ihn sprach Madam Seidel, geborne Meyer, und wußte ihn recht

brav, zur allgemeinen Zufriedenheit, vorzutragen; sie war nebenbei höchst lieblich gekleidet und man wollte sie noch nie so gesehen haben. Während dem befand sich die Büste Goethe's, mit einem Lorbeerkranze behangen, auf der Bühne aufgestellt. Der Jubelgreis wohnte der Darstellung in der ihm auch im neuen Hause besonders gewidmeten Loge persönlich bei. Das volle Haus begrüßte ihn, den Helden des Tages, in lauten Beifallsbezeugungen und erneuerte solche, als man nach aufgezogener Gardine dessen Büste erblickte. „Iphigenia" wurde ausgezeichnet, man möchte sagen, unübertrefflich, durchgehends von Künstlern der Goethe'schen Schule gegeben; mit Recht sind daher ihre Namen dem oben genannten in der Bibliothek niedergelegten Pracht-Exemplare vorgedruckt worden; Jeder und Jede beeiferte sich, das Möglichste zu leisten. Die Besetzung war folgende: Thoas: Herr Graff, Iphigenia: Madam Jagemann, Orestes: Herr Oels, Pylades: Herr Dürand, Arkas: Herr Lortzing. Vor allen glänzte aber Madam Jagemann; wie immer die Herrin ihrer Rolle, war sie heute über derselben, wahrscheinlich durch den festlichen Tag begeistert; nächst ihr Herr Oels, der in der Scene, wo der auf ihn liegende Fluch sich hebt, mit ihr wetteiferte. — Nach dem Schlusse des Theaters hatte sich die Großherzogliche Hof-Kapelle aus freiem Antriebe vor der Behausung Goethe's eingefunden und brachte diesem, unter Direktion Hummel's, eine von

Letzterem componirte ausgezeichnete Serenade im Freien, während welcher die Bewohner des umliegenden Frauenplatzes sowohl, als Herr Münderloch jun. auf dem Markte ihre Häuser — dieser mit der Inschrift: „Dem Fürsten der Dichter" — freiwillig illuminirt hatten. — So wurde dieser festliche Tag begangen, der in Weimar's Annalen hochwichtig und ewig denkwürdig seyn, doch immer die Flammenschrift an sich tragen wird: solches geschah unter der erhabenen Regierung Carl August's, und mit diesem Tage die Weimarische Jubel-Trilogie des Jahres 1825 geschlossen. — Noch ist der Aufzeichnung werth, in welcher Art Goethe die einzelnen Stufen des Staatsdienstes erstieg. Kurz nach seiner Berufung im Jahre 1775 wurde er am 11. Juni 1776 als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme in dem damaligen geheimen Consilium eingeführt und vom 5. September 1779 zum Geheimen Rathe, vom 11. Juni 1782 an mit dem Vorsitze in dem Kammer-Collegium befördert, worauf, nach Niederlegung der letzteren Stelle, am 15. Sept. 1804 die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rathe, mit dem Ehren-Prädikate Excellenz, am 12. December 1815 die Ernennung zum Staats-Minister und am 30. Januar 1816 zum Großkreuz des Großherzoglichen weißen Falken-Ordens gefolgt ist. In dieser Zeit wurden ihm außerdem noch manche spezielle Immediat-Commissionen zu Theil, von welchen er jetzt nur noch

die Oberaufsicht über alle Großherzoglichen unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst behalten hat, die er rühmlichst führt. — Von auswärtigen Monarchen wurde er mit folgenden Orden dekorirt: Von dem Kaiser von Rußland im Jahr 1804 mit dem Großkreuz des Russisch Kaiserlichen St. Annen-Ordens; von Seiten Frankreichs im Jahr 1808 mit dem Kreuze eines Offiziers der Ehren-Legion, und von dem Kaiser von Oesterreich im Jahr 1814 mit dem Comthur-Kreuze des Kaiserlich Oesterreichischen St. Leopold-Ordens. — Das oben erwähnte Handschreiben des Großherzogs an Goethe lautet so:

„Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staats-Minister!

Gewiß mit vollem Recht betrachte Ich den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintrittes in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest Meines ersten Staats-Dieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bis hieher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigen Rath, dessen

lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmung verdanke und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit Meiner derselben sich versichert zu halten.

Weimar, den 7. November 1825.

Carl August."

Prolog zu Goethe's „Iphigenia"
am 7. November 1825.

So grüß' ich Ihn, den Hochverehrten, wieder,
Den Freund aus einer frühen gold'nen Zeit,
Und grüß' Ihn hier an heil'ger Stätte wieder,
Die zwiefach nun ein höchstes Glück geweiht.
Ja, pranget nur, ihr neu geschmückten Hallen,
Ihr heitern Kreise füllet euch mit Glanz,
Laßt Freuderuf den Tempel rings durchschallen,
Wir feiern Ihn im goldnen Jubelkranz.

Ihn, der zuerst zum einfach Wahren, Schönen,
Ein Adler sich zur Sonne, aufwärts schwang,
Mit starkem Willen, kraftbeschwingten Tönen,
Die Kunst befreit von falscher Regel Zwang;

Ihn, der das Spiel dem Leben neu verbündet,
Mit klarem Blick durchschaut die dunkle Brust,
Im engsten Raum ein weites Reich gegründet,
Ihn, unsern Stolz und unsre süße Lust!

O schöner Tag, geschmückt von so viel Jahren,
Welch' reiches Sterngebilde steigst du auf,
Nun, was wir einzeln je, beglückt, erfahren,
Zum Allbewußtseyn steigert sich herauf! —
Was Er in so viel tausend stillen Stunden
Gesä't, gepflegt, frisch blüht es um Ihn her;
Was wir durch Ihn erkannt, geliebt, empfunden,
Durchwogt die Brust, ein heilig Freudenmeer.

Und sieh! es zieh'n in neu geschaff'ne Räume
Die alten Genien segnend wieder ein,
Und bringen uns die alten Lieblingsträume,
Verklärt in neuer Hoffnung Zauberschein.
Die Guten alle, die einst hier gewaltet,
Sie leben uns in dieses Tages Glanz,
Und was ein treu Bemüh'n Euch je gestaltet,
Erinn'rung webt's in Seinen Jubelkranz.
Wie schlang Er oft des Lorbeers heit're Kronen
Um ein geliebt-erhab'nes Fürstenhaupt:
Nun wird Ihm Selbst, auf's herrlichste zu lohnen,
Die edle Stirn mit ew'gem Schmuck umlaubt.
So schwebt auch uns ein neuer Tag hernieder,
Es grüßt die Kunst die heil'gen Bilder wieder,

Zu kühnstem Streben öffnen sich die Schranken,
Nur durch Ihn Selbst laßt uns Ihm würdig danken!
Friedrich von Müller.

Der Frankfurter, den ich oben erwähnte und der mit mir in demselben Gasthofe wohnte, erzählte mir: er habe bereits am 6. November Abends in dem Arbeitszimmer Goethe's ganz allein mit diesem seinen Jugendbekannten — „denn Freund dürfe er zu sagen sich nicht unterstehen" — eine unvergeßliche Stunde zugebracht und Goethe sey in sehr bewegter Stimmung gewesen. Schließlich habe er ihn um eine Zeile gebeten zum Andenken dieses Wiedersehens nach länger als funfzig Jahren und er sey beglückt worden durch ein Blättchen von Goethe's Hand. Er zeigte es mir und erlaubte die Abschrift des folgenden Verses:

„Ist uns Jugendmuth entrissen,
Mag zum Troste dann Erfahrung
Sicher leiten zur Bewahrung
Aller, die wir treu uns wissen.
So in jetz'gen Tagen träumen
Wir zurück wohl sonstig Walten
Steter Frühlingswelt uns Alten,
Um in ewig lichten Räumen
Ew'ge Jugend fest zu halten."

Dieser Fremde sagte mir auch: Goethe habe dem folgenden Tage mit Beklommenheit entgegen gesehen und geäußert: „er wird mir viel des Guten bringen, mich aber auch für lange Zeit mit beschwerlicher Unruhe überhäufen, denn es dürfte Vieles zu beantworten seyn, und daß es gehörig geschehe, bin ich mir und Andern schuldig, obwohl es mich verstört in meinem stillemsigen Schaffen.“ — Da wünscht' ich denn, für Goethe selbst möge recht bald der Spruch, den er seinem ehemaligen Schul-Kameraden mitgab, zur Wahrheit und, wie zu sonstigem Walten, ihm auch ferner diesseits Jugend gegönnt werden, bis er spät die ewige Jugend jenseits findet.

Weimar, 8. November 1825. Sn.

Das Goethe-Fest in Berlin.

I. Rede

zur Einleitung der Goethe'schen Geburtstagfeier in der Berliner literarischen Mittwoch-Gesellschaft, gehalten von einem Sekretair am 28. August 1826.

Daß Goethe's Geburtstag von einer Gesellschaft von Dichtern und Dichterfreunden, die überhaupt das An-

denken großer Lebenden und Gestorbenen feiern, begangen werden müsse, verstand sich von selbst, wie denn seit unserer zweijährigen Existenz auch der 28. August des vorigen Jahres nicht unbeachtet hingegangen ist. Nur das wie? war streitig. Ob zwar die Zahl siebenundsiebzig der Jahre Goethe's die Gesammtzahl der freien Künste doppelt enthält, ward es doch nur für schicklich, das heißt für thunlich erachtet, mit Beiseitesetzung der andern Künste, versteht sich, die sehr frugale Kochkunst unsers Herrn Wirths ausgeschlossen, nur durch die Poesie dem Tage ein Feierkleid anzulegen. Für Alle, welche unserer Berathung nicht beigewohnt, diene hier zur Nachricht, daß die vom Herrn Criminal-Rath Hitzig in Vorschlag gebrachte Aussetzung eines Preises, bestehend in einem Ringe mit dem Bildniß des Gefeierten, für das beste Gedicht auf ihn, unter der Modification einstimmig angenommen wurde, daß nur Mitglieder und Ehrenmitglieder der Gesellschaft bei dieser ganz den Privat-Charakter tragenden Concurrenz zugelassen werden sollten. Streitiger war es, ob dem Gedichte eine bestimmte Form und welche zu bestimmen sey? Nachdem durch geringe Mehrheit zum Besten der Schiedsrichter für eine Form, und zwar das deutsche durch Goethe wieder zu Ehren gebrachte Lied gegen Sonett und Ottavereime entschieden worden, entschied sich die Gesellschaft auch dafür, daß das Amt des Schiedsrichters nur Individuen zu übertragen,

welche von der Concurrenz ausgeschlossen wären. Nachdem ausgezeichnete Namen genannt waren, wurde Professor Zelter durch einstimmige Acclamation als der Würdigste, um im Felde des Liedes zu entscheiden, so wie als der Geeignetste für dieses Goethe-Fest wegen einer langjährigen Freundschaft mit dem Dichter-Greis, designirt. Der würdige Veteran und Stammhalter im Gebiet einer Kunst, die durch ihn zumeist Anerkennung ihrer Existenz im Staate und in ihm ihren ersten Vertreter in demselben gefunden, hat unsere Bitte eben so gütig als bescheiden angenommen, und wir erwarten mit Dankbarkeit seinen Ausspruch. Eingegangen sind Lieder von zwölf Mitgliedern, welche nachher den geehrten Anwesenden vorgetragen werden sollen.

Etwas Besonderes bei Gelegenheit dieser Feier sprechen, heißt doch nur: noch auf eine besondere Art den Gefeierten loben; wo aber soll das Besondere herkommen, wenn sich Kunst und Kritik seit Decennien bemüht haben, ihm Weihrauch zu streuen; wenn die besonnene Mäßigung und der Aberwitz wetteiferten, wenn Knaben lallten und Altersschwache stotterten zu seinem Preise, wenn die Geistreichen sich erschöpften und die Dürftigen sich lächerlich machten. Noch einmal den Schild erheben gegen die Angreifer, hieße ihn herabsetzen. Von den Zeiten der ersten Angriffe auf Götz und Werther bis zu den Pustkuchen hat jeder Angriff ihn nur ver-

herrlicht; ohne daß es der Vertheidigung bedurfte, prallten die, meistens vom Neide geschickten Pfeile ab, und gerade der lange Zeitraum, wo ein jüngeres glänzendes Gestirn ihn zu verdunkeln schien, diente nur dazu, ihn leuchtender wieder vor dem deutschen Vaterlande auftreten zu lassen.

Wären wir etwas Ordentliches, das heißt, etwa eine Akademie, so könnten wir dieses Dichter-Fest durch eine Abhandlung, vielleicht über die Nasenbildung der Kamtschadalen oder einige Probleme in der Differential-Rechnung, oder mit einer Berechnung der vermuthlichen Ausbeute der Attischen Bergwerke zur Zeit des Perikles, gewiß eben so angemessen als nützlich feiern; da aber die Poesie noch immer ein wildes Institut ist, das allein von allen Künsten, die ihre Schwestern und Töchter sind, noch keine Anerkennung seiner Existenz in den Staaten gefunden hat, entbehren wir schon deren Privilegien, und man verlangt daher von uns, daß wir bei solchen Festen von zur Sache Gehörigem reden. Um uns einer nützlichen Thätigkeit etwas anzuschließen, könnten wir von Goethe's Metrik sprechen, auch zählen, ob er mehr Consonanten oder Vocale, und wie oft er das Wörtchen und gebraucht hat. Aber es wären Alles nur Tropfen in's Meer. Und doch müssen wir solche Tröpflein aufsuchen, da es uns nicht in den Sinn kommen darf, das ganze Meer seiner Größe zu beschiffen, wie ruhig und anmuthig im Strahl der Abendsonne dieses Meer auch

vor uns liegt, wie wenig auch der Schiffer Gefahr läuft, auf Untiefen zu stranden, in Strudel zu gerathen oder an nackten Klippen zu scheitern.

Es sind zwei Momente, die uns weniger berücksichtigt scheinen, wo auch ihn, damit sein irdisches Glück nicht so durchaus vollkommen sey, das Loos getroffen, verkannt zu werden, einmal von seinen Lesern, einmal von ihm selbst. Goethe wird als Kritiker verkannt und scheint seine große Kraft als Dramatiker selbst verkannt zu haben. Wir erlauben uns, nur mit wenigen Worten hier über Goethe's Kritiken zu sprechen; was Goethe dem deutschen Theater und durch das Theater für Deutschland hätte werden können, ein reichhaltiges Thema, bleibe einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Sonst, das heißt in jenen ganz alten Zeiten der alten Schule, sprach man viel über die egoistische feindliche Kritik des Weimarischen Dichters; neuerdings rügt man wohl hier und da seine zu milden Urtheile über unbedeutende Leistungen. Beides geht uns nichts an; in jener Zeit war es der jugendliche Heros, der im vollen Gefühl seiner Kraft und im vollen Bewußtseyn, daß eine wichtigere Epoche für deutsche Poesie herein breche, hier und da der übermüthigen Lust Luft machen mußte. Seine Angriffe gegen Einzelne, meist nur gegen Namen, waren nur momentan; hat er doch späterhin, wo er in diesen Ausbrüchen des Uebermuths glaubte, zu weit

gegangen zu seyn, nicht selten durch besonnene Würdigung die frühere Rüge widerrufen. Wo er neuerdings lobt, sollte man doch die Complimente und Aufmunterungen des freundlichen Greises gegen Rügen von der ernsten Aburtelung in letzter Instanz wohl unterscheiden.

Uns erscheint Goethe in seiner ganzen dichterischen Thätigkeit als ein großer Kritiker deutscher Nation, der auf seiner Bahn keinen Nachfolger gefunden hat. Sind nicht Goethe's gesammte Werke eine große fortlaufende Kritik der bedeutungsvollen Lebens-Epochen des deutschen Volkes und seiner Poesie? Nicht mit der Verstandesschärfe und dem tief in die Wesenheit eindringenden Witze eines Lessing und August Wilhelm Schlegel hat er die Erscheinungen während seines langen Lebens secirt und das Verkehrte rügend zur Schau gestellt; er hat vielmehr Alles, was sich ihm zeigte, geprüft, selbst darin versucht und das Gute heraus zu finden gewußt. Wer hat, wie er, auf bis dahin unfruchtbar erachtetem Boden geschürft und Adern entdeckt; welcher deutsche Dichter hat so viele neue von einer Unzahl Nachahmern verfolgte Richtungen angegeben, und wer bei solcher Productivität ein so objectiv empfängliches Gemüth gezeigt, das ihn befähigte, sich jeder in's Leben tretenden Erscheinung anzuschließen und sie in sich zu reproduciren? Im Werther lieh er Worte einem allgemeiner werdenden Bedürfniß der Mittheilung von Gefühlen, die in den hergebrachten Regeln

der schönen Wissenschaften keinen Ausdruck fanden. Im Götz ließ er die noch lebenden Erinnerungen aus der Vorzeit, ehe sie ganz untergingen, sprechen. Er prüfte das Wesen der empfindsamen Periode in seiner Stella. Seine kleinen Scherzdichtungen der frühesten Zeit sind durchaus Kritiken des Erlebten. Faust wuchs zu einer Rezension der allertiefsten Richtungen seiner Zeit; das große Gebiet der Philosophie wurde darin aufgenommen. Deutlicher spricht die beobachtende und urtheilende Thätigkeit sich im Wilhelm Meister aus, und prüfte er nicht in den Wahlverwandtschaften, ganz wie er es als Anfänger gethan, durch eigene Versuche eine neue Wunderzeit, von der er sich bald genug lossagte? Wir besitzen zwei Dokumente dieser fortlaufenden kritischen Thätigkeit, seine Gedicht-Sammlung und sein Leben. Welche Rezensionen werden solcher dauernden Frische sich erfreuen, als jene poetischen Stoßgebete aus seinem frühern Leben; schade, daß wir aus einer langen Mittelzeit weniger dergleichen poetische Ergüsse des Moments besitzen; das Gedicht von den neupoetischen Katholiken zeigt ihn jüngst als hell umblickenden Kritiker. In seinem Leben spricht er das mit klaren Worten aus, was wir aus den Gedichten uns entziffern konnten. Welche Humanität athmet durch alle Urtheile; mit welcher Besonnenheit weiß er den richtigen Standpunkt in jeder Periode aufzufassen; wie weiß er von jedem Treiben den guten Keim aufzu-

finden? Dictatoren des guten Geschmacks haben in Deutschland eben so wenig als die Inquisition aufkommen mögen. Wie man den Conrad von Marburg fleischlich, so schlug man Gottsched bald geistig todt. Wäre aber Jemand dazu berufen gewesen, diesen dürren Scepter zu ergreifen, wer hatte gegründetere Ansprüche, als der anerkannt erste Dichter der Nation? Er verschmähte eine solche Autorität, er begnügte sich, wo er nicht durch seine Dichtungen selbst kritisirte, mit Wünschen und Andeutungen. Auf Anfeindungen hat er nie geantwortet, Gegner fast immer mild beurtheilt, und ihre Angriffe sind vergessen.

Welche Ballen mit Bombast der allerverschiedensten Schulen hat dagegen der Buchhandel ausbieten lassen, um Den zu erklären, dessen Werke überall ohne Interpreten zum Herzen sprechen! Von wie vielen Systematikern ward seine freie Thätigkeit in die nur nach ihm zugeschnittenen Stifletten eingeknöpft? Er, der sich wohlbehaglich unter dem grünen Baum des Lebens schattete, hatte das seltsame Schicksal, den Theoretikern als Modell sitzen zu müssen; er fügte sich darin, weil es eine Mode war, die er kennen lernen wollte, ohne sich gefangen zu geben. Zu ästhetischen Dictatoren warfen sich von je am liebsten Leute ohne Geschmack auf, diejenigen, welche dem Born der Poesie am entferntesten standen; es geht auch nicht gut anders, denn, wem eine echte Verständniß der Poesie geworden, wer einmal den Organismus einer poeti-

schen Schöpfung belauscht hat, erkennt mit heiliger Ehrfurcht den höher waltenden Geist, der von keiner Regel eines Perfectibilitäts-Systems gefesselt werden kann. Wenn Goethe daher auch von denen als Muster gepriesen wird, welchen alle Erscheinungen der Geschichte, die Heroen der Vorwelt nur als Marionetten-Puppen für ihr System von der Entwickelung des Weltgeistes gelten und von Werth sind, so ist dies ein seltsames Spiel des Zufalls, und deutet nur darauf, welche Macht das Wahre, selbst über den Egoismus, ausübt. Goethe's Beispiel entfernt jede Besorgniß vor dem Auftreten eines neuen Gottsched. In einem Lande, wo ein solcher Geist nur so sich entwickeln mochte, kann die speculative Willkür keine Schule bilden, die den Geschmack reguliren, und an die Poesie ihr eigenes Maaß vom Absoluten legen will. Die Anmuth, welche Goethe's Dichtungen der allerverschiedensten Gattungen durchhaucht, war sein sicherstes Palladium gegen jeden Schulzwang, vor dem des Dichters bescheidener Geist im Gegensatz zu dem Philosophen sich leider so häufig beugt.

Wir bedauern, nur den einen Kritiker in Deutschland zu besitzen, der so mit dem Lichte Wärme verbreitet. Es mag unser Stolz seyn, tief fühlende Geister, wie Lessing und Schlegel, die Unsern zu nennen: Männer, denen der Dienst für das Wahre weit über die patriotische Vorliebe für das Einheimische geht; betrachten wir indessen

den Troß ihrer letzten Nachzügler, die giftigen Kleinen, welche, meist verunglückte Producenten, in tausend Variationen seit einigen Decennien neidisch umher spuken, nicht die Mängel des Organismus in den Dichtungen aufdeckend, sondern mit Vergrößerungsgläsern jeden Regenfleck aufsuchend — wie herrlich erscheint da ein Goethe, der, selbst der reichste und größte, Anmuth und Leben überall zu entdecken wußte? Goethe, ein Mann, der wie Keiner in die Tiefen der Poesie und des menschlichen Geistes eingedrungen, dennoch auch den Gewöhnlichsten nicht abhold, selbst das et prodesse volunt — poetae gelten läßt.

Goethe darf das Feuer auf Fortunens Altar nie ersterben lassen, denn die Wandelbare hat ihm, wie wenigen Dichtern, auf der langen ruhmumkränzten Bahn gelächelt. Ihr verdanken wir auch den Kritiker. Goethe hat nie mit Sorgen gekämpft. Wo er die Blicke hinwandte, kam man dem Beglückten willig entgegen. So blieb sein Standpunkt im Leben wolkenlos; aus der heitern Höhe mußte er heitern Sinns die Gegenstände um ihn betrachten, während der ewige Kampf minder beglückter Geister mit Mißgunst, Verkennung, oder auch nur die Collision mit gleich Berechtigten, da wo nur ein Brett für Einen im stürmischen Meere wogt, Bitterkeit erzeugen muß.

Doch nicht das Glück, selbst nicht der Genius war es allein, der ihm die ungetrübte Heiterkeit erhielt; auch

die Kraft des eigenen Willens wirkte mit. Die Selbstbeschränkung, die er in seinen Liedern uns anpreist, die in jeder seiner Dichtungen zu uns spricht, hat wohlthätig auch auf den Kritiker eingewirkt. Wer wie er das Kreisleben des Universums in jeder Erscheinung wieder fand, dem flößte sich die Achtung für das Geringere von selbst ein. Wer schien wie er berufen zum Fluge nach dem Höchsten und Fernsten, und wer erscheint größer als er in der Pflege des Nächsten und Niedrigsten? Darum möge, wenn wir heut Goethe leben lassen, auch das Glück, das ihn auf seinen Standpunkt stellte, nicht vergessen bleiben, vor Allem aber Goethe's Selbstbeschränkung, deren Nichtdaseyn viele reiche Geister untergehen ließ, mit Ehrfurcht anerkannt werden.

II. Gedichte zur Preisbewerbung.

1.

Tafellied zum 28. August.

Ist die Zeit auch leicht und flüchtig,
Mag sie kommen, mag sie geh'n,
Wird doch das, was echt und tüchtig,
In der flüchtigen besteh'n.

Sey's ein Werk in Erz gegründet,
Sey's ein Hauch, ein leichter Schall;
Immer blitzt es, trifft und zündet,
Wirkt in langem Wiederhall.

So dem Tüchtigsten von Allen
Soll heut tüchtig, frei und kühn,
Unser frohes Lied erschallen,
Unser frohes Herz erglüh'n.
Freie Stimmen, reine Kehlen,
Tön' aus tiefer, heit'rer Brust,
Munt're Geister, wack're Seelen,
Zeigt euch in des Festes Lust.

Du, Veredler edler Wonnen,
Geist, vom Weltengeist erzeugt,
Von der tüchtigsten der Sonnen
Du geboren und gesäugt;
Leih' uns deine gold'nen Wellen,
Wein vom tücht'gen deutschen Rhein,
Höher unsre Brust zu schwellen,
Schöner unser Fest zu weih'n.

Ström' in's Haupt uns lichte Klarheit,
Ström' in's Herz uns lichte Gluth;
Bring' uns Dichtung in die Wahrheit,
Mach' uns mild bei kühnem Muth.

Dann wird uns der Geist entschleiert,
Dessen Macht uns hier geschaart;
Dann wird unser Fest gefeiert,
Tüchtig, echt nach Seiner Art.

Sey die Zeit auch leicht und flüchtig,
Wird doch das, was wir begeh'n,
Ist die Feier echt und tüchtig,
In der flüchtigen besteh'n,
Giebt von sich noch lange Kunde,
Kund' in Sinn und That und Wort,
Denn die echte gute Stunde
Wirkt in ew'gem Wohllaut fort.

2.

Festlied am 28. August 1826.

Den schönsten Kranz vom Zweige bricht
Die edle Sängerschaar,
Daß sie des Meisters Stirn umflicht,
Den dieser Tag gebar:
„O hoher Meister auserkannt,
Kein Zweiter lebt im deutschen Land
Wie Du.

Kein Zweiter hat wie Du belauscht
Die Wunder der Natur,
Kein Zweiter ging so lustberauscht
Auf seines Gottes Spur.
Das Wort, das durch die Wellen klang,
Kein Zweiter, der es wieder sang
Wie Du.

Wer hat mit heitern Liedes Ton
Uns so gestimmt die Brust,
Daß sie des Lebens Dank und Hohn
Erträgt mit gleicher Lust?
Wer sang so tief und doch so klar,
Wer sang so deutsch, so treu und wahr
Wie Du?

D'rum schmücken wir die Stirne Dir
Mit junger Myrte Kranz,
Auf Deiner Stirn erneut sich ihr
Von Tag zu Tag der Glanz;
So sey ihr Laub, so sey ihr Duft,
So jugendfrisch bis an die Gruft
Wie Du.

Wir muntern Jünger folgen Dir
Auf Deiner Spur gesellt,
In Deinem Sinn erfassen wir
Das Leben und die Welt.

Es sey kein Jünger weit und breit,
Der sich so treu dem Meister weiht
Als Wir."

3.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da Alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an:
Gewiß, du hast geweint.

Und wenn ich auch geweinet hab',
So ist's um Freud' und Leid.
Ihr lärmt und rauscht und ahnet's nicht —
Ich weiß nicht, wie ihr seyd.

Ich las im Goethe eben nun,
Und las im Fauste just —
Ich fand in Gretchen's Kerker mich,
Da weint' ich unbewußt.

Dem Frühling bringt, dem herrlichen,
Nur eure Blumen dar;
Die besten eurer Lieder singt
Dem Goethe immerdar.

Des Thaues Perlen senken still
Auf Blumen sich herab:
Ich weih' ihm freudig, aber stumm
Das Beste, was ich hab'.

4.

Das Jahr vom 28. August 1825—1826.

Von Neuem ruft der Fürst der Lieder
Zusammen seine alte Schaar,
Da finden wir uns Alle wieder,
Schau'n dir in's Antlitz, herbes Jahr;
Wie hast du Deutschlands Ehrenkrone
Mit hämisch arger Tück' entlaubt,
Gerüttelt an Apollons Throne,
Gefället manch viel-theures Haupt!

Dein Herbst rief ihn, der Frauen Dichter,
Des Vaterlandes reichstes Herz,
Wem brennt nicht noch um Friedrich Richter
In tiefer Wunde heißer Schmerz!
Dann sucht der Winter, wen er fasse,
Mit fernhin treffendem Geschoß
Zielt er und streckt in blindem Hasse
Den Mann der Männer nieder — Voß.

Und der mit seinen Zaubertönen
Des deutschen Wortes Laut beschwingt,
Nicht kann den Frühling er versöhnen,
Ach! Weber ihm als Opfer sinkt! —
Nur Sommer hat sich treu erwiesen,
Er ließ uns Ihn, den Einz'gen noch;
D'rum — Jahr! — in Thränen sey gepriesen,
Wir weinen und wir jauchzen doch!

Achill und Goethe.

Da den Peliden
Hatte geboren
Thetis, des Nereus
Herrliche Tochter,
Tauchte den Knaben
Tief in den Styx sie,
Und unverwundbar
Zog sie an's Licht ihn.

Sage mir, Goethe:
Hat die Erzeug'rin,
Aehnlich der Thetis,
So dich gestählet?
Denn die Geschosse
Feindlichen Alters,
Tückischer Krankheit,
Gleiten dir ab vom
Felsharten Busen.

Also der Dichter:
„Nicht in den Fluthen
Stygischen Wassers
Ward ich gehärtet;
Aber im Borne
Göttlicher Dichtkunst,
Ewiger Jugend,
Stärkt' ich die Glieder.

Zeige der Welt nun
Wunder! — ein Heros
Reift nur zum Manne,
Greis wird er nimmer,
Nimmer auch stirbt er;
Eigener Asche
Neu sich entwindend,
Steigt er, ein Phönix,
Lebend zum Himmel!"

Schluss-Chor.

Das neue Lied, das neue Lied
Von Goethe, der hieher uns zieht,
Und wer das Lied nicht weiter kann,
Der fang' es immer von vorne an;
Das alte Lied, das alte Lied
Von Ihm, der ewig jung uns blüht!

5.

Unserm alten Meister zu seinem Geburtstage am 28. August 1826.

Mit frohem Harfenklange
Sey heute Der begrüßt,
Der uns mit seinem Sange
So manchen Tag versüßt,

Der Weise, der Prophete,
Bekannt auf jeder Flur,
Der göttliche Poete,
Der Liebling der Natur.

Man hört den Frühling rauschen,
Wo er ein Liedchen singt,
Die zarten Mädchen lauschen,
Wenn seine Stimme klingt:
Der Schüler horcht bedächtig,
Als wär's im Heiligthum,
Und wer des Liedes mächtig,
Der singt zu seinem Ruhm.

Den Vögelein im Walde
Lauscht' er die Lieder ab,
Und finster wie ein Skalde
Besang er Schwert und Grab:
Was auf dem Erdenrunde,
Was nur ein Sinn erdacht,
Hat er mit Sängermunde
Uns schön und lieb gemacht.

Und heute, wo am Feste
Uns eint ein frohes Mahl,
Und wo im Kreis der Gäste
Lustwandelt der Pokal,

Schall' in der Gläser Läuten
Von ihm ein muntres Lied,
Den Hörer zu bedeuten,
Daß es für ihn geschieht.

Mit frohem Harfenklange
Sey heute Der begrüßt,
Der uns mit seinem Sange
So manchen Tag versüßt,
Der Weise, der Prophete,
Bekannt auf jeder Flur,
Der göttliche Poete,
Der Liebling der Natur.

6.

An Goethe.

O brich ein Blatt aus Deinem heil'gen Kranz
Und laß mein Haupt von seiner Kraft durchbeben;
Senk' einen Strahl von Deiner Stirne Glanz,
Der segne flammend meine Brust mit Leben!

Dich will ich singen, Sänger, dessen Hand
Aus ew'gen Saiten eine Welt geschlagen,
Der an sein Wort des Geistes Wunder band
Und in der Menschen Seelen Licht getragen!

O daß der Strom, der Deinem Mund entquoll,
Ein reines Gold im Vaterland zu wogen,
Der fluthend seine Grenzen überschwoll
Und alle Meere königlich durchzogen,

Zusammendrängte seiner Arme Macht,
Daß aufgethürmt sein Lauf den Himmel schürzte,
Und wie in Nebelgluth der Sonne Pracht
In die Erwartung meines Busens stürzte!

Ich sinke nicht vor göttlicher Gewalt:
Schon trägst du, Strom, den Geist auf klaren Wellen
Und tauchst den Blick in Tiefen, wo Gestalt
Und Leben sich entwirkt aus tausend Quellen!

Ein Jüngling zeigt sich mir voll Lieb' und Leiden,
Er kann des Herzens Fäden nicht entwirr'n,
Vom nahen Glück, vom Leben muß er scheiden
Und drückt den Tod sich in die heiße Stirn.

Rings um ihn her auf weichen Blumenbetten
Webt Jugend rasch der Liebe zart Gespinn,
Und Frühlingsgötter schlingen leichte Ketten
Um junger Lust erblühenden Gewinn.

Bald schwinden diese luftigen Gebilde,
Mit frohen Zinnen steigt die Burg, das Schloß;
Doch List und Trug stemmt gegen tapfre Schilde,
Und Brand und Mord schickt seiner Teufel Troß.

Durch Rauch und Feuer hoch aus Schlachtgetümmel
Hebt eisern eine freie Hand das Recht —
Weh, blut'ge Zeichen stehn am dunkeln Himmel
Zum Untergang dem lebenden Geschlecht!

O Freiheit, grauser noch wirst du geschändet!
Nach einem gold'nen Bließ lockt schlaue Wuth
Und reicht dem Glauben, der sich ihr verpfändet,
Auf des Gewissens Richtstatt Beil und Blut:

Der Edle fällt, und aus der Opferleiche
Entfliegt der freie Geist in alle Welt;
Unsichtbar wird er dem Tyrannenreiche,
Doch schlägt die Stunde einst, da er sich stellt!

Aus Grau'n der Nacht, eh' früh der Morgen dämmert,
Schreckt wüst Geheul den Wald am Berge wach,
Wie's unter ihm in Erz und Steinen hämmert,
Steigt Licht auf Licht, und Schatten steigen nach.

Druiden feiern oben mit Gesängen,
Wild unter ihnen fliegt die Brut der Nacht,
Es huscht und flackert in durchglühten Engen,
Es tos't im Felsen, und der Böse lacht.

Umgarnt hat er den Geist, der nie sich beugte,
Geblendet eines Engels reinen Blick,
Und reißt durch Greuel, die er brütend zeugte,
Die Seelen in sein höllisches Geschick.

Wie anders taucht ein göttliches Erbarmen
Aus sanften Wolken liebend sich herab,
Und hebt die Sünderin mit heil'gen Armen
Zum Himmel lauter aus dem Flammengrab!

So ward es auch in unglücksel'gen Tagen
Dem schönen Jüngling und der Grabesbraut,
Die nicht den Druck des Sarges konnte tragen:
Frei hat der Tod in Flammen sie getraut.

Wohl waret ihr Bedrängten immer nahe,
Ihr guten Götter, in der lichten Zeit,
Als Artemis auf ihren Altar sahe
Und die geweihte Jungfrau sich befreit,

Die fern als Priesterin den Bruder fände,
Und rette ihn vom unwirthbaren Strand,
Daß sich der Zorn der Eumeniden wende,
Zum lang ersehnten heimathlichen Land!

Ach, immer sucht der Dichter deine Spuren
Noch unter Trümmern, hehre Götterwelt!
Doch deine Tempel schwanden von den Fluren,
Und aus den Gräbern ringst du dich entstellt.

Dein Odem aber glüht noch in den Lüften
Und wecket den Gesang in jeder Brust,
Du labest noch mit deiner Haine Düften
Und tränkst die Liebe noch mit deiner Lust.

Dem Dichter nährst du unter bittern Schmerzen
Des Busens ewig jugendliche Kraft:
Verschmäht, verstoßen, noch mit wundem Herzen
Trägt er die Seele singend aus der Haft.

Sonst konnte er, den Gunst der höchsten Frauen
Beneidenswerth und elend einst gemacht,
Jerusalems befreites Grab nicht schauen,
Den Sieg im Auge durch des Kerkers Nacht.

Doch tröstend auch, wenn Sturm und Unheil drängen,
Tritt in die Gegenwart der Dichter ein,
Vereint ein glücklich Paar leicht in Gesängen,
Und geht zurück und läßt die Welt allein; —

Dahin zurück, wo hoch die Säulen ragen,
Wenn sanft Dianens Auge Stille heischt,
Nach ihrem Priester stumm die Götter fragen,
Und Amor kühn der Zeiten Wandel täuscht. —

So täuschet mich der Wellen Licht und Klang,
Die meine Brust in Deine Welt erhoben:
Ich suche Dich, o Sänger, den ich sang,
Und immer eilt mein Lied, Dich hoch zu loben.

Doch Du entweichst mir, wie das alte Reich
Der Götter ewig, daß ich ewig ringe,
Es bleibt sich Deines Himmels Höhe gleich,
Und meine Sehnsucht ist es, die ich singe.

7.

An Goethe's Geburtstag den 28. August 1826.

Wir Alle sind die frohen Kinder
Der großen Schöpferin — Natur,
Wir Alle tragen mehr und minder
Von dem, was ihr gelang, die Spur.

Doch Keiner soll dem Andern gleichen,
Sie mischt den Stoff viel tausendmal,
Sie will das Höchste gern erreichen,
An Form und Geist — das Ideal!

Sie stellt sich früh an unsre Wiege,
Und lauscht und prüfet ungesäumt:
Ob endlich hier im Keime liege,
Was sie so groß und schön geträumt.

Sie weckt das Kind mit zarten Worten,
Sie führt ihm seinen Tag herauf,
Und schließt ihm liebend alle Pforten
Zu den geheimsten Wundern auf.

Und wenn die Blüthen sich enthüllen,
Dann glaubt sie in Begeist'rung oft:
„Hier wird es endlich sich erfüllen,
Hier wird es wahr, was ich gehofft!"

So hat sie Tausend schon erzogen
Mit treuer mütterlicher Hand,
Und tausendmal sich schon betrogen
In stiller Trauer abgewandt.

Doch wo ihr endlich das gelungen,
Was ihre Phantasie gemeint,
Da hält sie's innig auch umschlungen,
Wie die Geliebt' umschlingt den Freund.

Da trägt sie ihn auf starken Händen
Bis zu des Lebens spätem Tag,
Und kann sich nimmer von ihm wenden,
Weil sie ihn nie entbehren mag.

Und wie ihm auch die Jahre schwinden, —
Und wie ihm auch das Haupt ergraut, —
Sie will den Jüngling immer finden,
Die ewig jugendliche Braut!

Wohlan! hier braucht es nicht der Frage!
Wir heben unsre Becher nur:
Der erst' an deinem Weihe-Tage
Gilt dir, du heilige Natur.

Wir Alle sind auch deine Kinder,
Und steh'n zufrieden um dich her;
Empfing der Eine auch das Minder,
Er ehrt bewundernd doch das Mehr.

Das hat uns heut vereint im Kreise,
Füllt uns begeistert den Pokal,
Das ruft aus uns dem hohen Greise
Ein Lebehoch! viel tausendmal!

8.

Gesang für Geweihte.

Herein, ihr Gäste, schließt euch an
Der tiefgefühlten Feier,
Es stimme Jeder, wie er kann,
Zu vollem Ton' die Leier;
Dem Geist, der frei sich selbst gemacht,
Sey freie Huldigung gebracht,
Sey unser Sang,
Kühn wie sein Gang!

Die Spree, zu stammeln kaum belehrt
Von ihres Cäsar's Thaten,
Schon schwieg sie wieder, *) d'rauf verkehrt
Dem Genius wollt' sie rathen.

*) Sprache (?) gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar, da nahm ich Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Ihr Fürst ein Gott sich offenbart,
Sie deutet's keck nach Kinder Art;
Himmlischen Lau',
Kläret sie auf. *)

Der Magus nur im Norden wacht
Für seines Stammes Ehre,
Sein zürnend Wort, jetzt noch verlacht,
Reicht Enkeln starke Wehre.
Das Weltkind, **) ob es frech sich nennt, ***)
Ahnt fromm, dort ew'ges Feuer brennt.
„Eins in der Welt,
Alles erhellt?"

D'rum, was nicht Schüler-Witz befleckt,
Dem Weltkind wollt' behagen,
Was Gott nicht selber hat bedeckt,
Wollt' nackt zu schau'n es wagen.

---

*) Kein Maulwurfshügel, sondern ein Thurm Libanons gafft nach Dameseck.

**) Und weiter, wie nach Emaus, ging's
Mit Sturm und Feuerschritten,
Propheten rechts, Propheten links,
Das Weltkind in der Mitten.

***) Schwach wohl bin ich geworden, es ist kein Wunder, doch wißt ihr, Götter! und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

Natur ihm ihren Busen gönnt',
Ein Mann versucht er, was er könnt',
Lust saugt aus Schmerz
Sein starkes Herz.

Was er erbeutet, hat er auch
Uns freundlich mitgetheilet.
So jauchzt, daß wider alten Brauch
Das Glück ihm, lächelnd, weilet;
Luis', Amalia, Karl August,
O Sternbild heilig deutscher Brust!
Hafen der Kunst
Beut Deine Gunst.

Zu rasten nicht, zu höh'rer That
Der Kranz den Sänger treibet,
Fürstinnen Blick reift edle Saat,
Ihr Dank in's Herz sich schreibet;
Aus herber Kraft erschließt sich mild
Allschönster Sitte reines Bild,
Höchstes erringt,
Wer sich bezwingt.

Aus dunkeln Räthseln tauchen leicht
Nun geistgebor'ne Sonnen,
Die Strenge nord'scher Kunst erweicht
Hesperiens Zauberbronnen;

Hell wird des eig'nen Herzens Schacht,
Vernunft und Wissenschaft wird Macht,
Wie's ihn durchdringt,
Meistergruß klingt.

Und in Europa's Völkerstreit
Sieht er sich fortgetragen,
Zum zweiten Mal seht ihn bereit,
Nach Deutschland sich zu schlagen;
Er streitet deutsch für höchstes Recht,
Vermerkt es auch die Menge schlecht;
Fahret dahin:
Habt deß' Gewinn!

Die wunde Brust verschließt er nun,
Unsterbliches muß heilen.
Im Bruch der Zeit ein sittlich Thun
Heißt seinen Blick verweilen;
Was ihm die Menschen angethan,
Er freut sich nur der Menschen Bahn,
Forscht ihrer That
Ewigen Rath.

Doch Keiner wirkt aus eig'ner Kraft,
Der Weltgeist muß ihn leiten,
Und, was der Einzelne auch schafft,
Dem Ganzen zubereiten.

Gesühnt ward schuldgeborne Schmach,
An Leib und Geist die Fessel brach:
Wege des Herrn,
Deutschem nicht fern!

Und wie der Völker ernst Geschick
Des Dichters Herz gestreifet,
Zur Jugend-Ahnung kehrt der Blick,
Zum Orient, jung gereifet.
All' selbstisch Thun die Gluth verzehrt,
Sich selbst doch hält er frei, verklärt —
Göttlicher Macht
Irdische Pracht.

Die Bahn, wie sel'ge Dichtung strahlt
Nun allem Volke Wahrheit,
Der Deutschen Tiefe Kampf sie malt,
Versöhnung winkt zur Klarheit.
Allmächt'ger denkt, sein Denken mild,
Der Mensch ist's, Gottes Ebenbild,
Sey's euch bewußt
Ewig zur Lust.

Und wieder schweigst du, Brennen-Fluß?
Hegst du noch Durst nach Thaten?
Willst nur im freiesten Genuß
Den Großsinn du verrathen?

Stumm häufst du Schätze geist'ger Welt,
Ehrst jede Blüth' in allem Feld,
Wer aber sang,
Was dir gelang?

Als Völkerschul' der Dichter sah
Tief ahnend Deutschlands Gauen,
Und Ehrfurcht vor sich selbst war da
Als Hochziel anzuschauen;
In jener Schule lernten aus
Wir, wandern nun in's Meisterhaus;
Magus, Dein Wort,
Leitender Hort! *)

Und Du, der siegend bei uns stand,
Wo wir gefallen wären,
Jetzt offen liegt das heil'ge Band,
Das zieht uns, Dich zu ehren.
Der Freund, der uns so frisch gezeigt,
Wie würd'ger Sinn sich Großem neigt,
Zeuge dir laut,
Wie er uns schaut.

---

*) Laßt uns die Hauptsumme der neuesten Aesthetik, welches die älteste ist, hören: „Fürchtet Gott und gebt Ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts ist kommen, und betet an Den, der gemacht hat Himmel und Erden und Meer und die Wasserbrunnen!

9.

Lied für die Mittwochs-Gesellschaft.

Einer.

Wie wir in unsrer Laube sitzen,
Fällt zarter Schimmer sanft herein;
Aus weiter Ferne scheint's zu blitzen,
Muß ein Gestirn des Himmels seyn.

Chor.

Gesell, streng' deine Augen an,
Und sag' uns treulich, was sie sah'n.

Einer.

Ein Stern glänzt über'm blauen Mayne,
Und eine Wiege seh' ich dort
Grad' unter diesem heil'gen Scheine,
Und Frankfurt, denk' ich, heißt der Ort.

Chor.

Gesell, streng' deine Augen an,
Und sage, was sie weiter sah'n.

Einer.

O weh! Verschwunden Stern und Wiege,
Von Nebeln ist der Plan verhüllt.
Glück auf! Als wie ein Held zum Siege
Tritt d'raus hervor ein Jüngling wild.

Chor.

Gesell, streng' deine Augen an,
Sag', was sie von dem Jüngling sah'n.

Einer.

Das Haupt bekränzt mit jungen Rosen,
Zieht er kühn siegend auf und ab;
Doch weiß er auch so süß zu kosen,
Und feiert treu an Werther's Grab.

Chor.

Gesell, streng' deine Augen an,
Und sage, was sie weiter sah'n.

Einer.

Er war mir aus dem Blick verschwunden,
Thüringens Berge deckten ihn;
Nun hab' ich wieder ihn gefunden,
Ich seh' in Weimar ihn verzieh'n.

Chor.

Gesell, Gesell, o strenge an
Die Augen, sag', was thut der Mann?

Einer.

Ja, Mann mögt Ihr mit Fug ihn nennen!
Zum Manne ward der junge Held;
Er schneidet bei des Sommers Brennen,
Was er gesä't, sein Aehrenfeld.

Chor.

Gesell, Gesell, streng' an, streng' an
Das Aug', ist's damit abgethan?

Einer.

Ich künd' Euch nun ein groß Behagen,
Ein reines Glück theil' ich Euch mit:
Ich darf nach aller Wahrheit sagen,
Er lenket jetzt zu uns den Schritt.

Chor.

Gesell, Gesell, Gesell, sag' an —
Du schwärmest! Streng' die Augen an.

Einer.

Das Lied rief ihn zu unsrer Laube,
Leibhaftig kommt zu Euch der Greis!
Er bringt Euch eine reife Traube,
Bringt Rosen mit und Aehrenreis!

Chor.

Er kommt! Er kommt! Stoßt Alle an,
Die Liebe rief, da mußt' er nah'n!

Allgemeiner Chor.

So bist Du, Vater, denn erschienen
In Deiner Treuen stillem Rund!
Bist unter uns! Mit Jugend-Mienen,
Mit Mannes-Ernst, mit Greisen-Mund —
Mit aller Zeiten Gunst beschwert!
Wir lieben Dich! Sind Deiner werth!

10.

Lied für die literarische Gesellschaft.
Am 28. August 1826.

Zu rechter Zeit, am rechten Ort
Verschließen wir das rechte Wort
In voller Brust nicht länger!
Dir, Goethe, tönt der Freude Laut,
Was wäre hier uns mehr vertraut,
Als Deutschlands erster Sänger.

Der Erste bleibt Er, wie ihr wägt,
Und wer Ihn nicht im Herzen trägt,
Ist uns noch jetzt barbarisch;
Denn daß man Großes groß auch nennt,
Mit inn'rer Lust es tief erkennt,
Das heißt uns literarisch.

Was Er erwarb mit ew'ger That,
Wird künft'gem Geist zu ew'ger Saat,
Sey's lehrend, sey's poetisch;
Und wer nach Gründen heut noch fragt,
Dem werde kecken Muths gesagt:
Aechtgoethisch ist aesthetisch!

Ihm hat Natur das All gezeigt,
Er hört sie, wo sie Allen schweigt,
Er herrschet frei im Vollen;
Und darum ist das deutsche Land
In Einigkeit Ihm zugewandt,
Wenn's gilt, Ihm Ruhm zu zollen.

Doch nicht bedarf Er neuen Glanz,
Denn Er empfing gleich Seinen Kranz
Von jeglichem Gebilde;
Ob nah' sie stehen, oder weit,
Er gab den Wesen aller Zeit
Unsterblichkeit zum Schilde.

Der Held des Tag's — im klarsten Sinn —
Vererbt noch jeden Tag Gewinn
In jugendrüst'gem Streben;
D'rum feiern mit des Liedes Kraft
Und bei der Trauben Wonnesaft
Wir dankerfüllt Sein Leben!

11.

Lieder zum Goethe-Feste.
Am 28. August 1826.

1. Der Mensch.

Dich hab' ich nie gesehen,
Und du weißt nichts von mir:
Doch bist, laß mich's gestehen,
Du Trost mir, Lust und Zier.

In voller Schönheit Fülle
Stellst du die Wahrheit dar,
Wie du sie ohne Hülle
Gesehen, licht und klar.

Denn nimmer mag verkleidet
Die Göttin wohl dir nah'n,
Du schautest, hoch beneidet,
Voll Lieb' und Treu' sie an.

Und sie gab dir die Leier
Und macht dich fern und nah'
So vielen zum Befreier,
Die nie dein Auge sah.

Wie bist du stark und milde,
Voll Lieblichkeit und Kraft;
Zum lebenden Gebilde
Wird, was dein Geist erschafft.

Bedrängt vom Weltgewühle,
Matt von des Alltags Last,
Halt' ich in stiller Kühle
Bei deinen Liedern Rast.

Will Bosheit mich empören,
Macht mich die Thorheit wild,
Geh' ich dein Lied zu hören,
Und werde fromm und mild.

Ich fühle mich erhoben,
Und fühle mich verklärt:
Der Dank wird dir von oben,
So wie dein Lied, gewährt.

Deß will ich heut gedenken,
So wie ich stets gethan! —
Laßt voll die Gläser schenken,
Ihr Freunde, stoßet an!

II. Der Schüler.

Ich bat die Muse lang' genug
Um das, was ich ersehne,
Um einen langen vollen Zug
Aus reiner Hyppokrene.

Da wies sie zu dem Meister mich,
An ihn sollt' ich mich wenden,
An ihm mich halten folgsamlich,
Bis er mich würde senden.

Der hat mit Liedern mich erquickt
Aus seiner vollen Schale;
Und oft schon saß ich hoch entzückt
Bei seinem geist'gen Mahle.

Und da nun heut sein Fest erblüht,
Will Jeder ihn gastiren,
Und wer an froher Tafel glüht,
Will sie mit Liedern zieren.

Da komm' ich nun nach gutem Brauch
Mit Liedern auch zum Feste,
Doch wenn mir eins gelang nun auch,
Gab er dazu das Beste.

Hat dort im Morgenlande fern
Ein Fürst beim Mahle Gäste,
Sieht er sie auch im Prachtkleid gern,
Schenkt Jedem Rock und Weste.

O Goethe, du thust noch weit mehr,
Du schmückest deine Wirthe;
Ich, glaubt' ich, sänge dir zur Ehr',
Und du bist's. — Wie ich irrte!

III. Der Trinker.

(Mel.: Am Rhein, am Rhein u. s. w.)

Auf Goethe's Wohl erhebt den vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer:
Denn Goethe's Freund ist stets ein froher Zecher,
Und Goethe selbst noch mehr!

Zum Lorbeer auf will sich die Rebe ranken,
Dies sey uns ein Symbol;
Der Wein erhebt zu köstlichen Gedanken,
D'rum liebt ihn Goethe wohl.

Nie wärest, Werther, du in's Grab gesunken,
So lieb dir Lotte war:
Hätt'st du den Wein als Arzenei getrunken,
Sah'st du noch manches Jahr.

Clavigo pflegte nur am Rand zu nippen,
Trank aus dem vollen nicht,
D'rum sank er auch zuletzt mit bleichen Lippen
Am Sarg, der arme Wicht!

Ach Iphigenia, du hohe Seele,
Wir fühlen deine Pein;
Und klagst du uns, daß dir die Heimath fehle,
Meinst du wohl auch den Wein.

Der Egmont war ein kühner junger Zecher,
Stets frei von Sorg' und Noth,
Der Alba war ein nüchterner Verbrecher,
D'rum schlug er jenen todt.

Jaxthausens Burg, sie hatte volle Keller,
D'rum hielt sie sich so lang'.
Der Götz, fürwahr, er gälte keinen Heller,
Stärkt' ihn nicht geist'ger Trank.

Im Faust springt gar der Wein aus Tisch und Bänken,
Wenn froh der Bursche schmaust:
Wer's so versteht, den wähl' ich mir zum Schenken,
D'rum lebe hoch der Faust!

Giebt's in Europa irgendwo Barbaren,
Die Goethe's Dichtung schmäh'n,
So soll der Wein vor ihrem Gift uns wahren:
Sie sollen dürstig steh'n!

Nur Thorheit meint, er könne je veralten,
Nein, Goethe wird nicht alt!
Und wird er alt, so bleiben wir beim Alten:
Solch Alter hat Gehalt.

Der Geist, er lebt in jedem seiner Lieder,
Er quillt aus jedem Wort;
D'rum singt sie heut beim Mahl, und morgen wieder,
Und jeden Tag so fort!

Am Mayn, am Mayn, da wachsen edle Reben,
Da wuchs der Dichter auch:
So laßt ihn hoch beim vollen Glase leben,
Und leert's nach altem Brauch.

12.

Dem 28. August 1826.

Wie heißt der Strom, der vollsten Dranges
Sich durch Europens Fluren gießt,
Die Nachtigall des reinsten Klanges,
Die Blume, die volldustend sprießt,
Der Gott auf Flügeln des Gesanges,
Der schaffend eine Welt umschließt,
Zu dessen flammenden Altaren
Sich jauchzend nah'n der Völker Schaaren?

Der Völker Schaar, die Er durchschritten,
Der Herrscherkrone Sich bewußt,
Für deren Bildung Er gestritten,
Die Er erzog an Seiner Brust,
In deren Thaten, deren Sitten
Er drang voll heil'ger Liebeslust,
Als Er verscheucht die Dämmerungen,
Der Dichtung Wahrheit kühn errungen.

Ward Er im Morgenland geboren,
Am Euphrat oder Gangesstrand?
Hat Ihn Hesperien erkoren?
Ist Hellas Flur sein Vaterland?
Thront Er in Herkuls Felsenthoren?
Herrscht Er an Rhenus Rebenwand?
Ist das Jahrhundert Seine Amme?
Nährt' Ihn der Vorwelt heil'ge Flamme? —

Natur! nur dir gehört Er eigen,
Du botest Ihm den Weihekuß:
Sich innig, ganz zu dir zu neigen,
Ist Seines Lebens Vollgenuß.
Der Stein, der Wurm, die Pflanzen zeugen
Von Seiner Forschung Lichterguß;
Er hat den großen Bund begründet,
Der Stoff und Geist so eng verbündet.

D'rum jauchzt vorauf des Volkes Menge,
Das Ihn in seiner Mitte sieht,
D'rum folgt Ihm jubelndes Gedränge,
Wenn Er durch ferne Auen zieht;
Der Markt, die Gasse wird zu enge,
Ihn grüßet aller Zungen Lied,
Und staunend geht's von Mund zu Munde:
Erneute sich die alte Kunde?

Die Kunde von dem heitern Gotte,
Der Jugend nur und Leben bringt,
Der frechem Hohn und Lug zum Spotte
Von Land zu Land begeisternd dringt,
Auf den des Dünkels finst're Rotte
Vergebens ihre Geißel schwingt;
Sie selber schmückt im Unterliegen
Des Hohen Haupt mit neuen Siegen.

Es jauchzen Ihm des Indus Mythen,
Die Er so jugendlich verklärt,
Ihm jauchzt das rohe Volk der Scythen,
Dem Iphigenien Er bescheert;
Ihn preisen laut Hesperiens Blüthen,
Prometheus Ihn am Schöpferherd,
Des Weltalls volle Jubelklänge, —
Die Braut in ihres Hüttchens Enge.

Dort naht ein Zug erhab'ner Frauen,
Toscana's Fürstin zieht voran;
Fernher aus düstern Nebel-Auen
Schwebt Faust und Gretchen himmelan;
Dort wollen Ihn Titanen schauen,
Hier weilet Götz, der deutsche Mann,
Und über dem entzückten Chore
Schwebt Epimetheus und Pandore.

Und ihre besten Gaben bringen
Des Meißels und der Farbe Sohn,
Und ihre schönsten Lieder singen
Ihm Hafis und Anakreon,
Und ihre reichsten Kränze schlingen
Homer und Voß um Seinen Thron;
Es nahet selbst mit Fürstenschritten
Der große Genius der Britten.

Der hehre William stieg vom Throne,
Der Seher, der aus mächt'ger Brust
Hervor rief in dem Erdensohne
Das tiefste Weh, die höchste Lust;
Er reicht Ihm dar die Lorbeerkrone,
Ihm, der sich besser stets bewußt,
Den Weltgeist selber klar gestaltet,
Nicht Menschenherzen nur entfaltet. —

Wer ist's, der all den Huldigungen
Der Edelsten vorüberschwebt?
Wer hat so mächtig hier gesungen,
Daß es im Chor des Weltalls bebt?
Wer hat das Herrlichste errungen,
Was hier und dort gleich ewig lebt? —
In Flammentodes Morgenröthe
Dringt hell zum reinsten Lichtstrahl Goethe.

III. Zelter's Ausspruch und Preisertheilung.

„Berlin, am 28. August 1826.

Sie haben, meine Herren, mir eine Ehre zugesprochen, die ich nur Ihrer Gunst und Freundlichkeit kann zu danken haben. In diesem Sinne habe ich, Ihre Wahl verehrend, sie auf- und angenommen, da es zugleich einem Gegenstande gilt, der mein tiefstes Innerstes bewegt.

Indem ich die mir zugesandten Gedichte nach der vorgefundenen Ordnung durchlesen, und ihren ersten Eindruck niederschreiben wollen, ist mir erst ganz klar aufgegangen, zu welch einem Amte mich ein so hohes Vertrauen müßte berufen haben, wenn Männer, wie die würdigen Verfasser dieser zwölf Feier-Gedichte, das Urtheil eines Naturalisten nicht Ihrer eigenen höhern An- und Einsicht vergleichend unterstellen wollten.

Solcher Hoffnung mich getröstend, und daß unter vielem Guten wohl ein Mehr und Minder, doch kein gänzliches Irren zu befürchten sey, hat sich meine Wahl für die beiden Nummern Sieben und Zwölf entschieden, die, gegen einander gehalten, bei ganz gleichem Sinne, sich nur noch in der Form unterscheiden.

Nach nochmaliger heut morgendlicher Erwägung ist mir endlich die Nummer Zwölf, wegen größerer Form, in Hinsicht auf den Gegenstand und ihrer sehr gewandten melodischen Textur als vorzüglich vorgekommen; wenn

das Gedicht gleichwohl dem Musiker nur in seiner glücklichsten Stunde ganz gelingen würde.

Die Nummer Sieben erschien mir von ganz gleichem Werthe und könnte sogar leichter in Musik zu setzen seyn, wiewohl der Componist sich auch hier zu bewahren hätte, durch zu gefälliges Notenspiel dem Gedichte keinen Eintrag zu thun. Denn, wie ein Gedicht (im rechten Sinne des Worts) ein inwohnendes Bild offenbart, so soll der Componist, der hier nicht mehr ganz sein eigen ist, dieses Bild aufzufassen, ja selbst die Melodie zu finden wissen, welche dem Dichter selber vorgeschwebt. Um endlich eine tiefere Basis zu Begründung des obigen Ausspruchs anzugeben, so habe ich diejenigen Gedichte vorgezogen, in welchen der hohe Gefeierte als

Ein Sohn der Natur

erscheint. Und indem Er selber sich zu solcher Benennung von Jugend an fortwährend bekannt hat, so dürfte sie ihm auch heute noch die angenehmste seyn.

Sangbar und begeistert sind endlich alle diese Gedichte und wenn es erlaubt würde, möchte ich gern versuchen, ob mir eins oder das andere davon gelänge.

Zelter."

In Folge dieses Vortrags wurde die Nummer Sieben als das Gedicht bezeichnet, welches, nach Zelter's Entscheidung, neben gleichem poetischen Werth mit Nummer Zwölf, die Hauptbedingung, daß es sich zur Composition eigne,

mehr noch erfülle, und dem mithin der Preis gebühre. Nach Eröffnung des Motto-Couverts ward Ernst von Houwald als Verfasser des Preis-Gedichts bekannt. — Bei dem Gedichte Nummer Zwölf war übrigens ein Versehen vorgefallen, indem es sich ergab, daß der Verfasser nicht Mitglied der Gesellschaft sei, und nur der Concurrenz sich angeschlossen hatte, weil er die Bedingungen nicht genau erfahren. Da man jedoch den Dichter zu kennen wünschte, so war es der Gesellschaft angenehm, daß sich einige Tage später Heinrich Stieglitz als solcher nannte.

IV. Schluss der Feier.

Nach den Vorlesungen versammelten sich die Mitglieder und Gäste zu einem Mahle, wo Goethe's Bestrebungen auf mannigfache Weise lebhaft anerkannt wurden: Trinksprüche, gesprochen und gesungen, wechselten, und Varnhagen von Ense, um den Gefeierten durch dessen eigene Worte dem Kreise gleichsam persönlich zu vergegenwärtigen, las einige neue oder doch noch größtentheils unbekannte Aeußerungen Goethe's vor, die sich zur Mittheilung gerade günstig dargeboten hatten; zuerst einige Worte aus der zu München erscheinenden Zeitschrift „Eos", Goethe's Meinung enthaltend über die Art und Weise, wie dergleichen literarische Institute geleitet werden

sollten; dann folgten ein paar Stellen, gleichfalls auf deutsches literarisches Treiben bezüglich, aus älteren Briefen Goethe's, worin besonders ein geistreiches Urtheil über das Werk der Frau von Stael „de l'Allemagne“ die Hörer lebhaft ansprach; diesen wurden die neuesten Mittheilungen angefügt, welche Zelter durch einen erst eben, in demselben Monate geschriebenen Brief des gefeierten Freundes empfangen hatte; den Beschluß machten acht kräftig-heitre Reimzeilen, von Goethe eigenhändig einem an Streckfuß übersandten italienischen Buche eingeschrieben, eine Stelle des Dante anmuthig ausführend zu Nutz und Ehren der echten Naturphilosophie, deren herrliche Genealogie, als „Gottes Enkelin“ (S. Dante's Hölle XI. 98), durch lauten Beifall anerkannt wurde.

Goethe und Werther's Lotte.

(Aus dem Reise-Tagebuch der berühmten englischen Schauspielerin Fanny Kemble, nachmals Mistreß Buttler.)

„Unter die Ereignisse dieses köstlichen Sommerlebens in Italien gehört der Genuß, welchen uns das Anhören

der Briefe gewährte, die Goethe, damals ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, mit Herrn und Frau Kestner dem Vater und der Mutter unseres liebenswürdigen und edlen Freundes und den Urbildern des „Albert" und der „Lotte" in „Werther", gewechselt. Mehrere genußreiche Morgen waren diesen interessanten Briefen geweiht, die der Welt, hoffe ich, nicht vorenthalten werden sollen. Sie enthalten den Keim, den Kern der Wahrheit, den Goethe nachher in der Dichtung Werther entfaltete. Ich hatte gerade diesen berühmten Roman zum ersten Mal gelesen, und so entzückte mich doppelt die Bekanntschaft mit den Grundzügen desselben aus der Wirklichkeit. Von höchstem Interesse ist bei diesen Briefen die Betrachtung, wie wunderbar die Hand des Genius mit den Elementen der Wirklichkeit gearbeitet hat; wie er bald die Empfindungen und Erfahrungen seines eigenen Herzens und Gemüths nur wörtlich niederschreibt, und nicht minder die kleinen Ereignisse und reizenden, von keiner Phantasie zu erfindenden Details seines von Leidenschaft durchglühten und doch ereignißlosen Umgangs mit der wirklichen Lotte; bald wieder dieses Gewebe von Wahrheit mit solchen Fäden der Dichtung durchflicht, wie sie des Künstlers Sinn und Geist eingaben und forderten; bald mit den wirklichen Personen seines Drama (er selbst und Herr und Frau K.) Umstände verknüpft, die, an sich wahr, doch ganz andere und verschiedene Personen betrafen, zum Beispiel das

traurige Ende des armen jungen Jerusalem, der theils aus unglücklicher Liebe, theils infolge äußerer unangenehmer Verhältnisse, zumeist aber unter dem entnervenden Einfluß einer regellosen Phantasie sich selbst den Tod gab mit einem Pistol, welches er zu diesem Zweck gerade von Herrn K. geliehen hatte. Der Letztere, tief ergriffen durch seinen eigenen, unabsichtlichen Theil daran, schrieb darüber einen genauen nnd höchst interessanten Bericht an Goethe, der eben den Faden eines Romans abwickelte, dieses Ereigniß als seinen Schluß aufgriff und nun, in der Beschreibung des Todes Werther's, Herrn K.'s Brief mit den Einzelnheiten von Jerusalems unseligem Selbstmord wörtlich abschrieb; so ist die reizende Beschreibung seines ersten Zusammentreffens mit Lotten und der Tanzpartie miteinander aus der Wirklichkeit genommen. — Die Veröffentlichung aber dieser Briefe, interessant in jeder Hinsicht und ehrenvoll für den großen Genius selbst, wie für die seiner Achtung und Liebe so würdigen Freunde, würde ein Akt der strengsten Gerechtigkeit seyn gegen Frau K., deren Charakter in der That nur verlieren konnte durch ihre Vermischung mit der Heldin Goethe's; denn Letztere ist, für den nothwendigen Zweck seines Romans, dargestellt als ihre Anziehung nach allen Seiten übend, und keineswegs so der höchsten Achtung würdig wie das reizende Urbild, nach welchem einige ihrer Züge gezeichnet sind. Es ist beinah hart, daß durch

ganz Deutschland Frau K. so allgemein ganz mit ihrer idealen Namensschwester verwechselt worden, bei der die Fülle von Reiz, mit welcher der Dichter sie umgossen hat, nicht entschädigen kann für die stille Ermuthigung, die sie der Liebe eines Mannes, der sie nicht heirathen kann, gewährt; für die Duldung seiner Erklärungen, die nicht aufhören, nachdem sie eines Andern Weib geworden; noch für jene letzte leidenschaftliche Scene, nach welcher wir das Weib des armen Albert nicht mehr bewundern können, sondern nur bemitleiden, und uns sagen müssen, daß der traurige Tod Werther's wahrscheinlich nur noch traurigere Folgen abwandte, die aus den unbeherrschten Leidenschaften des Liebenden und der gesinnungslosen Nachsicht der Heldin entstehen mochten. Vollkommen verschieden aber ist alles dies von der Wahrheit. Von K. selbst in den vertrautesten Umgang mit seiner Braut eingeführt, ward Goethe zu ihr von der glühendsten Leidenschaft ergriffen; aber mit jener festen Ehrlichkeit der Liebe, die keine Unterschiede mißt, blieb Lotte ihrem gelobten Bunde vollkommen treu In täglichem Umgange mit einem Manne, dessen Gemüth und Geist zu den gewaltigsten und wunderbarsten gehören, die in neueren Zeiten auf die Menschheit gewirkt haben, ja zu den großen Ausnahme-Geistern aller Zeiten, bewahrte sie vollkommene Treue und unverminderte Liebe für den männlichen und gediegenen Charakter, dem sie sich verlobt hatte,

und dessen edle Großmuth und das Vertrauen, das er in Beide, sie und seinen Freund setzte, ihren würdigen Lohn in der Treue Beider fanden. Denn seine Lotte, unberührt von Eitelkeit oder Unbeständigkeit, blieb unter der mächtigen Versuchung einer solchen Leidenschaft ihrem würdigen Geliebten allein ergeben; und Goethe, nach vier Monaten ununterbrochenen Genusses ihrer Gesellschaft, riß sich los mit festem Entschluß, wollte lieber scheiden von ihr und seinem Freunde, als sich der Gefahr aussetzen, ihren Frieden durch nutzlose Demonstrationen einer hoffnungslosen Leidenschaft zu stören. Der Stil des Werther, in dem so viel von seinem Reiz und seinen Vorzügen liegt, war mir als unvergleichlich erschienen in seiner Zartheit und Natur-Wahrheit, in seinem vollendeten Pathos und seiner Einfachheit; zu verwundern ist es in der That nicht, daß solche Kunst des Schreibens aus einer wirklichen Leidenschaft hervorging; — als der Ausdruck einer nur erdichteten wäre sie unmöglich gewesen. Bis ich die wirkliche Correspondenz las, von welcher manche Stellen wörtlich in die Briefe des Romans übergegangen sind, hielt ich den Zauber der Empfindung und Leidenschaft in letzterem ganz unübertrefflich; aber die Wahrheit ist auch hier wie überall allein die vollkommene Schönheit; so ist eine Stelle in einem Briefe Goethe's an Frau K. tiefer rührend als irgend etwas im Werther. In seinen Abschiedszeilen, geschrieben am Abend vor

seiner Abreise, unter dem Eindruck des täglichen Glücks sie zu sehen und bei ihr zu seyn, sagt er: „Ich werde dich morgen nicht sehen. Ach! nicht morgen ist niemals.“

Unter dieser Sammlung von Briefen ist einer, der eine höchst anziehende Schilderung von Frau K. giebt, von der Zeit an, wo sie, in ungewöhnlich frühem Alter, nach dem Tode ihrer Mutter das Haupt der Familie ihres Vaters wurde, die Herrin des Hauses, die Führerin ihrer jüngern Brüder und Schwestern, bis zu der Zeit, wo sie, selbst die Mutter einer großen Familie, noch viel von dem Zauber bewahrte, der sie in ihren jungen Jahren umschwebte und nun der Stolz und Segen des Hauses ihres Gatten war, wie früher des Hauses ihres Vaters. Mit einem wunderbar sanften und heitern Gemüth, einem gesunden Verstande und einem höchst einnehmenden und anmuthigen Wesen, war sie damals, was meine amerikanischen Mitbürger eine „liebenswürdige (lovely) alte Dame“ nennen würden, wo sie das Wort „liebenswürdig“ (lovely) mehr in sittlichem als physischem Sinne nehmen, und doch etwas mehr damit sagen, als in dem Worte „liebenswerth“ (loveable), welches sich bloß auf Gemüth und Geist beziehen könnte. Es liegt darin das ganze Wesen und der Reiz der persönlichen Erscheinung, mehr noch aber die innere und geistige Grazie, von welcher jene nur das äußere und sichtbare Zeichen sind. Dieser Brief allein sollte, scheint mir, dem Sohn eine kräftige Aufforde-

rung seyn, die Sammlung, zu der er gehört, zu veröffentlichen; — solch ein Gemälde einer Mutter ist ein köstlich Erbtheil.

Vielleicht der merkwürdigste und interessanteste Theil dieser Geschichte einer Freundschaft ist die erste Publikation Werther's und deren Wirkung auf das Verhältniß zwischen Goethe und Herrn und Frau K. Während die fortgesetzten enthusiastischen Briefe des Genius an seine weniger begabten Freunde für sie nur eine Quelle liebevoller Freude und der Ausdruck einer Liebe und Sympathie waren, welche für ihr Herz einen Werth hatten, der durch seine wunderbaren Gaben wohl nur wenig erhöht werden konnte: so wurden ihre Briefe an ihn, all sein Verkehr mit Lotten und ihrem Manne, all sein eigner leidenschaftlicher Schmerz bei ihrem Verlust, der Zauber der ersten Bekanntschaft, der wachsende Reiz tadellosen, vertrautesten Verkehrs, die schwere und dunkle Zeit, wo dieser Verkehr ihm eine tägliche Qual wurde, die Trennung, bitterer als der Tod, die süßen und zarten Erinnerungen — all diese Wahrheit, dies Leben, die Fülle der Wirklichkeit wurde allmälig das Eigenthum von Goethe's Geist, nachdem es die Erfahrung seines Herzens gewesen war. Mit jener wunderbaren Kraft der Aneignung, jenem Königsrecht, das der Genius übt über Alles, womit er in Berührung kommt, über die innerlichste Arbeit seiner eignen Natur wie über alle andern Dinge, strebte er nun neu

zu erschaffen: in der Gestalt der anmuthreichsten und tiefgefühlten Dichtung die Liebe und Freundschaft, welche sein Herz und Leben erfüllt hatten und ihm eine Zeitlang die liebste Wirklichkeit gewesen. Selbst entzückt durch den Ausdruck, den er für seine Gefühle gefunden hatte (ein Ausdruck, weit wie die Welt, wie ihn nicht Freundschaft und Liebe, wohl aber der Genius bedarf), arbeitete er mit Begeisterung an diesem Gemälde der Vergangenheit und konnte es selbst nicht lassen, wiederholt in seinen Briefen an Herrn und Frau K. auf den Tribut hinzudeuten, den er seinen Freunden zollen würde, mit einer Art kindlicher Freude und Ungeduld sein Geheimniß zu verrathen, die höchst anziehend und merkwürdig ist. Endlich erschien der Werther — Deutschland weinte, und ergoß sich in romantischen Verzückungen über das Geschick des Helden, des Opfers der Liebe. Der Autor wurde überströmt mit Bewunderung, Preis und Verehrung; junge Mädchen erklärten, sie wollten den Namen Lotte nicht mehr tragen, weil die alles übertreffende Liebenswürdigkeit seiner Heldin sie beschäme über ihre eigne Unwürdigkeit, ihre Namensschwester zu seyn. Inmitten dieser plötzlichen Fluth des Ruhms legte er sein Werk seinen Freunden zu Füßen — und empfing als Erwiederung die schmerzvolle Klage verwundeten Zartgefühls — entweihter Heiligthümer des Hauses und Herzens — daß ein edler, vertrauender und geliebter Gatte dargestellt sey als kalt und vor Allem

als nicht geliebt, daß die tadelloseste und vollkommenste weibliche Reinheit umgestaltet sey, zum Zweck eines Romans, in einen Charakter, der fast einer sentimentalen Kokette ähnelt, die mit den gefährlichsten Gefühlen eines fremden Herzens so lange spielt, bis sie der Gefahr, ihrer Heftigkeit als Opfer zu fallen, nur durch den Tod des Liebenden entgeht. K. wies mit Unwillen seine Darstellung als Albert zurück, mit vierfachem Unwillen die Entstellung seiner Frau als Lotte; und Goethe, bestürzt, verwirrt und bitterlich betrübt über das nicht gut zu machende Unrecht, das er seinen Freunden gethan, schreibt mitten in seinen frisch aufgeblühten Ehren und unter dem berauschenden Lobe der Bewunderung, das ihn von allen Seiten überströmte, die eifrigsten, rührendsten Bitten um Verzeihung — nichts weiter als Verzeihung. — Ein Brief von ihm, in dieser Zeit geschrieben, enthält buchstäblich, denke ich, nichts als die demüthigste, zärtlichste und rührendste Bitte um Verzeihung für die Beleidigung, die er so unbewußterweise denen angethan, welche zu ehren und von aller Welt geehrt zu machen er am meisten gewünscht. Dies freilich konnte nicht dauern. Der Genius wie die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen vor seinen Kindern; er stützte sich, allmälig und absichtslos, auf die Schönheit des Werkes, das er geschaffen, und seine ungeheure Wirkung und Popularität; Herr und Frau K. erholten sich allmälig von dem ersten Schreck über

den unwillkommenen Nimbus, der nun um ihren Umgang mit Goethe glänzte, aber in einem seiner Briefe sagt Goethe: „Werther muß seyn", und K. in einem Schreiben an einen andern Freund: „er werde sich in Zukunft in Acht nehmen mit Freunden, die Genies sind." Und obgleich der liebevolle Verkehr ihres Briefwechsels noch manches Jahr nachher fortdauerte, hatte doch das innerste Leben ihrer Liebe von diesem Augenblick an eine Wunde empfangen, von der es niemals ganz genas. Goethe versuchte vergebens, ihnen das Recht der Kunst über die Wirklichkeit begreiflich zu machen; sie stellten ihm vergebens eine Wirklichkeit gegenüber, auf welche die Kunst keinen Anspruch habe. Die in Worten nicht auszudrückende Verschiedenheit zwischen dem Genius und seinen weniger begabten Genossen mußte von beiden Theilen tief empfunden werden: das Bluten und Schmerzen der zarten menschlichen Sympathieen, die sie verbanden, ist eines der schmerzlichsten Beispiele der Art, die mir je vorgekommen. Goethe versprach eine andere Lotte zu schreiben, die in rechter Wahrheit seine, K.'s Lotte seyn sollte; aber er hielt sein Wort nicht. Sein Geist bedurfte keine zweite Schöpfung derselben Art; die Welt würde an keine andere Lotte geglaubt haben; die Wahrheit, die er brauchte, hatte er genommen — die, welche er nicht brauchte, hatte er weggelassen; sein Werk war vollkommen, und der liebevolle Wunsch seines Herzens forderte seine Erfin-

dungskraft vergebens zu einer zweiten Schöpfung, welche die erste hätte verdrängen sollen. Und aus den Gemüthern des deutschen Publikums wird der Glaube, daß Werther's Lotte in jeder Einzelheit Frau K. sey, durch nichts anders verdrängt werden, als gerade durch die Veröffentlichung eben dieser Briefe, welche allein ihr und ihrem Gatten volle Gerechtigkeit erweisen können, während sie zugleich Goethe von der liebenswürdigsten und anziehendsten Seite zeigen. Was er für eine Verherrlichung seiner Freunde hielt, sie fast für eine Schmähung nahmen, erhält erst hierdurch sein rechtes Licht."

August von Goethe.

Von St. Schütze.

Ich fühle mich gedrungen, ein paar Worte über ihn öffentlich zu sagen, nicht, weil er der Sohn eines berühmten Mannes, sondern weil er an sich eine merkwürdige Erscheinung war. Diese Merkwürdigkeit besteht darin, daß sich nicht leicht ein Mensch auf der Welt

findet, der von den äußern Umständen so begünstigt, und dabei doch so verkannt wird. Sollte man nicht glauben, daß er, der einzige Sohn eines Mannes von solchem Ruhm und Ansehen, in Reichthum zu einer schönen, kräftigen Gestalt aufgeblüht, durch jede Art von Bildung in höhere Verhältnisse eingeführt und dazu berechtigt, überall das günstigste Vorurtheil von sich hätte erwecken müssen? Denn gewöhnlich wird Der, welcher vor der Welt in ein so vortheilhaftes Licht gestellt ist, überschätzt und das Glück der Umgebung ihm zu persönlichen Vorzügen angerechnet; aber der Himmel weiß, wie es gekommen seyn mag, es hatte sich im deutschen Publikum — und vielleicht noch weiter — die allgemeine Sage verbreitet, daß der Sohn des berühmten Goethe vom großen Geiste des Vaters das gerade Gegentheil bilde. Ueberall, in Preußen, in Sachsen, am Rhein, im südlichen wie im nördlichen Deutschland mußte ich dieses Urtheil hören; fast Keiner, der den Namen Goethe aussprach, ohne für den Sohn dieses Aber hinzuzufügen, wobei noch Mancher besonders, nach Ansicht und Absicht oder nach Maaßgabe seiner eigenen Dummheit, auf das Schändlichste übertrieb. Es läßt sich dies nicht anders erklären, als daß das Publikum sich hier nun einmal seiner Liebe zu Contrasten hingegeben hatte. Da man nämlich einmal glaubte, daß man den Sohn in keine Geistverwandtschaft zum Vater stellen könne, so gefiel man sich darin, ihn neben dem

hellen Lichte zu einem recht starken Schatten zu machen, und wenn das Publikum einmal eine solche sagenhafte Merkwürdigkeit ergriffen hat, läßt es nicht leicht wieder los. Eine Veranlassung zu diesem Glauben kann gegeben haben, daß der junge Goethe nach schnellem Wachsthum in seinem dreizehnten oder vierzehnten Jahre (wie man das in dem Alter häufig findet) wirklich ein solches Ansehen hatte, als ob man sich von seinen Geistesanlagen nicht viel versprechen dürfe. Ich selbst hatte damals diese Vorstellung von ihm. Aber in der Folgezeit, wie ich ihn näher kennen lernte und die Bekanntschaft allmälig in freundschaftlichen Umgang überging, wurde ich, von Jahr zu Jahr Augenzeuge seiner körperlichen und geistigen Entwickelung, eines Besseren belehrt. Eine Merkwürdigkeit ganz anderer Art that sich mir nach und nach hervor — nämlich eine große Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn, welche zu bemerken und weiter zu verfolgen mir das größte Vergnügen gewährte. Nicht allein die Gestalt, das dunkle Haar, das blühende Gesicht mit den schwarzbraunen Augen erinnerte lebhaft an den Vater, sondern auch ein gewisses ernstes, gesetztes Wesen, mit deutlicher und bestimmter Auffassung der Dinge, führte auf ihn zurück. Vor Allem hatte sich das Plastische, ja Realistische, das den höhern Eigenschaften des Vaters die Grundlage giebt, auf ihn fortgepflanzt. Am meisten wurde man dies gewahr, wenn der junge Goethe erzählte und

schilderte. Alles ordnete sich sprechend und malerisch neben einander, wurde mit einer gewissen Ausführlichkeit ausgebreitet, und, indem er das Gesehene gern zum Großen, Bewunderungswürdigen hob, bekam seine Erzählung selbst einen poetischen Anstrich. Der Sinn für das Praktische zog ihn zunächst zum Oekonomischen hin, und er würde gewiß, wenn es die Umstände erfordert hätten, als Verwalter großer Güter das seltenste Geschick bewiesen haben. Diese Neigung bestimmte ihn denn auch für das Kameralfach, worin er sich mit seinen Leistungen als geheimer Kammerrath von seinen Vorgesetzten das höchste Lob erwarb. Musterhaft war besonders seine Ordnungsliebe, womit er bei seinen Arbeiten wie bei seinen Studien, bei Kunst- und Naturaliensammlungen, auch wohl bei theatralischen Festlichkeiten, hier vorzüglich mit plastischem Sinn, Alles auf das Sorgfältigste sonderte und eintheilte, für die Bestimmung anpaßte und erhielt. So folgte er denn auch lange Zeit der Gewohnheit des Frühaufstehens, selbst im Winter, und wußte recht anlockend die Lust zu schildern, in stiller Dunkelheit sich selbst das Licht zu zünden, den Ofen mit der Flamme zu beleben, und nun bei ruhiger Arbeit das Erwachen der Stadt, das Pochen der Werkstätten, das Hämmern der Schmieden und so weiter zu erwarten. Mit derselben Sorgfalt führte er auch sein Tagebuch auf seiner Reise durch Italien. Immer mehr öffneten sich seine Sinne für das

geistige Treiben in der Welt, für Alles, was nur als merkwürdig in seiner Nähe zur Sprache kam; und besonders schloß er sich der Kunst an in ihrer Ausübung und Erscheinung. Mitzuspielen in Stücken, wie „Wallenstein's Lager", als die Weimar'sche Gesellschaft noch des Sommers nach Lauchstädt ging, gehörte zu seinen ersten Jugendfreuden. Bedeutende Stellen, besonders aus Schiller'schen Stücken — er schien sie auswendig zu wissen — würzten oft mit sinnreicher Anwendung seine Rede. Seine volltönende Deklamation ward gern gehört. Auf festlichen Redouten war er der sprechende Herold. — Nicht durch Abstraktion und Philosophie, wohl aber durch ein gesundes, treffendes Urtheil zeichnete er sich ganz vorzüglich aus, und über Kunstwerke wie über Angelegenheiten des Lebens sprach er oft ein bündiges Wort, doch immer lieber unter guten Freunden als in größern Gesellschaften. In diesen fehlte seiner Zunge die Gewandtheit und der Leichtsinn, über etwas viel und nichts zu sagen, weshalb er hier auch nicht in seinem ganzen Werth erkannt wurde. Mit Gedanken nur zu spielen (wenn es nicht aus poetischer Anwandlung geschah), und Unebenes nur beschönigend auszusprechen, dazu liebte er die Wahrheit zu sehr. Um diese war es ihm immer mehr, als um ihren Schein zu thun. Etwas Kräftig-Deutsches, ich möchte sagen, etwas von der Biederherzigkeit des ritterlichen Götz von Berlichingen sah aus ihm hervor. —

Die Eitelkeit lag fern von ihm, und ob ihm gleich für Form und Sitte ein richtiges Maaß überkommen war, so setzte er doch die Eigenthümlichkeit weit über die Nachahmung. Mit fremden, ganz aus der Nähe entlehnten Federn sich zu schmücken, wie oft Kinder berühmter Eltern thun, verwarf er mit edler Selbstständigkeit. Er ließ es in seinen Reden nie merken, daß er der Sohn eines weltberühmten Mannes war. Statt bloß nachzusprechen, wählte er bei innerm Zweifel lieber das Schweigen oder selbst den Widerspruch. Mit bescheidenem, festem Sinn sich selbst zu genügen, lag ihm näher, als der Beifall der Welt und der Vortheil des äußern Glanzes. In ehrfurchtsvoller Entfernung von seinem Vater beschlich ihn nicht die jugendlich-eitle Lust, auch Verse machen zu wollen, und so galt er für eine rein prosaische Natur. Dennoch lag auch etwas Poetisches in ihm, das zuerst nur in geselligen Kreisen, als unwillkürlicher Ausdruck, dann aber in wirklichen Gedichten sich kund gab, womit er nicht wenig überraschte. — Solche Erstlingsfrüchte finden sich im „Chaos", einem Blatte unter Freunden, das — in mehreren Sprachen verfaßt — aus dem Goethe'schen Hause hervorging.

Leider waren dies die letzten Spuren seiner Geistesentwickelung. Etwas Gewaltsames, das mit einem Uebergewicht des Materiellen sich allmälig in seine Lebensweise mischte, brachte Veränderungen in ihm hervor, die für sein

Glück, ja für sein Leben fürchten ließen. Nur zu bald traf ein, was man besorgte. In Italien fand er seinen Tod, mitten in der vollen Blüthe des männlichen Alters. Ein leichter Anflug von Scharlachfieber hatte ihn in Rom auf das Krankenlager geworfen, auf welchem er mit einem dumpfen Seufzer plötzlich in der Nacht sein Leben aushauchte, von einem Blutschlag getroffen. So endete der Wackere, der mit den besten Kräften des Körpers und des Geistes nur für das Glück geschaffen schien. O wie schmerzt mich sein Tod! —

Schiller.

Aus dem Tagebuch eines jungen Theologen.

(1792.)

„In Jena besuchte ich mehrere Collegien und Studenten-Gesellschaften. Die Lage der Stadt gefiel mir nicht. Eine freie oder doch halb freie und heitere Lage entspricht, dünkt mich, dem Wesen eines Musensitzes. Man mag sich durch Gewöhnung recht wohl befinden in Jena, ich sah aber die Stadt an sich selbst an und hiernach schien sie mir klösterlichen Uebungen angemessener als akademischen Studien. Ueber Städten pflegt bei stiller Luft gern Küchen- und Ofenrauch in Wolkenstreifen zu schweben, aber hier kann er gar nicht über die Berge kommen.

Mich verlangte sehr, Schiller kennen zu lernen; sein „Don Carlos" hatte mich mit hoher Verehrung für ihn erfüllt. In meiner Seele schwebte eine Vorstellung seiner äußerlichen Gestalt, nach dem Geiste seiner Poesie gebildet. Hohe

Würde in einer edelschönen Mannsgestalt, das war der Inhalt meiner Vorstellung. Nicht Freundlichkeit erwartete ich von Schiller, aber doch Herablassung voll Güte. — Das Erste, was mir auffiel, war seine Wohnung, oder vielmehr der Zugang zu ihr; sie fand sich in einem Hinterhause, zu welchem ich über einen gemeinen Wirthschaftshof und einen alten schlechten Corridor entlang hingewiesen wurde; an der letzten Thüre sollte ich anklopfen. Diese äußerlichen Dinge in Schiller's nächster Nähe verstimmten mich; sie waren mir wie mit Unverschämtheit dahin gedrängt. Meine Führerin, dem Ansehen nach eine Haushälterin, ärgerte mich auch, sie nannte Schiller's Namen und zeigte mir seine Wohnung mit größter Gleichgültigkeit, als wäre hier nur von den gemeinsten Alltagsdingen die Rede gewesen. Ich klopfte leise an die Thür. Eine schwache, unmännliche, fast quäkende Stimme spricht: „Herein!" — „Kann das Schiller's Stimme seyn?" Mit dieser Frage stand ich ein paar Augenblicke zweifelhaft da. Ich klopfe noch einmal an; dieselbe Stimme. Leise öffne ich die Thür und erblicke drei Herren an einem Tischchen, die Hände voll Karten. „Verzeihen Sie!" — sprach ich — „wohnt der Herr Hofrath Schiller hier?" — „Ja!" antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber, und ging mit dem andern Herrn hinweg in eine Seitenstube. Da stand Schiller vor mir! Mein Blick

überflog ihn vom Haupt bis zum Fuß. Kaum konnte ich vor Verwirrung die Worte sagen: „Ich wollte mir die Freiheit nehmen, Ihnen persönlich die hohe Verehrung zu bezeugen, die ich schon seit langer Zeit für Sie empfinde.“ — Alles an Schiller widersprach dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit der Darstellung eines schlaffen Körpers, die Kniee eingebogen, einen Arm auf die Stuhllehne gestützt, ein mattes Auge mit unstätem Blick, ein bleiches längliches Gesicht ohne besonderen Ausdruck, und dazu röthliches Haar und langfingerige Hände, die ein Schnupftuch hin und her drehten. Ehre sey Schiller's herrlichem Geist! Nur dieser ist Schiller, nicht sein Leib, so wie ich ihn sah. Vielleicht war er eben kränklich und verstimmter Seele. Meine Erscheinung war ihm auf jeden Fall unangenehm. Er mußte die Betroffenheit sehen, womit ich ihn anschaute; denn mein Gesicht konnte eben nichts Anderes ausdrücken. — „Wer sind Sie?“ fragte er mit eben der Stimme, die das Herein! gesprochen hatte. Ich beantwortete diese Frage mit dem Zusatz: daß ich eine Fußreise durch Thüringen mache. Schiller schwieg ein Weilchen, wie zerstreut das Schnupftuch drehend, und sprach dann leise: „Sie machen also eine Reise?“ — Länger konnte ich nicht aushalten. Ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen wäre, und eilte von dannen.

Schiller war der erste große Dichter, den ich sah. Künftig will ich gescheidter seyn und das Leibliche großer Dichter und Künstler so wenig, wie großer Gelehrten, deren ich schon mehrere kennen lernte, zum Voraus nach der Idee ihres Geistigen formen. Den Geist vornehmlich will ich suchen, und mich freuen, wenn ich zugleich Humanität und Nachsicht finde."

Diese Schilderung, vor länger als dreißig Jahren aus einer Zeitschrift entnommen, fand hier nur deshalb eine Stelle, um einer Klage zu gedenken, die man oft hört von unbedeutenden Personen, wenn sie berühmte Männer besucht haben und sie eben nicht in glorreicher Liebenswürdigkeit fanden. Seit langer Zeit schon machten junge Müßiggänger, die kein anderes Werkzeug erfassen wollen als die Feder, Jagd auf hervorragende Geister, um dann durch Bekanntmachung der Gespräche mehr sich selber als die angeblich von ihnen Verehrten in das beste Licht zu stellen. Wer solche Besucher sich nicht abwehren kann, dem ist es nicht zu verargen, wenn er sich vorsichtig benimmt, und jener junge Theolog, der später selbst zu gebührender Schätzung kam, hätte vielleicht, wäre er nicht trotzig rasch umgekehrt, auch an Schiller die Leutseligkeit wahrgenommen, durch welche nicht Wenige, die ihn besuchten, seiner edlen Natur, die ihm Goethe allseitig be-

zeugt, gewiß wurden. Erinnern wir uns noch, daß Schiller im Jahre 1791 einen schweren Anfall seiner Brustkrankheit überstanden hatte und 1792 erst wieder in der Genesung war, brauchen wir zu der obigen Schilderung kaum noch die Hindeutung auf die Mißlaune, womit Jener von dem Reisenden überhaupt betrachtet ist. Es ist nächstdem schon eine wunderliche Voraussetzung, wenn man meint, Männer von Geist wären nicht auch dem Wechsel der Stimmungen unterworfen, es muß ja zumal der Dichter ihrem Umschwunge sich oft willig hingeben, um zu erreichen, wozu ihn Gedanken und Seele drängen. Mehr noch als Schiller hat Goethe Vorwürfe wegen angeschuldigter Kälte und Schroffheit erfahren, und es mögen hier zwei, dem Herausgeber im Gesellschaftsleben kundgewordene Beispiele folgen, die dergleichen Vorwürfe veranlaßten, bei billig Denkenden sie aber abweisen. Zu Mehreren, die an einem Vormittage schon die Zeit Goethe's in Anspruch genommen hatten, nur um sagen zu können, daß sie bei ihm gewesen, gesellte sich auch in seinen jungen Jahren Herr Schütz (später Gatte der Händel-Schütz), ohne gemeldet zu seyn. Da trat Goethe aus der nächsten Thüre und einen Fremden gewahrend, redete er ihn an mit der Frage: „Wer sind Sie?“ Schütz antwortete: „Ich bin der Verfasser von —“ und nun nannte er den Titel einer verschollenen kleinen Schrift. „Und wer ist denn Der?“

war die zweite Frage Goethe's, die Jener so übel nahm, daß er sich ohne Abschied entfernte und niemals begriffen hat, wie recht ihm für seine Eitelkeit geschehen war. Schütz gesellte sich dann später auch zu Goethe's Widersachern durch mehrere gallige Aufsätze, die zu der Zeit erschienen, als der berühmte Dichter an einer gefährlichen Krankheit litt und nur mühsam genas. Darauf deutet der erste Vers des folgenden, jene Widersacher treffenden Spottliedes:

„Vater Goethe wird genesen,
Mit Triumph in's Leben zieh'n,
Da der Tod selbst gegen Ihn
Nur ein — matter Schütz gewesen.

Ob ein Pastor[1] ihn secire,
Ihm entgeht der Seele Spur,
Plündern wollt' er Goethe nur,
Daß für sich er Geist citire.

Ob Ihn „Hekate"[2] blamire,
Bringt die Hekatomben an,
Für den einz'gen tücht'gen Mann
Giebt man freudig hundert Stiere.

Ob ein Spahn[3] auch corrigire,
Was der junge Goeth' erdacht,
Hindern kann's nicht, daß voll Macht
Goeth' als alter Stamm florire.

1) Pustkuchen. 2) Müllner's Zeitschrift. 3) Ein Wiener Anfechter.

Doch wir meiden gern die Staare,
Locket uns die Nachtigall,
Grüßen d'rum mit frohem Schall
Goethe's neue Wanderjahre!"

Das zweite Beispiel gab uns ein ahnenstolzer Edelmann, der bis an sein Lebensende den Namen Goethe, wenn er genannt wurde, nicht ohne Verwünschung lassen konnte, und warum? Er war selbstgefällig hingetreten vor Goethe mit den Worten: „Niemand kann durch Weimar reisen, ohne bei Ihnen vorzusprechen, denn Sie sollen ja wegen Ihrer schönen Verse geadelt worden seyn!" Darauf entgegnete Goethe mit aller Artigkeit: „Ah, ist's das? Ich danke Ihnen! Sie wollen also auch das Wunderthier sehen, nun, schauen Sie mich an!" Goethe schritt jetzt im Halbkreise langsam an ihm vorüber, verbeugte sich höflichst und ging in ein anderes Zimmer. Es ist herbe, aber wenn man bedenkt, welche Zeitverluste für Goethe, Schiller und andere Namhafte durch solche, oft nur inhaltloser Neugier fröhnende Besuche entstanden, und welche Fadheiten sie nicht selten überstehen mußten, wenn man obenein erwägt, wie viele der Gespräche mit bedeutenden Männern schnöde veröffentlicht sind, wird es sehr begreiflich, daß dabei Seitens der Besuchten eher Verschlossenheit als vertrauliche Mittheilung zu erwarten ist, ja es kann sich sogar ereignen, daß Der oder Jener Goethe's Spruch in Anwendung bringen muß: „Eine Rohheit kann nur

durch eine andere, gewaltigere ausgetrieben werden!" Wie sehr Humanität zu wünschen und zu begehren seyn mag, — ihre Grenzen hat sie auch. Gewiß paßt auch hieher, was Goethe über sich selber sagte (1824): „Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende Phrase, worin ich demüthig den völligen Unwerth meiner Person und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur und ich hätte müssen ein elender Lump seyn, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für stolz, und gelte noch so bis auf den heutigen Tag."

Aus „Erinnerungsblätter eines Studenten."

(Handschriftlich.)

„In großem Zuge waren wir Hallenser Studenten nach Lauchstädt gekommen, um auf dem dortigen Theater in Gegenwart Schiller's dessen „Braut von Messina"

aufführen zu sehen. Voll Erwartung des hohen geistigen Genusses war in uns viel Unruhe und der kleine Badeort, wo die Steifheit sich sehr spreizte und die Schranken eitlen Weltlebens unter den Gästen schroff aufstiegen, machte sich uns viel zu enge. Glücklicherweise dachte keiner der Burschen an das Hazardspiel, wir schwärmten umher, waren aber doch zugegen, als an dem heißen Tage — im Juni 1803 — auch ein kleines heißes Treffen vorfiel. Auf der Promenade sahen wir, als ein halbes Dutzend von uns Arm in Arm daher schlenderte, einen Menschenknäuel, und wodurch hatte er sich gewickelt? Die Schauspielerin Madame Becker, geborene Malcolmi*), traf hier einen jungen, elegant gekleideten Herrn, der ehrenrührig von ihr gesprochen haben sollte; sie stellte ihn muthig zur Rede, und da er sich nicht verantworten konnte, sich mit nichtssagenden Redensarten aus der Affaire ziehen wollte, schlug die junge Dame den Laffen mit einer Reitgerte so eifrig, daß ein Zusammenlauf von Menschen unausbleiblich war. Unter vollem Gelächter drückte sich der Geschlagene hinweg und ward in Lauchstädt ferner nicht sichtbar, wenigstens nicht in den zwei Tagen, die wir uns dort aufhielten. Die Schauspielerin hatte auch außerhalb des Theaters eine Heldenrolle gespielt! — Abends waren wir frühzeitig im Theater, und empfingen in schmetterndem Ruf bei Hand- und Fußgetöse den Dichter, der uns

*) Nachmals Amalie Wolff, Gattin von P. A. Wolff.

mit allen Gedanken und Gefühlen weg hatte, wie es in unsrer damaligen Redeweise hieß. Das war eine Vorstellung, wie ich sie nie wieder erlebte und auch wohl nie wieder erleben werde, denn der Himmel selber sorgte für eine ungeheure Steigerung des Eindrucks. Die gewaltige Tragödie rückte unter der aufmerksamsten und gespanntesten Stille der dichtgedrängten Zuschauer noch nicht bis zur Mitte vor, da erschütterte ein mächtiger Donnerschlag das nur aus dünnen Mauern bestehende Schauspielhaus, und der wie ein Wolkenbruch niederstürzende Regen verbreitete bei rasch sich folgenden fast unaufhörlichem Donnergekrach ein solches Rauschen, daß man oft die Schauspieler gar nicht mehr hörte. Ein Theil der Zuschauer flüchtete, die Frauen mit Angstgeschrei, aus dem Hause, ich weiß nicht wohin. Die Schauspieler, anfangs äußerst bestürzt, faßten wieder Muth, aber sie bebten doch auch merkbar bei bezugreichen Stellen, so namentlich der Chor-Anführer, als er während des wirklichen Donnergerolls zu sprechen hatte:

„Wenn Wolken sich thürmend den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.“

Das Grausen steigerte sich bei dem bald darauf folgenden Mutterfluch der „Isabella“ und es erreichte den höchsten Grad, als ihr Schmerz sich wider die Himmelsmächte

selbst empört, Gottheit und Natur ihr sinnlos scheinen und der Chor ihr zuruft:

„Halt' ein, Unglückliche! — — die Götter leben,
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!"

Wer von da an in dem Werke nachliest, der mag's versuchen, sich einen Begriff zu machen von dem Entsetzen, das bei dem fortdauernden Gewittertosen durch alle Herzen zog; — rings todtenbleiche Gesichter, Jedem stockte der Athem: auch Schiller saß in seiner Loge wie versteint. Ich habe nie zuvor einen solchen, ich möchte sagen überirdischen Schauder empfunden, und er wirkt noch jetzt nach bei jedem Gewitter, weil mich dann immer die Erinnerung an den Theaterabend in Lauchstädt fieberhaft anfaßt, obwohl nach der Vorstellung eine unermeßliche Fröhlichkeit folgte. Der Himmel hatte jede Spur von dunkler Decke abgeschüttelt und glänzende Sterne leuchteten auf jubelnden Verkehr. Zu uns Hallensern hatten sich auch Leipziger und Jenenser Studenten gesellt und als der unvermeidliche Ball überstanden war, zogen wir zusammt vor die Fenster Schiller's und brachten ihm ein Halloh mit Gesang und Musik. So viel wir konnten, rückten wir ihm auch auf die Stube, wo sich der von uns tüchtig angelärmte große Dichter so burschikos liebenswürdig benahm, daß Einer der Unsrigen ihn keck einlud zu einem Mahle, das der reiche Vater eines Commilitonen in seinem Gartensaale uns anrichtete. Schiller

lehnte zwar die Einladung ab, zögerte indeß doch einen Augenblick, so daß, nachdem wir abgezogen waren, ich der Meinung war, eine Deputation an ihn würde nachträglich unsern Wunsch durchsetzen. Im Nu bildete sich die Deputation, die mich zum Sprecher wählte. Wir fanden den Dichter, wie er eben in's Bett steigen wollte, und was ich ihm nun mit klopfendem Herzen in ängstlicher Verlegenheit gesagt haben mag, müßt' ein Anderer wissen, sonst ist's für ewige Zeiten vergessen, woran ganz und gar nichts liegt. Denn meine Rede hat gewiß nicht so viel geholfen als der tolle Einfall der andern Kerle, von denen jeder ein Kleidungsstück Schiller's ergriff, der Nächststehende auch mir eines über meine in rhetorischer Geberde ausgestreckten Hände warf, so daß wir Alle den Eingeladenen umgaben wie Kammerdiener, bereit ihn anzuziehen. Das Gelächter Schiller's machte uns dreister und fast willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend brachten wir ihn richtig in den Saal, wo uns ein überschwengliches Jauchzen empfing. Fast eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrhaftig ein Bursche unter Burschen. Er sprach uns auch an, daß wir diesen Enthusiasmus, als ein Nothwendiges für die Bühne und die geistigen Bestrebungen überhaupt, bewahren und möglichst der Volksmasse mittheilen möchten, die gar zu leicht von etwas festtäglichem Aufschwunge sich so angegriffen fühle, daß sie rasch wie-

der einem alltäglichen Seelenschlummer verfalle. Die Vivats, versteht sich, rissen während der Anwesenheit des Dichters gar nicht ab und er mußte sich gefallen lassen, sein herrliches Lied: „Freude, schöner Götterfunke", nicht in vollendetster Harmonie zu hören. Damit zum Schluß gekommen, trat ein Senior der Burschenschaft auf einen Stuhl und sang bei erhobenem Glase, mit einer Stimme, die zwar kein Erdbeben, aber doch das Zittern der Saalwände veranlaßte:

„Laßt den Schaum zum Himmel spritzen,
Dieses Glas dem guten Geist!" —
Der mit kühner Wahrheit Blitzen
Nacht des Wahns und Trugs zerreißt.
Mit dem Donnerkeil der Rede
Treffet, was die Welt bethört,
Allem Schlechten ew'ge Fehde,
Das, ihr, Bursche, hört und schwört!

Mag in unsern Adern toben,
Was zur Klärung noch erst gährt,
Daß sich guter Geist bewährt,
Schwören wir dem Geist dort oben!

Die letzten vier Zeilen wurden vom Chorus wiederholt und der Senior that sich besonders auf den Schluß etwas zu Gute, indem er erst gen Himmel und dann auf Schiller wies, der begreiflich oben an der Tafel saß. Nach dem Gesange folgte ein Händedrücken und Umarmen,

dem sich sogar auch unser Dichter fügte, und ließ sich bei dem uns zu Gebot stehenden Rebensaft von zum Himmel spritzenden Schaume nichts verspüren — wir waren selig bei ehrlichem Naumburger — schäumte es doch in uns. Wir blieben, als auf seinen Wunsch Schiller nur von Wenigen und ohne Getöse zurück nach seiner Wohnung begleitet worden war, in Saus und Braus bis zum hellen Morgen, wo wir es uns dann nicht nehmen ließen, unsern Abgott nochmals mit Gesang und Musik zu stören. — Es war eine schöne Zeit der Begeisterung und wollte Gott, sie kehrte uns wieder durch Dichter, die sich ebenbürtig jener Vergangenheit und ihren Verewigten anreihen könnten, so wie durch eine Theilnahme im Volk, die, sey sie auch zuweilen etwas übersprudelnd wie damals, doch mit gesunder Natur aus Seele und Leib hervorbricht."

Schiller in Berlin.

Zur Darstellung seines „Wilhelm Tell" war Schiller im Jahr 1804 nach Berlin gekommen. Der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen — ein Fürst, der Großes und Schönes zu würdigen wußte und sein Leben durch

den Heldentod verewigte — war unter den Ersten, die dem Dichter Deutschlands Beweise ihrer Achtung gaben. Schiller wurde am Tage nach seiner Ankunft zu einem ihm zu Ehren veranstalteten Mahle von dem Prinzen eingeladen, der mit liebenswürdiger Sorgfalt sich zuvor erkundigt hatte, welche Speisen und Weine dem Gefeierten besonders angenehm wären. Von seinem Lieblings-Weine — Montranchet, einem weißen Burgunder — wurde ihm nun wacker zugetrunken, und mit schwerem Kopfe verließ der damals schon kränkelnde, an solche Ueppigkeit nicht gewöhnte Dichter das überreichliche Mahl. Am nächsten Morgen war Iffland bei ihm und fand ihn, nach einer schlaflosen Nacht, sehr unwohl. „Haben Sie nichts zu lesen für mich?" fragte ihn Schiller. „Was hätt' ich", erwiederte Iffland, „das Ihnen nicht schon bekannt wäre?" — „Etwas Neues, ein Manuscript vielleicht, das Ihnen zugeschickt worden!" gab Schiller zur Antwort.

Kurz zuvor hatte Zacharias Werner seine Bearbeitung der „Söhne des Thales" der Berliner Theater-Direktion geschickt. Iffland, der den Verfasser nicht kannte, warf bis dahin kaum noch einen flüchtigen Blick auf das Manuscript. Als er nun in seinem Studir-Zimmer nach etwas suchte, um Schiller's Wunsch zu befriedigen, fiel eben dies ihm in die Hände, und Schiller empfing es. Am nächsten Vormittag ward dieser wieder von Iffland besucht. „Wie

haben Sie diese Nacht geschlafen und wie geht es Ihnen heut?" fragte er beim Eintreten. — „Ganz gut!" antwortete Schiller; „geschlafen hab' ich aber gar nicht!" — „Wie?" — „Ja wegen Ihres Manuscripts", fuhr Schiller fort, „bin ich die Nacht wach geblieben. Von wem ist's?" — „Von einem gewissen — Werner!" entgegnete Iffland. — „Von einem gewissen Werner —?" sagte Schiller heftig; „ich möchte schon dieser gewisse Werner seyn. Das ist Ihr Mann, an den müssen Sie sich halten, wenn Sie etwas für die Bühne haben wollen. Ich mag nicht verbürgen, ob dies Stück bei der Darstellung Effekt machen wird; aber fordern Sie ihn auf, einen Glaubenshelden in einem andern Stücke zu schildern; Niemand kann es besser als er!"

Es konnte nicht fehlen, daß ein solches Urtheil Iffland imponiren mußte. Ein damaliger Staats-Minister, dem von je an die Beförderung alles Guten am Herzen lag, erfuhr es, sprach darüber mit Werner's Chef, und dieser wußte bald zu Werner's Versetzung Rath zu schaffen. So kam dieser nach Berlin, wo er dann seinen „Luther" dichtete. Lr.

Brief-Auszug.

„Bei seiner Anwesenheit in Berlin befand sich Schiller eines Mittags in der Gesellschaft bei der Ober-

hofmeisterin Gräfin v. Voß. Abends zuvor war die „Jungfrau von Orleans“ aufgeführt worden und nach geschickten und ungeschickten Lobeserhebungen, die von allen Seiten dem schweigenden und wie in sich gekehrten Dichter zuflossen, wurde auch über das Schauspielhaus gesprochen. Als nun eine Dame sagte: „Wenn der Vorhang aufgeht, ist leider sehr viel Zug zu bemerken!“ war es, als ob dies ihn aus seiner Selbstbetrachtung geweckt hätte, indem er lächelnd ausrief: „Ganz recht, viel Zug, zuviel Zug, er treibt sogar die Handlung auseinander!“ — Es ist bekannt, daß Schiller den übrigens prachtvollen Krönungszug auf dem Berliner Theater nicht vortheilhaft, sondern störend erachtete, weil er zu lange von der Dichtung abwendet. Auch von Madame Unzelmann (der nachmaligen Bethmann) hörte ich, daß Schiller sich gegen sie in ähnlicher Weise vernehmen ließ und hinzugefügt habe: „Man muß dem äußeren Auge nie so viel bieten, wenn man der inneren Anschauung bedarf!“ Ich glaube, er hat vollkommen recht, schon weil es durchweg wahr ist, daß jeglicher Luxus überhaupt der Poesie und Kunst schadet und in unerläßlicher Steigerung Beides endlich ganz verscheucht. Höchst schwierig ist es, einer Volksmasse das innere, das Seelenauge zu öffnen, und es haben bei sämmtlichen Nationen Jahrhunderte dazu gehört, ehe sie sich dem reinen Geist ersichtlich näherten. Was aber auf so langwierigem Wege gewonnen war, ging immer wieder

in kurzem Zeitraum verloren, wenn man durch prunkvolle Herrschaft, durch blendenden Ueberfluß des Sinnlichen nur dem äußern Auge diente; Poesie und Kunst konnten dann in einem glänzend schwelgerischen Aufwande vergänglicher Mittel sich nicht vor dem Untergange schützen, die edle Würdigkeit des Geistes ward von aufgeputzter und geschminkter Barbarei verdrängt, ohne daß die in gleißnerische Rohheit getriebenen Volksmassen auch nur Ahnung hatten von dem großen Verlust, den sie erlitten.“ Dt.

Das Entscheidendste in Schiller's Schicksal.

Von St. Schütze.

Wenn auch eine außerordentliche Kraft im Menschen sich durch alle Umstände Bahn bricht, ihre Richtung, ihre Entwickelung und besondere Wirksamkeit hängt doch sehr von der Außenwelt ab. Das Genie kann zwar nicht unterdrückt, aber doch gedrückt werden. Und ist auch

manches Menschen Anlage und Neigung von der Art, daß sie im Vergleich zu Andern weniger Kraft und Nahrung von außen her schöpft und annimmt, so bleiben doch die äußern Dinge nicht ohne allen Einfluß darauf.

Bei Keinem aber möchte dies wohl mehr Anwendung finden, als bei Schiller. Seine Eigenthümlichkeit ist so groß, daß sie sicher unter allen Umständen mit denselben Kennzeichen des Geistes würde hervorgetreten seyn; nur fragt es sich, ob in derselben Form und Gestalt, in derselben Umfassung.

Verfolgen wir den Gang seines Lebens von seiner Geburt an, so finden wir zunächst weder besondere Hinderungen noch Beförderungen. Die einfachen Verhältnisse hielten ihn immer in naher Verbindung mit der Natur, und waren hinreichend, das Gute in seinem Innern, wie eine Knospe, die von selbst sich aufthut, leise zu entfalten. Und so hatte er denn auch keinen andern und keinen höhern Wunsch, als Prediger zu werden. Und er würde es geworden seyn; die Mittel hatten sich gefunden, und er würde seine erste Begeisterung auf der Kanzel ausgesprochen haben — wenn nicht eben jetzt ein besonderer Umstand eingetreten wäre, der ihn fast gewaltsam von diesem Wege abzog. Dieser Umstand war, daß der regierende Herzog von Württemberg, in dessen Dienst sein Vater als Offizier stand, damals „mit großem Eifer eine neue Erziehungs-Anstalt errichtete, und unter den Söhnen

seiner Offiziere Zöglinge dafür aufsuchte". Zu einem solchen Zögling mußte denn auch Schiller passen, ob er gleich nicht von Adel und hier von einer militairischen Pflanzschule die Rede war. Es galt für eine Gnade, welcher er sich nicht entziehen konnte; die Theologie mußte er in aller Eile von sich werfen, weil sie dort nicht gelehrt wurde, und dafür auf's Gerathewohl ein anderes Fach wählen — ein solches, das gerade im Bereich der neuerfundenen Anstalt lag. So ein Schüler geworden um der Schule willen, wählte er vorläufig die Rechtswissenschaft, die er nachher, um der Natur doch wieder näher zu kommen, mit der Medicin vertauschte; aber er konnte bei seinem Eintritt doch nicht umhin, in der abgeforderten Selbstschilderung zu bekennen: „daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte." Welch ein Zustand, zu Erlernung einer Wissenschaft gezwungen und noch dazu von aller Welt abgesperrt zu werden, wie dies die Carlsschule mit sich brachte! Dennoch war die Carlsschule das Entscheidendste für den künftigen Schiller, nicht nur im bösen, sondern auch im guten Sinne. Die poetische Kraft hatte sich eben in ihm zu regen angefangen: die Schule drückte sie nieder, alle Nahrung von außen fehlte — das konnte und mußte nur die innere Energie noch verstärken und die gehemmte Flamme der Phantasie zur festesten Gluth vermehren. — Zu tragischen Dichtungen

besonders wurde hier das mächtigste Feuer geschürt, woraus denn wohl die „Räuber" hervorbrechen konnten, um mit dem Schwert in der Hand die Vorsehung zu predigen, was ohne jenen Zwang vielleicht nur ein Kanzelvortrag oder eine Ode geworden wäre. Der friedliche Prediger würde immer noch Flammenworte gesprochen und auch gedichtet, aber schwerlich die Welt so weit umfaßt haben, als es später der Dichter in seiner freiern Wirksamkeit vermochte. Praktische Bestrebungen wirken überhaupt leicht beschränkend auf Werke der Phantasie, und um so mehr, je näher die Vereinigung beider liegt, weshalb denn auch besonders ein Theolog, der als Dichter auftritt, nicht leicht die Kanzel oder den Lehrstuhl verleugnen kann. Man denke nur an Kosegarten. Obgleich Schiller schon mit angeborner Kraft ihn riesenhaft überragt, so würde doch seine Poesie, die ohnehin zum Praktischen neigt, nicht ohne den beschränkenden Einfluß der Theologie geblieben seyn, wenn die Carlsschule ihn nicht auf eine andre Bahn geworfen, und selbst durch den Druck zu einem höhern Standpunkt hinaufgetrieben hätte. Es war aber auch in anderer Hinsicht diese Schulanstalt für sein künftiges Leben von dem wichtigsten Einfluß. Unser äußeres Ergehen und Wirken hängt meist von den Verhältnissen ab, in welche wir früher, ehe wir noch wählen konnten, getreten sind. Schulfreundschaft, gleicher Unterricht, gleiche Bildung wird oft zu einer stillen Begleitung,

zu einer Handreichung für das Leben, die, wie eine fortwuchernde Empfehlung, uns zum Fortschreiten immer neue Wege öffnet und endlich wohl gar zum Ziele führt. Zwar sieht es aus, da Schiller sich nach Mannheim flüchtet, als ob er mit Zerreißung aller Bande sich selbst sein Schicksal geschaffen; aber wir werden bald gewahr, daß die Verbindungen auf der Carlsschule, die viele Söhne vornehmer Familien um ihn versammelt hatte, noch lange heilsam auf ihn fortwirkten, und in leisen Verschlingungen sogar bis zu dem Zeitpunkt sich fortspannen, wo sie selbst sein häusliches Leben begründen konnten. Nicht ohne die größte Besorgniß für ihn können wir uns die Zeit denken, wo der feurige Geist aus der engen Schule in die lebensvolle Welt — in den Genuß einer völligen Freiheit tritt. Frau von Wollzogen giebt darüber in ihrer fein-geistigen Lebensbeschreibung nur allgemeine Andeutungen. Wir lernten nicht alle Gefahren wirklich kennen, denen er entging. Aber Schiller fühlte in diesem freien Zustande sich bald unglücklich und verlassen. Er bedurfte der Einsamkeit, der freundschaftlichen Zusprache, der sanften Leitung. Und wo fand er dieses Alles? — Bei der Mutter eines Zöglings der Carlsschule, mit dem er sich befreundet hatte, bei der Frau von Wollzogen auf Bauerbach, einem ländlichen Aufenthalte, der ihm und seiner Muse eine sichere Zuflucht gewährte. In Jener schenkte der Himmel ihm eine mütterliche Freundin,

von der wir es gern glauben, wenn die Erzählerin sagt: bedeutend und dauernd war der Einfluß, den diese so rein und gut gesinnte Frau auf sein Inneres und Aeußeres hatte. „Hier zum ersten Mal", schrieb Schiller damals an seinen Freund, „habe ich es in seinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüstung es fordert, ganz glücklich zu seyn. Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit, und ein Freund ist ihm Vollendung." — Mit festern Schritten betrat Schiller darauf die Bahn des Ruhms; die Lehren und Warnungen seiner Freundin sicherten ihn gegen manche Anfechtungen. „Wie viel, wie unendlich viel", bekennt er ihr von Mannheim aus, „haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert; und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ganz den Gedanken, Denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausende zu verderben." — Jene Bekanntschaft in der Carlsschule war es denn auch, die ihn später — zu entferntern Verwandten nach Rudolstadt brachte, was selbst einen Anstrich vom Romanhaften erhielt. „An einem trüben Novembertage im Jahre 1787", erzählte Frau v. Wollzogen, „kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm v. Wollzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der

andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsre Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Reisegefährten, Schiller, der seine verheirathete Schwester und Frau von Wolzogen in Meiningen besucht, am Abend bei uns einzuführen. Schiller's Zukunft knüpfte sich an diesen Abend.“ — Er lernte hier seine künftige Gattin kennen.

Wie viel schrieb sich also von der Carlsschule her! Von ihr kam die Entscheidung seines Schicksals für sein ganzes Leben, und was in den Beschlüssen menschlicher Gewalt als despotische Willkür erschien, wurde in der Hand der leitenden Vorsehung zu einem Quell des Glücks und zu dem kräftigen Grunde eines hohen, herrlichen Wachsthums.

Wieland.

Wieland's Privatleben.

Von Dr. Lütkemüller.

Vorwort.

Der Verfasser der folgenden Mittheilungen wurde, nach Vollendung seiner akademischen Studien, von Wieland nach Weimar berufen, und lebte dort, fast zehn Jahre lang, an dem einen und andern literarischen Geschäft Wieland's Theil nehmend, und als einer seiner jüngeren Hausfreunde, übrigens einer freien Muße genießend, die ihn bei einer seinem Geiste und Herzen zusagenden Thätigkeit nicht wenig beglückte.

Wohnung.

1.

Wieland wohnte, als ich nach Weimar kam, in einem eigenen Hause, welches aus einem durch Seitengänge verbundenen Vorder- und Hintergebäude bestand,

und zwischen zwei Gasthöfen, dem Erbprinzen und Elephanten, lag. Das Hauptgebäude, ein dreistöckiges Wohnhaus, lag hinten, und sah mit seinen Stubenfenstern auf einen Theil von dem Hofraum des Erbprinzen hinab. Da Wieland's Wohnung nach meinem Gefühle wie ein Tempel der Musen seyn sollte, so war es für mich anfangs nicht nur auffallend, sondern wirklich gräulich, wenn in sein geistreiches Gespräch, oder in die heilige Stille seines Denkens, nicht selten Menschenstimmen aus dem gröbsten profanen Leben von unten herauf schollen, oder wenn, statt Düfte von Myrten und Rosen, Mißgerüche zu seinem Museum emporstiegen. Ich konnte nicht umhin, als sich einmal ein abscheuliches Gefluch von Stallknechten vernehmen ließ, meinen lebhaften Unwillen darüber zu äußern, daß so etwas in seiner Nähe geschehe. Wieland lächelte und sprach: „Sie hätten auch wohl Lust, es wie Gleim zu machen. Diesen empörte bei einem letzten Besuch, indem wir mit einander sprachen, ein ähnliches sauberes Gebrüll. Er riß, von Zorn entbrannt, ein Fenster auf, und goß einen Strom von Scheltworten hinab. Er machte es fast nicht besser, als die Herren da unten. Meine Nähe ist solchen Ehrenmännern unbekannt, oder vielmehr, ich kann ihnen nirgendwo nahe sein. Man gewöhnt sich an Alles. Die Gewohnheit hat meine Ohren gegen solche Syrenengesänge verstopft.“

2.

Wieland's Museum war im zweiten Geschoß, und bestand aus einer mittleren Stube und einem größern und kleinern Seitenzimmer. In letzterem war seine Bibliothek aufgestellt, in ersterer arbeitete er, empfing darin auch Besuche. Dieses Arbeits- und Besuchszimmer war mit Kupfern, Tivoli (Horazens Tibur) mit seinen Umgebungen darstellend, und mit andern Landschafts- und Seestücken behängt. Ueber Wieland's Schreibpult hing das Bildniß der verwittweten Herzogin Amalie, seiner erhabenen Gönnerin und Freundin, und auf einem Spiegeltische saß Voltaire in einem Armstuhl aus Buchsbaumholz geschnitzt, mit sprechendem Gesicht und Wesen. Ein kleines Vorzimmer war mit dem Bildnisse des Grafen von Stadion geschmückt, der, wie bekannt, auf seinem Schlosse Warthausen viel Einfluß auf Wieland's frühere Geistesbildung hatte.

Als ich eines Tages einen Seesturm auf einem der Kupferstiche betrachtete, trat Wieland herbei und sprach: „Wer den Seesturm da mit allem Zubehör nicht bloß mit dem Auge, sondern auch mit gehörig reger Einbildungskraft betrachtet, den könnte beinahe ein Schwindeln anwandeln. Die vielfache furchtbare Bewegung ist von der Kunst so glücklich fixirt worden, daß sie vor der Phantasie lauter Bewegung scheint.“ — „Haben Sie schon das Meer gesehen, wenigstens die Ostsee?“ fuhr Wieland

fort. — „Leider nicht!“ antwortete ich im Tone des Bedauerns. — „Ei nun!“ erwiederte Wieland, „ich habe in meinem ganzen Leben das Meer auch nicht gesehen, und glaube, daß meiner Anschauung dadurch nicht viel abgeht. Denken Sie sich einen Teller voll Wasser, und dehnen dasselbe ringsum mehr und mehr aus, bis Sie zuletzt nichts als Himmel über sich und Wasser unter sich sehen. Da sind sie mitten auf dem Ocean. Wollen Sie nun auch einen Seesturm haben, so lassen Sie daher, und dorther, oder gar ringsher Sturmgewölk aufsteigen. Das Meer kräuselt sich, wogt mehr und mehr auf, es blitzt und donnert gewaltig, das Schiff tanzt zwischen Himmel und Hölle, kracht in allen Fugen — kurz, machen Sie die Sache so arg Sie wollen, das Alles ist leicht. Uebrigens habe ich nie besondere Neigung in mir gespürt, das treulose Meer zu befahren, und große Naturschauspiele darauf zu erleben.“ — „Sie haben aber doch Seefahrten in der Schweiz gemacht?“ — „Ja, auf den dortigen Miniatur-Meeren, besonders auf dem Zürcher See. Wir wählten zu unsern Lustfahrten darauf wohlweislich Tages- und Abendstunden, die nicht nur anmuthig waren, sondern auch vollkommene Sicherheit versprachen. Einmal jedoch wäre ich mit Bodmer, Geßner und zwei oder drei andern Gefährten fast ertrunken. Eine Windwolke übereilte uns so schnell, und setzte den See in so große Bewegung, daß wir kaum durch die Kunst

und Kraft eines tüchtigen Piloten das Ufer erreichen konnten. Ich selbst habe nie das Steuerruder führen gelernt.“ Ich konnte bei diesen Worten mich nicht des Lächelns erwehren. — „Was wollen Sie sagen?“ fuhr Wieland fort, „Dichter können auch wohl tüchtige Piloten seyn, zum Beispiel Freund Baggesen; dieser weiß dem ärgsten Sturm sein Schifflein abzugewinnen, vollends wenn dabei das Leben einer Göttin oder Grazie zu retten wäre.“

Spaziergänge.

1.

Wieland lustwandelte, ehe er sein Landgut bei Oßmanstädt bezog, an schönen Sommertagen mit seiner Familie zuweilen nach Belvedere und Tieffurt. An einem für ihn schönen Sommertage mußten die Winde ruhen, oder nur „Zephyretten wie mit Schmetterlingsschwingen flattern.“ Lebhafterer Wind war seinem Gefühl und Befinden im Freien zuwider. Ferner mußte die Wärme mild, und der Himmel heiter, oder nur mit leichtem Gewölk bestreut seyn. An einem so schönen Sommertage war es, als ich, bald nach meiner Ankunft in Weimar, eingeladen wurde, an einem Spaziergange nach dem Herzoglichen Lustschlosse Belvedere Theil zu nehmen.

Wir brachen Nachmittags nach zwei Uhr auf. Die Gesellschaft war nicht klein; denn sämmtliche Kinder

Wieland's gingen mit, und diese bestanden damals aus sechs Töchtern von ungefähr vier bis dreiundzwanzig Jahren, und aus vier Söhnen, deren ältester etwa funfzehn Jahr alt war. Die beiden jetzt ältesten Töchter waren junge Wittwen. Die Felsenpromenade des Parks wurde durchwandelt, wobei Wieland mich prüfte, ob ich auch die schönsten Stellen bemerkt hätte. Kurz vor Ende derselben ruhte Wieland mit seiner Gattin ein Weilchen auf einer Gartenbank. Ein liebliches Landstückchen bot sich hier zum Beschauen dar. Durch einen üppig grünenden Wiesengrund schlängelte sich die Ilm. Vornhin erhob sich eine Feldhöhe mit Korn, und rechts, ganz nahe, sah das Dorf Oberweimar durch Linden und Obstbäume hervor. Der weitere Gang nach Belvedere erhebt sich zwischen Kastanienreihen gemach bis zu einem Vorgehölz, über welches das Lustschloß mit grünen Kuppeln hervor ragt. Ich versetze mich sogleich in den dahinter befindlichen Park oder Waldgarten; denn dieser war das Ziel der Wanderung. Einige schattenreiche Gänge wurden an dem Abhange eines Berges langsam durchwandelt. Der Lustwald empfing uns mit erquickender Kühle und einsamer Stille. Bald wurde ein freier Rasenplatz im mittleren Grunde zur Lagerstätte gewählt. An den Seiten erboten sich auch Rasensitze. Ein noch jugendlicher Fichtenhain stieg an einer heiteren Höhe hinauf. Wieland hatte mit seiner Gattin auf einem Rasensitze Platz genommen,

und die jüngste Tochter, ein liebliches Kind, schmiegte sich an die Mutter. Die übrige Familie belebte die schöne Einsamkeit auf mannigfache Art. Die Töchter ergingen sich bald in den Schatten, bald im Freien, und die Söhne tummelten sich jauchzend umher, und erschienen bald auf den Ruinen eines kleinen Tempels, bald am Fichtenhange, bald in Gesellschaft einer zahmen Hindin, welche gegen die Necker kampflustig aufsprang. — Jetzt erschien Wieland's Diener mit einem Korbe. Die Familie versammelte sich auf dem Rasenplatz, und es wurde Champagner getrunken und Kuchen gegessen. — Ich verlor mich mit unbeschreiblichem Wohlgefühl in Gedanken. „Warum so still und in sich gekehrt?" sprach Wieland, meine Träumerei bemerkend — „ich dächte, es wäre hier draußen nicht übel!" — „O!" erwiederte ich, „ich möchte fast zweifeln, daß ich hier in der Wirklichkeit lebte!" — „Ei! und warum?" — „Weil es in keinem Gedicht oder in keiner Zauberwelt für mich schöner seyn könnte, als hier!"

Wieland sah sinnend und mit feinem Lächeln ein Weilchen vor sich hin, und ich erlaubte meinem Herzen einen Erguß, der sich von mir nicht wollte zurückhalten lassen. „Wer mir", sprach ich, „vor einem Jahre gesagt hätte, daß ich heute hier, und in dieser Gesellschaft, und im Genusse des gegenwärtigen Glücks seyn würde, dem hätte ich gewiß geantwortet: So würde mein Leben einem schönen Gedichte gleich. In einem eben so unbe-

kannten als sandigen Winkel der Altmark geboren, wurde ich in eine der berühmtesten und schönsten Gegenden Deutschlands versetzt. Einen Musageten und Weisen, wie den Dichter des „Oberon" und „Agathon", glaubte ich noch vor einem Jahre nur in Elysium sehen und sprechen zu können. Und nun" — setzte ich mit zunehmender Spannung hinzu — „o! es giebt kein Elysium, welches mich mehr beglücken könnte, als diese Stätte hier, und Sie, und Ihre Huld." — Wieland wurde durch diesen Erguß meines Herzens auf eine ihm eigene Art ergriffen. Er nahm meine Empfindung zwar mit Liebe auf; aber jede Ueberspannung erweckte ihm eine Unbehaglichkeit, die er bald durch Ablenkung der Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, bald durch feinen Scherz zu erleichtern pflegte. Er stand lebhaft auf, reichte mir die Hand, und sprach: „Ich dächte, wir gingen noch ein wenig!" Wir betraten einen schattigen Gang. Wieland fragte nach dem einen und andern Umstand meines Lebens, und erzählte dann, öfters ein Weilchen stillstehend, wie er von Tübingen, wo er hätte Jura studiren sollen, aber statt die Hörsäle zu besuchen, fast immer einsam in seinem Stübchen verweilt und Verse gemacht hätte, von dem Dichter-Patriarchen Bodmer nach Zürich eingeladen, am Zürcher-See sich oft nicht bloß glückselig, sondern überselig gefühlt habe. Auf einmal brach er seine Erzählung ab, und fragte: ob ich im „Agathon" nicht ein Kapitel be-

merkt hätte, welches von den Gefahren einer verschönernden Einbildungskraft handle. — Es wäre also, antwortete ich, von mir wohl nicht gehörig bemerkt worden? — „Ei!“ entgegnete Wieland lebhaft, „wenn es Ihnen mit mir nun auf ähnliche Art erginge, wie dem Agathon mit der schönen Danae, glauben Sie, daß ich am Ende dabei gewinnen würde?“ — Wir waren hier einem Carousel genaht, auf welchem Wieland's Kinder sich mit lebhaftem und lautem Vergnügen herum trieben. — „Ich dächte“ — fuhr Wieland lächelnd fort — „für ein wirkliches Elysium wär's hier auch ein wenig zu laut!“ — Ganz besonnen und mit großer Fröhlichkeit nahm ich Theil an dem Spiele.

Ich setze nur noch hinzu, daß der Abend auf einem mit vielen Orangerieen prangenden Platze neben dem Schlosse uns mit den lieblichsten Wohlgerüchen des Südens ergötzte, und daß ich an keine Gefahr der verschönernden Einbildungskraft dachte, als bei dem Austritt aus dem Vorgehölz Oberweimar der Park, Weimar, der langgestreckte Ettersberg mit Dorf, Weiler und Wald, und südöstlich eine weite Aussicht bis auf die Gebirge des Voigtlandes, und noch andere Höhen, Haine und Oerter, ein großes, reiches Landschaftsgemälde in wunderschöner Erleuchtung der Abendsonne vor meinen entzückten Blicken ausbreiteten. „Freilich“, sagte Wieland, „wenn der Him-

mel selbst so die Erde verschönert, so muß unsre Seele mehr fühlen, als sich mit Worten ausdrücken läßt!"

2.

Wenig Tage nachher wurde Tieffurt, der Sommer-Aufenthalt der verwittweten Herzogin Amalie, von Wieland und seiner Familie besucht. Es geschah an einem Sonntag-Nachmittage, wo die Herzogin am Hofe des regierenden Herzogs zu verweilen pflegte. Ein eben so anmuthiger als kurzer Weg führt zu einem Lustgarten, der auf beiden Seiten der Ilm, hier mit einem Berghain und mit Terrassen, dort mit gemischten Anlagen in einem Grunde, sich hinkrümmt. Wir folgten einem Fußpfade am rechten Ufer der Ilm, und betraten einen Platz, der von einer großen Buche und von umstehendem Gebüsch beschattet und mit einem Tische nebst Bänken von Stein besetzt war. Dämmerung, nur hier und da von einem Sonnenstrahl durchblitzt, umfing uns, wie in einem Heiligthume der Einsamkeit. Wieland ruhte etwas abwärts am Rande des Hains auf einer Gartenbank, von jungem überhangendem Gebüsch beschirmt, im Anblick einer sonnenhellen, mit einem Obsthaine bepflanzten Höhe, und dicht an seiner Seite floß die Ilm mit sanftem Geplätscher. Oft sah ich ihn nachher in schöner Vor- und Nachmittagsstunde an diesem lieblichen Ruheplatz sinnend oder lesend verweilen. Seine Söhne fingen an, sich

lebhaft zu bewegen; sie rannten einen Pfad am Berghain hinauf und herab, und hüpften unter der Buche über Tisch und Bänke. Wieland steuerte ihnen, gewiß aus einem eigenen Gefühl für diesen Ort. Obgleich der Lustgarten sich in freier Einsamkeit darbot, so war doch die erhabene Besitzerin desselben seinem Gefühle nicht fern. Es war ihm ihr ländliches Heiligthum; und welche Stunden, welche Geistes- und Herzensgenüsse waren ihm hier eine Reihe von Sommern hindurch zu Theil worden! — Bald gingen wir auf schattigem Pfade am Fluß bis zu einem andern Ruheplatz, der sich an einer Brücke über die Ilm eröffnete, und eine freie Aussicht über einen Theil der untern Gartenanlagen und über das ländliche Fürstenhaus bis zur fernen Höhe des Ettersberges darbot. Hier blieb Wieland zurück, während die Söhne sich auf dem weiteren Pfade am Fluß und in dem Berghain verloren, Gattin und Töchter vor uns unter Blumenbeeten wandelten, und in einem kleinen runden Gartensaal einkehrten, der von hochgezogenen Rosenbüschen umblüht war. Ich stand auf der Brücke, den unteren Garten überschauend. „Nun?“ begann Wieland, nach einer Weile herbei tretend, „scheinen Sie sich vielleicht auch hier in eine Zauberwelt versetzt zu seyn?“ — „Nicht eben in eine Zauberwelt“, erwiederte ich, „wie schön auch Alles umher ist; aber mir kommt doch Alles verständlich vor.“ — „Verständlich? Wie meinen Sie das eigentlich?“ —

„Es ist hier kein Wald, der die umliegende Erdenwelt dem Auge entzöge, und in seiner Verschlossenheit geheime Ahnungen der Seele weckte —.“ — „Wie bei Belvedere?“ — „Jeder Wald von einiger Größe und von ziemlichem Alter, der mich von der übrigen Welt absondert und mich ganz mit eigenthümlicher Einsamkeit umfängt, spricht mich wie mit geheimem Wesen an.“ — „Das lass' ich gelten. Unsere alten heidnischen Vorfahren waren also, bei aller ihrer übrigen Rohheit, keine schlechten Aesthetiker, indem sie in den Wäldern die Gegenwart und das Walten ihrer Gottheiten empfanden und verehrten. Aber Sie sagten, es käme Ihnen hier Alles verständlich vor.“ — „So ziemlich wenigstens. Natur und Kunst bildeten, unter Leitung der Anmuth, den Hain für die Einsamkeit, den Gang am Flusse für geist- und gefühlvolle Musen, einsam oder gesellig genossen, und die Blumen- und Wiesenstücke mit dem Lindenplatz und Rosensaal für die heitere Gesellschaft.“ — „Im Ganzen nicht übel verstanden!“ entgegnete Wieland. „Aber ich könnte Ihnen doch einen Zauber nennen, der hier wirklich statt findet, ob er gleich auf die natürlichste Art von der Welt entsteht. Dieser Lustgarten ist eigentlich ein kleines Landstück, und die Mannigfaltigkeit der Anlagen, und die abwechselnden Genüsse, welche er wie aus einem Füllhorn umher gießt, zaubern ihm eine Größe an, die nicht wirklich, sondern nur scheinbar ist. Und noch ein Zauber, und zwar ein

so holder, daß ich ihn gegen das allerbrillanteste Stück der Feenwelt nicht vertauschen möchte! Fühlen Sie denn nicht, wie über dieser schönen Stätte die Menschenfreundlichkeit als Genius loci waltet? Auf allen Seiten offene Steige, die jeden Freund der schönen Natur in dieses Heiligthum einer edlen Fürstin einladen, zu freiem Mitgenusse, zu vertraulicher Annäherung. Kein Wunder! Hier schlägt ein hochfürstliches Herz, welches eben dadurch wahrhaft hochfürstlich ist, daß es der ganzen Menschheit angehört, und in möglicher Beglückung Andrer sein vornehmstes und eigenstes Glück findet."

Hier erschien eine Bäuerin, und fragte, wo es den Herrschaften gefällig wäre, Milch zu essen. Es war also ein echtländliches Sommermahl bestellt werden. Wieland's Familie erschien, und es wurde beliebt, die Milch in dem eigenen Garten der Bäuerin zu genießen. Ein paar Bauergärten schlossen an den fürstlichen Garten sich traulich an, und ein durchgeführter Fußpfad verband sie damit. Wir traten in einen ganz gewöhnlichen Bauergarten, der nichts als ein Gras-, Kraut- und Obstgarten war. In einer Ecke fand sich jedoch eine Laube, und unter Pflaumbäumen bildete ein Brett mit zwei Klötzen eine Bank. Die Laube hatte einen mit Bänken umgebenen Tisch. Die Bäuerin trug mit freundlichem Grüßen ein paar Schüsseln voll Sahnemilch auf, in welche die jungen Damen Semmel brockten. Wieland's Söhnen

behagte der beschränkte Raum in der Laube nicht; sie nahmen daher eine der Schüsseln, und lagerten sich um dieselbe unter den Pflaumenbäumen. Die Milch wurde unter fröhlichem Gespräch verzehrt. Wieland war im Lustgarten zurück geblieben, und kam jetzt nach. Seine jüngste Tochter flog ihm entgegen. Er setzte sich mit ihr auf die Bank unter den Pflaumenbäumen, und herzte sie mit inniger Liebe und holdem Getändel, während seine Gattin sich mit der Bäuerin voll freundlicher Vertraulichkeit unterhielt. Wieland und die Seinigen so in einem solchen Bauergarten zu sehen, war mir ein pikanteres und rührenderes Schauspiel, als wenn ich sie in dem schönsten Park der Welt in fürstlicher Gesellschaft gesehen hätte.

Unter dem Getön von Schalmeien, die nah und fern in dem Ilmthal mit reinem und schönem Klange erschollen, wandelten wir langsam nach Weimar zurück. Vielleicht ist es ein besonderes Gefühl, wenn solcher Schalmeienklang mich sogleich erfreut und rührt. Ein ruhiger, ländlicher Sommerabend spricht sich dadurch, wie mich dünkt, mit seinem eigensten Wesen aus.

3.

Ich erlaubte mir einmal, Wieland bei einem seiner einsamen Spaziergänge im Weimar'schen Park zu beobachten. Es war an einem Maitage Vormittags zwischen zehn und elf Uhr. Der Gedanke, so viel als möglich zu

bemerken, wie sein Genius ihn in der Einsamkeit leite, war mir so anziehend, daß ich ihm nicht ohne Unbescheidenheit nachgab.

Wieland trat vorn in die Felsenpromenade, während ich auf der andern Seite der Ilm auf einem Pfade des Sterns (eines schattenreichen, von Gängen umfaßten und durchkreuzten Gehölzes) verweilte. Er ging, wie gewöhnlich, langsam, in der Rechten ein Stöckchen von Bambusrohr, welches er öfters etwas auf und nieder bewegte. Es war eine Badine, womit seine Gedanken und Empfindungen spielten. Eine Nachtigall begann in der Nähe lebhaft zu flöten, verstummte aber gleich wieder, durch Laune oder Zufall gestört. Wieland stand still, und horchte ein Weilchen. Als kein weiterer Gesang erfolgte, schwenkte er sein Stöckchen ein wenig, und pfiff leise dabei. Nachdem er weiterhin eine Treppe zu einer mit Baumrinde bekleideten Einsiedelei hinauf gestiegen war, verlor ich ihn aus dem Gesicht. Ich eilte aus dem Stern, über eine Ilmbrücke, stieg an der Einsiedelei aufwärts zu einem oberen Gange, und sah Wieland wieder. Er saß auf einer Knüppelbank, bei welcher der Felsengang ein Streckchen hervor in's Freie läuft, und dem Schauenden hier der Anblick eines Theils des oberen Parks, und dort eine anmuthige Aussicht über Wiesenthal und Fluß zu einem Theile des Sternwaldes sich darbeut. Vornhin hüllt der Felsengang sich in liebliche Dämmerung. Jetzt

schlugen ein paar Nachtigallen, die eine nahe, die andere fern, und feierten nach meinem Gefühle die Gegenwart des Dichters. Wieland lauschte ihrem Wechselgesange mit sichtbarem Vergnügen. Sinnige Heiterkeit verklärte sein Gesicht mit eigenem Wesen. Bei dem Achten auf's Aeußere zugleich in sich gekehrt, war seine Heiterkeit wie ein aufgehendes Licht, in welches sanfte Schatten fielen. Anders wüßte ich's nicht zu beschreiben. — Wieland wandelte die Felsenpromenade hinab bis unten an das sogenannte römische Haus, wo ein Steig auf das Wiesenthal der Ilm hinaus führt. Ich war voraus geeilt, und saß schon auf einer Fähre der Ilm, als Wieland aus dem Gebüsch hervor auf die Wiese trat. Hier hatte ich ihn erwartet. Dem Felsengange und der Ilm ganz nahe, steht hier ein einsamer astreicher Birnbaum, mit einer Rundbank umgeben. Er war mit Blüthen bedeckt und von Bienen umschwärmt. Wieland beschaute den vollblühenden Baum einige Augenblicke, setzte sich dann unter ihm, und genoß, an den Stamm gelehnt, der schönen Umsicht und der schönen Frühlingszeit. Auch ohne ein Schirmdach von duftenden Blüthen ist dieser Platz sehr einladend. Das ganze Ilmthal zwischen der baum- und buschreichen Anhöhe des Felsenganges und einer Feldhöhe beut sich hier zur Beschauung dar. Der Fluß schlängelt sich mit Ufersteigen und Zugfähren hin bis an den Sternwald, und mittagwärts erscheint das

Dorf Oberweimar im Thale und das Lustschloß Belvedere auf einem waldigen Berge. Das junge Grün der Wiesen, der Bäume und Büsche, mit mancherlei Blüthen untermischt, hatte jetzt die Lieblichkeit des Wonnemond's. Die Nachtigallen des Parks waren zwar eben stumm, aber über der Feldhöhe ertönte vielfacher Lerchengesang, und Schwalben durchkreisten zwitschernd die Luft. In so schöner Natur mit reinem Herzen und mit dichterischer Empfänglichkeit des Frühlings genießen, ist ein Genuß, den auch Wieland's Seele gern in ungestörter Einsamkeit mit vollen Zügen einsog. Nach einer Weile zog er ein kleines Buch aus der Tasche, und las, jedoch nur kostend, das Buch bald gegen die Augen erhoben, bald auf das Knie niedergehalten. Jetzt kam eine kleine Störung. Ein Herr trat mit einer Dame aus dem Gange rasch auf die Wiese hervor, und Wieland schaute bei ihren rauschenden Fußtritten sich um. Sie standen plötzlich still, sprachen leise mit einander und gingen zurück; sie erkannten vermuthlich Wieland und wollten seine Einsamkeit an der schönen Stelle nicht stören. Diese, ihm nach meinem Glauben erwiesene Ehrfurcht war meinem Herzen sehr erfreulich. Sehr bald stand nun Wieland auf und kehrte in den Felsengang zurück. Ich setzte mich zwei Mal über die Ilm und trat wieder in den Stern, Wieland's Rückkunft erwartend. Er kam wirklich wieder von der Einsiedelei herunter, wich auf die

Ilmbrücke ab, und durchging die Mitte des Sterns; ich begleitete ihn unbemerkt auf Seitengängen. Auf dem offenen Rundplatze des Sternwaldes begegneten ihm zwei Männer, die ihn keck anstierten und ohne andere Begrüßung dicht an ihm vorbei schritten; auf seinem Gesicht drückte sich Mißbehagen aus und sein Stöckchen bewegte sich lebhaft. Vielleicht waren es Fremde, die Wieland nicht kannten und denen sein Ansehen auffiel. Solche Begegnung mußte freilich zuweilen vorfallen, und Wieland's jeweilige Gemüthsfassung bestimmte ihren Eindruck. Einmal sah ich ihn vor einem Kerlsgesicht, welches ihn erzdumm lächelnd angrinzte, erschrocken ein paar Schritte zurückfahren.

Eine andere Begegnung erwartete ihn, als er der Schloßbrücke nahte; Goethe trat ihm entgegen. Beide begrüßten sich brüderlich mit der Hand und Wieland ging mit Goethe in den Stern zurück. Es war mir ein sehr anziehendes Schauspiel, beide Dichter mit einander wandeln zu sehen. Wie ihr Geist, so war auch ihr äußerliches Wesen verschieden. Wieland hatte bei zartem Körperbau einen etwas schwebenden Gang; Goethe schritt in stammhafter, kraftvoller Mannsgestalt mit festen, gewichtigen Tritten einher. Auf Wieland's Gesicht schwebte sinnige Freundlichkeit und feiner Spott in sehr beweglichen Zügen; Goethe's Blick und Miene war fest und voll gebietenden Ernstes. Nicht bedeutungslos schien

mir's auch, daß Goethe einen großen dreieckigen Hut quer aufgesetzt trug; Wieland's Haupt war mit einem weichen runden Hute bedeckt.

4.

Der nördlichste Theil des Parks erhielt eine eigene Anmuth durch eine Anhöhe voll Gebüsch und Baumgruppen, nebst einem Rosenberge und mehreren Säulen mit zerfallendem Gesims; durch ein Wiesenstück, von einem crystallhellen Bach durchflossen, der sich aus einer Felsenöffnung ergoß, und mit einem lebhaft empor wallenden Quellstrudel sich vereinigte; durch die dunkeln Schatten des Sterns, durch riesenhafte Weiden am Ufer der Ilm nebst einem Fischerhause, und durch eine Grotte, in der eine steinerne Sphynx lag, und vor welcher an einem Becken voll lebendigen Wassers sich ein paar Ruhebänke fanden. An dieser Grotte saß ich eines Nachmittags, als Wieland auf einem einsamen Spaziergange herbei kam. Ich stand auf, und trat ihm entgegen. „Sie haben bei der Sphynx verweilt?" fragte er. „Ja", antwortete ich; „die Sphynx hat mir ein Räthsel aufgegeben." — „Ei! da wären Sie ja übel daran, wenn Sie's nicht erriethen." — „O, wie Alles in Ilm-Athen, so ist auch die Sphynx hier sehr human. Ich darf rathen, so lange ich will, ohne von ihr belästigt zu werden." — „Das lasse ich gelten", erwiederte Wieland, langsam mit mir fortge-

hend. „Aber das Räthsel? Oder darf ich's vielleicht nicht wissen?" — „Ich darf es Ihnen ganz insonders mittheilen. Die Sphynx fragte mich: worin das Schöne in diesem Theile des Parks eigentlich liege." — „Sie beschäftigt sich also auch mit der Aesthetik. Aber erbaten Sie sich nicht eine Erklärung des Sinnes, womit sie diese Frage that?" — „Des Sinnes?" — „Vor Allem müßten Sie doch wohl wissen, was sie unter dem verstehe, was sie schön nennt; sonst läßt sich ihre Frage nicht füglich beantworten, wenigstens nicht nach ihrem Sinne." — „Ich glaubte, daß ich diesen eben errathen sollte." — „Ja, das wäre eine gefährliche Sache. Unsre Aesthetiker sind in ihrer Erklärung des Schönen nicht einstimmig; und wer weiß, mit welcher ästhetischen Schule die Sphynx es hält?" — „O ganz gewiß ist sie eines Sinnes mit Ihnen!" bemerkte ich, und bat Wieland, mir seine Meinung zu eröffnen. Er lächelte, und sprach dann lebhaft: „Sie wollen, wie ich sehe, sich die Sache gar leicht machen. Ich soll Ihnen das Räthsel der Sphynx auflösen; ich soll die Sache am besten verstehen, und die Sphynx soll ganz meines Sinnes seyn. Das ist zu viel vorausgesetzt, und zwar aus zu großer Gemächlichkeit." — Ich äußerte hierauf, daß das Schöne in diesem Theile des Parks, meiner Meinung nach, nicht sowohl in dem liege, was das Auge sehe, sondern vielmehr in Ideen, die dadurch erweckt würden. Wieland schwieg ein Weilchen sinnend,

und sprach dann: „Da ich mit dem ästhetischen Geist und Sinne der Sphynx nicht bekannt bin, so möchte ich Ihnen wohl rathen, die Sache von zwei Seiten anzusehen, und sich zwischen ein Entweder und Oder zu Ihrer leichteren Entkommung zu stellen. Das Schöne könnte mit gemeinerem oder mit ungemeinerem Sinne empfunden, und hiernach auch erklärt werden. Sollte die Sphynx gemeineres Sinnes seyn, so würde die Schönheit dieser Anlagen für sie vermuthlich nur in der Anmuth der Mannigfaltigkeit bestehen. Es ist ein freilich nur oberflächliches Vergnügen der Seele, wenn das Auge über einen bunten Wechsel von Gegenständen umher schweift, zumal wenn sie durch Widerspiele reizen; wenn zum Beispiel hier der Blick von den dunkeln Schatten des Sterns zur sonnenhellen Wiese und Höhe, von alten Riesenbäumen zu blühendem Gebüsch, von der tiefhin rauschenden Ilm zu dem herab spielenden glänzenden Gewässer des Bachs hin und her fällt, und dazu auch seltsame Dinge erscheinen, wie die Löwenjungfer in der Grotte und die steinernen Baumstämme am Berge. Ich muß gestehen, daß ich der Sphynx kaum einen andern als gemeinen Sinn zutraue; denn sie ist keinesweges aus feinem und zartem Stoff, sondern aus Sandstein gebildet. Wäre sie jedoch wunderbarer Weise — wie sich's auch wohl gemeine Menschen, mit etwas Scheinbildung übertüncht, zu seyn bedünken — mit feinerem und höherem

Sinne beseelt, ja, dann müßten wir die Sache schon anders nehmen."

Wieland schwieg hier, und ich fragte: „Kämen wir dann etwa auf die Erweckung von Ideen?" — Wieland äußerte hierauf, daß die Sache ein wenig bedenklich wäre, indem es von der Individualität und innern Stimmung des Beschauers abhinge, welche Ideen durch die sichtbaren Gegenstände und ihre einzelnen Eindrücke, oder durch ihren Gesammt-Eindruck, erweckt würden. Bei einem glücklichen und frohen, und bei einem unglücklichen und trübsinnigen Mann von Geist und Gefühl würden gleiche Gegenstände der Natur und Kunst gewiß nicht gleiche Ideen erwecken. Die äußern Gegenstände zeigten sich uns nicht bloß im Widerschein unsres Innern, sondern dieses walte darüber auch als ein bildender und beseelender Genius. — Nach mehreren Erörterungen hierüber ließ sich Wieland jedoch in die Angabe der einen und andern Idee ein, welche durch die Gegenstände dieses Parktheiles erweckt werden könnten. „Vermuthlich", sprach er, „empfinden oder ahnen Sie auch im Dunkel des Sternwaldes das Walten eines geheimen göttlichen Wesens. Oder wollen Sie nicht, statt eines ganz unbestimmten göttlichen Ich weiß nicht was, lieber eine personificirte Vorstellung oder Empfindung? etwa in den düstersten Schatten die Schwermuth, ganz in sich versunken sitzend, und die Betrachtung, langsam in den Schatten-

gängen wandelnd? Sie könnten in der Stille des Waldes auch den Harpokrates finden, der in der That ein eben so bedeutungsvoller als schweigsamer Gott ist." — Ueber die aus dem Felsen sich ergießende und den Wiesengrund durchlaufende Quelle bemerkte Wieland, daß ihr crystallnes Gewässer, besonders beim Strudel, so lebhaft mit sich selbst und mit den herabnickenden Kräutern und Blumen spiele, als wäre es das willkürliche Spiel einer fast muthwilligen Najade. „Aber freilich", setzte er hinzu, „die Kunst ist hier die eigentliche Najade." — „Und die Säulen da oben", sprach ich, „als Rest eines verfallenen Tempels, unter lieblichen Gebüschen und Baumgruppen, erinnern an die Vergangenheit und an die Alles zerstörende Zeit, mitten im Genusse einer freundlichen Gegenwart." — Die Sphynx, als räthselaufgebendes Wesen, erklärte Wieland für eine echte Tochter der Natur und des Nachdenkens. „Für denkende Naturforscher", sprach er, „findet sie sich gar nicht in künstlichen Grotten, sondern überall in der freien Natur, bei allen ihren Erzeugnissen auf Bergen und in Thälern, in Weltmeeren und Quellen, kurz, in Allem, was auf, über und unter der Erde ist. Ueberall auf Erden und am Himmel giebt sie Räthsel auf. Sie ist der Geist der Natur, auf den Menschengeist mit der Frage gerichtet: Was ist das? — Es würde jedoch sehr schlimm seyn", fuhr Wieland fort, „wenn diese idealische Sphynx, als überall fragender Geist

der Natur, der alten mythologischen Sphynx gleichgesinnt wäre, und Alle, die ihre Fragen nicht zu beantworten wüßten, mit Löwenkrallen zerfleischte. Dann möchte der Henker Naturforscher seyn. Ich meines Theils würde mich dann zu meiner Sicherheit mit bloßen Nomenklaturen begnügen."

Wir gingen beim letzten Gespräch am Ufer der Ilm herab, und da sich hier eine unferne Wassermühle zeigte, sprach ich: „Gut, daß die Mühle eine Strecke weit abliegt! sie würde, hier gelegen, als ein Begriff des gemeinen Lebens eintreten, und die ästhetische Wirkung dieses Parktheils stören." — „O!" entgegnete Wieland, „wenn wir einmal mit dem Ideenfieber behaftet sind, so kann auch die ehrsame Mühle da Ideen in uns erwecken. Lassen Sie uns zum Beispiel auf den Fluß achten. Nach freiem Laufe, worin er, so zu sagen, seinem Genius folgte, wird er zu gemeiner Dienstbarkeit gezwungen, und er drückt seinen Zorn darüber schäumend und wirbelnd aus, bis er mit seiner vorigen Freiheit besänftigt weiter läuft. Sehen wir darin nicht das Sinnbild eines genialen Kopfes, dem ein ihm lästiges und ärgerliches Amt des bürgerlichen Lebens aufgezwungen wird?" — „Was diesen Fluß betrifft", erwiederte ich, „so ist es für ihn nur ein Nebengeschäft, wovon er sehr bald sich wieder erholt." — „Sie haben recht", sagte Wieland, „aber

Mühle auf Mühle treiben zu müssen, das wäre für ein Genie ein — zu großes bürgerliches Verdienst."

Gemüths- und Arbeits-Art.

1.

Wieland übertrug mir gleich nach meiner Ankunft in Weimar die erste Correktur und letzte Durchsicht des „Teutschen Merkur", die zweite Correktur sich selbst vorbehaltend; bisher hatte er Alles allein besorgt. Wie übellaunig ihn dieses oft durch unzeitige Unterbrechung und schlechte Setzer-Arbeit gemacht haben mußte, das erfuhr ich sehr bald. Der Erguß seiner Uebellaune setzte mich anfangs in Verlegenheit; aber bald war ich mit ihrer Natur und mit dem Gemüth, woraus sie floß, bekannt genug, um dabei guter Fassung zu bleiben. „Sagen Sie mir doch" — mit diesen Worten trat Wieland eines Vormittags zu mir in seine Bibliothek — „was für eine Raçe von Setzer ist denn da beim „Merkur" angestellt worden? Der Herr Hofbuchdrucker meint ohne Zweifel, er dürfe mir den Stall des Augias auszumisten geben!" — Wieland ließ seinem Zorn freien Lauf in oft eben so starken als genialischen Ausdrücken. Bei der ersten kleinen Pause erwiederte ich: „Es ist freilich ein unerträgliches Stück Arbeit, und der Setzer hat auch ziemlich das Ansehen eines Onokephalos; die letzte Handschrift je-

doch —." — „Kann ihn nicht entschuldigen!" fiel Wieland ein. „Sagen Sie dem Hofbuchdrucker, daß er sofort sich einen besseren Setzer anschaffe, sonst ließe ich den „Merkur" in Jena drucken!" — Als ich bald nachher aus der Bibliothek trat, empfing mich Wieland mit einem Blatte in der Hand und sprach: „Es ist wahr, die letzte Handschrift ist abscheulich, so daß sie dem Setzer wohl zu einiger Entschuldigung dienen kann. Aber was soll ich machen? Solche unleserliche Handschrift abschreiben lassen? Das wäre Sache des Verfassers. Jeder Gelehrte und Schriftsteller sollte eine leserliche Hand schreiben, das ließe mit Fug und Recht sich fordern; sonst müßte er seine Druckschriften von einem seiner Hand kundigen Schreiber gut leserlich copiren lassen." — Wieland schrieb eine nicht bloß leserliche, sondern auch schöne Hand. Seinem sehr humanen Herzen war es Bedürfniß, Ergüsse von Zorn und Uebellaune, sobald diese vorüber waren, wieder zu vergüten.

2.

„Mein Bücherwesen ist, wie Sie sehen, nicht überall in guter Ordnung" — sprach Wieland nach meinen ersten Besuchen seiner Bibliothek — „und wissen Sie, warum?" — „Sie erlauben vermuthlich Mehreren, beliebigen Gebrauch davon zu machen!" antwortete ich. — „Ja und nein! Ein wenig Unordnung folgt daraus frei-

lich. Aber das Schlimmste ist, daß ich selbst nicht rechte Ordnung halte. Mein Wille ist nicht schuld daran, sondern — wie soll ich sagen? mannigfacher, oft nur kleiner Gebrauch, Zerstreuung, Vergessenheit — kurz, ich tauge nicht zur Haltung rechter Ordnung. Sie können glauben, daß mir dies zuweilen eine empfindliche Last und ein nicht geringer Verdruß ist. Da sammeln sich Bücher, die besser an ihrem Orte ständen; da werden andere verlegt, und ich suche sie überall, wo sie nicht zu finden sind. Wissen Sie was? Sie könnten mir wohl ein wenig helfen, und ich will Ihnen schon sagen, wie. Auch wär's nicht übel, wenn ich einmal erhielte, was ich noch nie besaß, nämlich ein Verzeichniß meiner sämmtlichen Bücher." — „O!" sprach ich lebhaft, „Sie machen mich glücklich, wenn Sie mir erlauben, mit Ihrer ganzen Bibliothek nähere Bekanntschaft zu machen, und Ihnen dabei einige kleine Dienste zu thun. Bestimmen Sie nur Alles, und verfügen Sie über mich nach Belieben." — Die Bücher, etwa 6000 Stück, meistens erlesene Werke der alten und neuen Literatur, wurden zum Theil anders geordnet und aufgestellt, und ich fing an, ein Verzeichniß darüber aufzunehmen. „Uebereilen Sie sich nicht!" sprach Wieland zu mir. „Es ist ein ermüdendes Geschäft, nichts als Büchertitel zu lesen und zu schreiben. Wenden Sie dazu in diesem Sommer nur die letzte Vormittagsstunde an. Sie werden sich nicht selten versucht finden, mehr als das

Titelblatt anzusehen, und dieses und jenes zu lesen, und es würde grausam seyn, wenn ich Ihnen dieses untersagen wollte. Ich verlange keine bloße Schreibfeder. Folgen Sie Ihrem Genius, und sollte darüber der Katalog auch erst in zwei Jahren fertig werden."

Gütiger Wieland! Wie viele glückliche Stunden habe ich in Deiner Bibliothek verlebt! Nur zu sehr folgte ich meinem Genius. Der Katalog wurde nie vollendet, und Wieland hat mir nie, nicht einmal einen liebreichen Vorwurf darüber gemacht.

3.

Späterhin trug Wieland mir auf, seine Briefschaften in einige Ordnung zu bringen. Ich hatte schon größere und kleinere Haufen davon in den Bücherzimmern gesehen, das war aber nicht Alles; sie lagen auch haufenweise und in bunteſter Mischung hier und da in zwei Dachkammern. Und wie viele Briefe mochten schon verbraucht worden seyn! — „Es war eine Zeit", sprach Wieland, „wo ich unter der Last von Briefen, womit man mich beehrte, fast erstickte. Wenn ich der Mann darnach gewesen wäre, so hätte ich damals Aufforderung genug gehabt, der Mittelpunkt einer nicht kleinkreisigen literarischen Correspondenz inner- und außerhalb des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation zu werden. Um gehörige Ordnung zu halten, wären mir ein paar tüch-

tige Sekretaire nothwendig gewesen. Aber ich verhielt mich, meinem Naturell gemäß, so ungeschickt, daß man bald mit mir unzufrieden wurde und mich mehr und mehr verschonte. Es ist jedoch unverantwortlich, daß die Briefe nicht in besserer Ordnung von mir gehalten wurden; aber ich konnte mir nicht helfen. Quisque suos patimur manes, oder vielmehr: Naturam expellas furca, tamen usque recurret."

Wieland ernannte mich zum unumschränkten Aufsucher und Durchseher der Briefe, und verpflichtete mich, nichts von Allem, was noch vorhanden seyn möchte, unangesehen entkommen zu lassen. Fast einen Monat lang lag meine Stube voller Briefe (ich wohnte damals in Wieland's Hause), und ich habe in meinem ganzen übrigen Leben nicht so viel Briefe gelesen, als damals. Ein ganzer Tragkorb voll, der, zu weiblichem Gebrauch, schon auf die Seite geschafft worden war, wurde von mir mit genauer Noth noch gerettet. Ein Theil dieser Briefe war schon einmal durchrissen. Dieser Zufall war unter anderen mehreren interessanten Schreiben des Prinzen August von Gotha, des Oheims des letztverstorbenen Herzogs, auch zwei eigenhändigen Schreiben des Prinzen Friedrich's von Braunschweig begegnet. Daß es viel Spreu unter dem Waizen gab, versteht sich von selbst. Ohngefähr die Hälfte der Briefe wurde ausgemerzt; die andern wurden nach Wieland's Angabe geordnet und

in Mappen gepackt. Ich weiß nicht, was nachher aus diesen Briefen geworden ist.

4.

Als ich mit den Briefen beschäftigt war, trat Wieland einmal zur Abendzeit in mein Zimmer, sah mehrere Briefe und Briefhaufen an, und sprach: „Auch ich habe im Laufe meines Lebens eine nicht geringe Anzahl Briefe geschrieben, und besorge nicht ohne Grund, daß sie, wenigstens zum Theil, besser verwahrt wurden, als so viele an mich geschriebene Briefe." — „Das besorgen Sie?" fragte ich. — „Ja wohl! Ich entsinne mich zwar nicht, was Alles in meiner kleinern oder größern Correspondenz, etwa vom Jahre 1751 an, von mir geschrieben worden seyn mag; so viel ist aber gewiß, daß das Meiste besser ungeschrieben, oder doch unaufbewahrt geblieben wäre. Da ich leider eine nicht geringe Celebrität erlangt habe, so werde ich schwerlich dem Schicksal Anderer Meinesgleichen entgehen, von denen man nach ihrem Ableben Briefe drucken läßt, die einzig und allein für vertraute Freunde geschrieben waren, und keinem andern Publikum, als dem Geist und Herzen derselben, angehören." — „O!" erwiederte ich, „von allen Briefsammlungen berühmter Männer möchte ich die Ihrige am liebsten lesen." — „Ich schreibe noch daran", entgegnete Wieland mit eigenem Lächeln. „Oder möchten Sie die

Sammlung meiner Briefe je eher je lieber geschlossen sehen?" — „Wenn ich alt würde, nur einige Zeit vor meinem Tode", sprach ich, von der Frage betroffen.

Wieland blätterte in der einen und andern Brieflage und beklagte dann, daß Briefe, die er insonders hätte schreiben sollen, mehr als zu oft ungeschrieben geblieben wären. „Vielleicht", fuhr er fort, „finden sich auch in diesen Briefen zarte Rügen, oder auch wohl empfindliche Beschwerden über mein Schweigen. Diejenigen aber, die ganz anspruchslos schrieben, hätten oft vorzüglich meine Antwort und Mittheilung verdient. Indessen wie war mein Leben auch in der glücklichsten Periode beschaffen? Es war und blieb ein vielfältig zerrissenes Ding. Studien und Lesereien verschiedener Art, eigene Arbeiten, Abschreibung derselben, Correkturen, Geschäftsbriefe, willkommene und unwillkommene Besuche, Gesellschaftspflichten, Natur- und Kunstgenüsse, Mißbefinden und Mißlaune, diese und andere Stücke hielten mein Leben so vielfach zertheilt, daß einige Unterlassungssünden mir billig zu verzeihen sind. Ich that, was ich nicht lassen konnte, und schob die Beantwortung mancher lieben und schätzbaren Briefe so lange von Posttag zu Posttag auf, bis daran nicht weiter zu denken war."

Ich wagte es, Wieland einen Brief zu zeigen, worin er wegen seines Schweigens tüchtig ausgescholten wurde. „O!" sprach Wieland nach flüchtigem An-

blick der Schriftzüge, „der Brief ist von einem Manne, der mit unendlicher Herzlichkeit unendliche Ansprüche an mich machen zu dürfen glaubt. Und dies ist eben sowohl meine Schuld, als die Schuld seines Naturells. Er hat auf dieser Welt nicht Seinesgleichen, denn an ihm, und an ihm allein, habe ich die Macht meiner Würde als Comes palatinus, wiewohl mehr im Scherz als im Ernst, versucht. Ich habe ihn nämlich zum Doctor philosophiae et liberalium artium Magister creirt, und er hält sich seit der Zeit für einen integrirenden Theil meines Wesens. Er ist, bei wirklichen Talenten, eine so harmlose und närrische Seele, daß es sehr unrecht wäre, ihm nicht Alles zu Gute zu halten." — „Aber wie hieß denn der außerordentliche Mann?" fragte ich. — „Welche Frage!" entgegnete Wieland; „Sie haben ja da seine Unterschrift. Doch, Sie werden sie nicht lesen können. Obereit, Doctor Obereit heißt der Ehrenmann."

5.

Wieland fragte mich einst bei schönem Maiwetter, wann ich jetzt aufzustehen pflegte, und äußerte einige Verwunderung, als ich erklärte, daß ich fast alle Morgen um vier Uhr schon im Park lustwandelte. Ich gedachte der eigenthümlichen Schönheit des frühen Morgens und wurde wider Vermuthen aufgefordert, mich darüber näher zu erklären. Meine Erklärung enthielt die Angaben:

daß nicht bloß, was die alte Mythologie allein bemerke, die Sonne nach nächtlichem Bade im Oceanus wie mit verjüngter göttlicher Kraft und Schönheit empor steige, sondern auch die ganze Natur sich gleicher Weise aus dem kühlen Schooße der Nacht zu erheben scheine, und daß meinem Gefühle nach nichts poetischer seyn könne, als die einsame Feier der schönen Natur in dem jungen himmlisch-irdischen Morgen. „Das Schönste und Göttlichste", setzte ich hinzu, „ist für mich verschwunden, wenn die Menschenwelt rege wird, und Steige und Plätze mit Wandlern und Gesprächen füllt." — „Das läßt sich hören", entgegnete Wieland. „Mir war in meiner Jugend in schönen Gegenden, zumal in der Schweiz, fast eben so zu Sinne; ja, ich glaubte an manchem schönen Morgen mich wirklich in Elisium und in die Seligkeit göttlicher Geister versetzt, so daß ich die Natur um mich her im Grunde gar nicht mehr sah und empfand." — „Aber", bemerkte ich, „die Natur selbst ist doch Ursach der Empfindung des Göttlichen, weil es wirklich in ihr liegt." — „Unsre Empfindungsart und den Spiegel unsrer Seele nicht zu vergessen!" erwiederte Wieland. „Doch, dies würde uns jetzt zu weit führen. Aurora Musis amica, wahr! Meine jetzige Muse liebt jedoch die Umfangung des wärmeren Tages, etwa von neun Uhr an, mehr, als die kühlen und feuchten Fittige des frühen Morgens: sie steht auch in dieser schönen Frühlingszeit

nicht vor sieben Uhr mit mir auf, und sieht ihre Aurora nicht hinter Nebelgewölk, sondern hinter dem Dampf der Kaffeeschale. In meinen Jahren werden Sie mit Ihrer Muse vermuthlich in gleichem Falle seyn."

6.

Nicht lange nachher äußerte Wieland's ältester Sohn bei Tische, daß er jetzt etwas schlaffsüchtig wäre. „Vielleicht Gewitterluft!" wurde erwiedert. „Nein!" sprach eine der Töchter, „es ist jetzt die Fliederblüthen-Zeit." Nachdem hierüber etwas gescherzt worden war, fragte mich Wieland, ob ich jetzt auch schlaffsüchtig wäre. „Das eben nicht", antwortete ich, „ob ich gleich in der Nacht ganz vortrefflich in einem Zuge fortschlafe." — „Wie?" sprach Wieland, „Sie füllen die Nacht mit ununterbrochenem Schlafe? Schämen Sie sich doch! Wer wollte so die ganze Nacht für seinen Geist verlieren!" — „Gewinnt doch der Geist dadurch für den Morgen und den ganzen Tag!" erwiederte ich. — „Sagen Sie, was Sie wollen", entgegnete Wieland, „et nox est Musis amica. Ich für mein Theil verdanke der Nacht nicht wenige meiner glücklichsten Ideen und Einfälle, und eine Menge meiner besten Verse, meiner gelungensten Darstellungen und treffendsten Ausdrücke. Sie sehen mich mit Verwunderung an? Ich rede nicht von Lucubrationen. Was ich da namhaft machte, das kam mir Alles im

Bette bei guter leiblicher Ruhe. Wenn ich nämlich mit irgend einem Werke oder Werkchen beschäftigt war, oder etwas gelesen hatte, was mich sehr ansprach und meinen Geist heraus forderte, oder mein Herz kitzelte, so wachte ich gewöhnlich, oder doch oft, nach etwa drei Stunden erquickenden Schlafes auf, und war dann so regen Geistes und voll so freier und erhöhter Seelenkraft, wie der Tag mir selten zu seyn erlaubte. Sie finden den frühen Morgen so poetisch; er mag sich immerhin mit solcher Nacht oder mit solchen Stunden der Nacht vergleichen. Wenn die Dunkelheit derselben Licht des Geistes wird, und ihre Stille sanft, wie mit göttlicher Hand, Gedanken und Gefühl entfesselt, und man Schöneres findet, als man hat erfinden können, kurz, wenn man eines Afflati divini von vorzüglicher Art theilhaftig wird, so —." Wieland hielt hier etwas inne, und setzte dann, meine Erwartung täuschend, hinzu: „so ist das eine Sache, die sich wohl mitnehmen läßt." — „Und die nur einem höhern Genius widerfahren kann!" sprach ich. — „O!" erwiederte Wieland, „poetisch, genialisch und wiedergeboren werden, das ist im Grunde einerlei. „„Der Wind bläset, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißest nicht, von wannen er kömmt, und wohin er fährt.""

7.

Wieland hat seine Werke, kleinere Stücke und Flugschriften ausgenommen, nach ihrem ersten Aufsatze ein bis zwei Mal, zum Theil drei, ja vier Mal (wie den „Oberon") eigenhändig abgeschrieben. Ich äußerte meine Verwunderung, als ich ihn das vornehmste Ergänzungsstück zu seinem „Agathon", die Philosophie des Archytas enthaltend, zum zweiten Mal abschreiben sah. „Ei, sehen Sie doch, wie das an nicht wenig Stellen corrigirt ist!" sprach er. „Zuweilen noch Correktur über Correktur. Würde ein anderer Abschreiber Alles recht zusammen finden können? Aber gesetzt auch, es fände sich ein solcher: ich würde mich seiner doch nicht bedienen. Er schriebe nur ab, was dasteht, und das ist mir nicht genug. Mein Abschreiben ist Durchkosten, Ausbilden, Vollenden, und daher ein Geschäft, welches mich ganz in Anspruch nimmt. Totus in hoc sum. Jetzt erst finde ich oft das Rechte, die expression unique, wie die Franzosen sagen, das volle Licht des Gedankens, die angemessenste Schattirung, die oft desto bedeutender ist, je kleiner sie zu seyn scheint. Was von den wenigsten Lesern bemerkt wird, das ist oft das, was guten Schriftstellern die meiste Mühe machte, und die meiste Ehre machen sollte. Es ist ihnen jedoch schon Lohns genug, wenn sie sich selbst genug gethan haben." — Nach einer Pause setzte Wieland hinzu: „Es ist unbegreiflich, was Einem beim ersten Hinschreiben

entschlüpfen kann. Ich erschrecke, oder lächle oft darüber. Doch, es läßt sich so ziemlich begreifen. Man ist zu voll; ein Gedanke jagt den andern, und die Seele schielt, so zu sagen, schon vorweg auf das Folgende. Da läßt sich's nicht immer klar sehen und richtig urtheilen."

8.

Wäre ich ein Maler gewesen, so hätte ich Wieland in dem Costüm gemalt, worin er Morgens in seinem Familienkreise verweilte, und am liebsten in seinem Museum arbeitete. Dieses Costüm bestand in einem umgürteten Schlafrock und in einem Tuche, welches seinen Kopf bald mehr, bald weniger umwand. Zuweilen erschien er in dieser Haustracht auch bei Tische, und da rückte sein Kopftuch bei heiterm Gespräch sehr ausdrucksvoll rückwärts, fast bis zum Abfallen. Je mißlauniger er war, desto tiefer sank das Kopftuch auf seine Stirn herab. Immer gleich lebhaft, mit seinem ganzen Ansehen und Wesen, sehe ich ihn, wie er in dieser seiner Haustracht lesend und sinnend in und außer seinem Arbeitszimmer umher ging. Bald stand er mit erhobenem, bald ging er mit gesenktem Buche, und der veränderte Ausdruck seines Gesichts ließ seine Gedanken und Empfindungen nicht selten mit Gewißheit errathen. Charakteristisch war auch ein leises Pfeifen, womit er seinen sinnigen Blick und Gang öfters begleitete. Wenn auf sol-

chen gedankenvollen Gängen bei eigener Schriftsteller-Arbeit ihm etwas Willkommenes, gesucht oder ungesucht, beifiel, so ging er rasch in seine Schreibstube, in Oßmannstädt zuweilen hinten aus dem Garten hinauf.

9.

„Ich dachte es wohl!“ sprach Wieland einmal zu mir, indem er mit verdrießlichem Gesicht in seine Bibliothek trat. „Ich habe eben den Barometer angesehen; er ist noch um keine Linie gestiegen. Immer noch siebenundzwanzig Zoll! Da kann mir's mit meiner Arbeit nicht gelingen.“ — Ich sah ihn mit lächelnder Verwunderung an. „Ja, ja!“ fuhr er fort, „der Barometerstand hat auf unsern Geist mehr Einfluß, als Sie zu glauben scheinen. Was mich betrifft, so verliert der meinige bei zu geringem Drucke der Luft seine Spannkraft, oder wie Sie's nennen wollen. Er bedarf wenigstens siebenundzwanzig Zoll sechs Linien.“ — „Sie sagen mir etwas ganz Neues, das ich nicht begreife!“ erwiederte ich. — „Davon ist auch nicht die Rede!“ entgegnete Wieland. „Ich begreife auch nicht, wie und wodurch die Schwere unserer atmosphärischen Luft Einfluß auf unsern Geist habe; ich erfahre es nur, daß dem wirklich so sey. Das Maaß dieser atmosphärischen Wirkung leidet freilich individuelle Verschiedenheiten; mit einem Mehr oder Weniger aber findet sie gewiß im All-

gemeinen statt.“ — „Also“, fragte ich, „die Kraft und Thätigkeit des Geistes sollte mit dem Drucke der Luft ab- und zunehmen?“ — „Das ist es, was ich gesagt habe!“ erwiederte Wieland, und sprach in lebhafterem Tone weiter: „Im Himmel und auf Erden geschehen Dinge, wovon unsre Philosophie sich nichts träumen läßt, sagt Shakspeare. Erklären Sie mir nur erst die wirkliche Natur des menschlichen Geistes und das innere Wesen der Luft, die wir athmen — ich meine nicht ihre bloßen scheidbaren Bestandtheile —; dann will ich Ihnen sagen, wie es zugehe und woran es liege, daß die Luftschwere so oder so auf unsern Geist wirke.“ — „Aber“, fragte ich weiter, „sollte es nicht Mittel geben, den nachtheiligen Einfluß der Atmosphäre zu mildern, und den Geist über geringere Grade von Luftschwere zu erheben?“ — „Sie meinen vielleicht geistreiche Getränke?“ erwiederte Wieland. „Was diese, zu solchem Behuf genommen, auch wirken möchten, sie würden, selbst in leidlichem Maaße, Arzneimitteln gleichen; und ich liebe die natürliche Gesundheit und Geisteskraft mehr, als künstliche Stärke und Begeisterung.“

10.

Gegen üble Witterung sehr empfindlich, wurde Wieland dadurch leicht in üble Laune gesetzt. Als er seinen „Agathodämon“ schrieb, war er, um einer unge-

störteren Muße und reineren Luft zu genießen, im Anfange des Sommers in ein Seitengebäude des Bergschlosses Belvedere gezogen. Eben war er dieses Aufenthaltes froh geworden, als nach starken Gewittern eine kalte Witterung mit anhaltendem Regen und Winde einfiel. Am dritten Tage dieses häßlichen Sommerwetters führte ein Geschäft mich zu ihm. Ich fand ihn im Sopha halb sitzend, halb liegend, ein Buch in der Hand. Er stand auf und ergoß seinen Verdruß über das Unwetter ungefähr in folgenden Worten: „Da bin ich auf dem schönen Belvedere in der schönen Sommerszeit, um bei recht glücklicher Ruhe und Laune zu schreiben. Ich dachte auf dem hiesigen Gelmorodischen Berge einen Aufenthalt zu finden, der dem Aufenthalte „Agathodämons" auf dem Diktäischen Gebirge einigermaßen ähnlich wäre. Aber es ist nur ein Ungefähr, wenn wir hier zu Lande ein paar schöne Tage haben. Wir haben ein barbarisches Klima, dem nichts angelegentlicher ist, als sich in seiner ganzen rauhen Natur wieder darzustellen, wenn es sich einmal ein wenig vergaß. Fragen Sie die Orangerieen da draußen! sie verwünschen gewiß unser Klima. Ja, die Waldbäume selbst im hinteren Garten leiden, und lassen schon einen Theil ihres Laubes fallen. Die Steige sind von Fluthen durchwühlt, und eine feuchte Sumpfluft herrscht im Park umher in solcher Masse, daß ein paar bessere Tage zu schwach sind, sie wieder zu vertreiben.

Ich fühle mich wie aus der Natur verwiesen, und erhalte nur künstlicherweise, insonders durch Kaminfeuer, einen Rest von Leben, womit mir hier wenig gedient ist." — „An Allem dem", erwiederte ich, „ist Jupiter Pluvius und Boreas, oder Kaurus schuld." Wieland entgegnete, nach einigem Schweigen, mit einem sich etwas erheiternden Gesicht: „Es ist nicht übel, wenn wir die mythologischen Herren da in Anspruch nehmen; an ihnen dürften wir unsern Unmuth schon ein wenig auslassen, ob wir es gleich nicht besser machten, als die Wilden, die ihre Fetische ausschmälen und wegwerfen, wenn sie ihre Wünsche nicht erfüllen. Solche Erleichterungen des Unmuths, wie kindisch sie auch seyn mögen, haben doch einen psychischen Nutzen. Ich weiß nicht, ob die Weisheit von uns homunculis billig verlangen kann, daß wir unsre Natur oder unsre Schwäche immer überwinden, und unverrückt an den höchsten Ideen mit gebührender Ehrerbietung und Fassung hangen. Es fällt mir gar nicht ein, sie zu verletzen — was eigentlich auch nicht möglich wäre — wenn ich einmal auf das Wetter schmäle; und es ist und bleibt richtig, daß eine Witterung, die meine Geisteskraft lähmt, und sie mit leiblichem Unwohl fast ganz erdrückt, eine höchst unbehagliche Sache ist, der ich gern überhoben wäre."

11.

Als die letzte Lieferung von Wieland's sämmtlichen Werken (nach der Ausgabe mit lateinischer Schrift bei Göschen) angekommen war, brachte Wieland selbst sie in seine Bibliothek, stellte sie zu den früheren Lieferungen, und sprach zu mir: „Ein ganz stattliches Häuflein Bücher! Ich weiß nicht recht, wie ich dazu gekommen bin, Alles zu schreiben." — „Fast möchte ich mir erlauben, dieses anzugeben!" erwiederte ich. — „Nun, das möcht' ich hören." — „Sie hatten", sprach ich, „von Ihrer frühesten Jugend an nicht bloß einen ungemein empfänglichen und bildungslustigen Genius, sondern auch eine Muse, die gar nicht satt werden konnte, über alle Felder menschlicher Wissenschaft, Kunst und Geschichte, wie eine geistige Biene, umher zu schwärmen, und literarischen Honig einzusammeln, Fülle auf Fülle, und dazu eine Liebe für die Menschheit, die über ihr Bestes nach allen Seiten hin wachte, und immer gleich frisches Verlangen war, dasselbe fördern zu helfen." — „Genug, mein Freund!" fiel Wieland ein. „Ich werde vermuthlich immer das Loos haben, mit zu großer Güte oder Ungüte beurtheilt zu werden. Das Beste ist, daß ich Beides nicht zu verantworten habe. Wie bei meiner Mitwelt, so werde ich hoffentlich auch bei der Nachwelt meine Freunde finden, die es erkennen, was ich gewollt habe, und deren Geist und Herz dem

meinigen mit innerlicher Verwandtschaft entgegen kommt. Ich werde also nicht ohne alle Fortwirkung bleiben; und wenn diese Fortwirkung der Humanität mehr förderlich als hinderlich wäre, so hätte ich wohl Ursach, zufrieden zu seyn. Sie sehen, daß ich nicht ohne Selbstliebe bin." — „O!" sprach ich mit herzlicher Empfindung, „Ihre Selbstliebe ist nichts als Menschenliebe." — Wieland setzte schweigend einige Bände seiner Werke um, und sprach dann in munterm Tone: „Wissen Sie, was ich Ihnen über die Entstehung meiner Schriften sagen könnte? Sie kamen mir meistens wie das Nasenbluten." — „In Wahrheit!" rief ich überrascht, „auf den Ausdruck wäre ich nicht verfallen." — „Ja, ja!" erwiederte Wieland. „Es waren Erleichterungen meines innern Menschen, die von selbst kamen, und sich nicht zurückhalten ließen, und oft war die eine kaum geschehen, so mußte ich schon einer andern nachgeben. Große Complimente sind daher mehr, als ich verdiene." — „So verdienen Sie desto mehr Bewunderung." — „Das mögen Sie mit den Philosophen und Aesthetikern der neuesten Schule ausmachen!" — „Der Geist und die Classicität Ihrer Schriften werden schon sich selbst zu behaupten wissen." — „Sollte das eine und andere meiner Werke in Absicht der Sprache und des Styls Classicität haben, nun so mag es mir als ein kleines Verdienst angerechnet werden, daß ich nicht müde wurde, meine geworfenen Bären zu lecken, und sie

dem guten Geschmack so annehmlich zu machen, als es mir möglich war."

12.

Nie sah ich Wieland lebhafter, als da er die Briefe Aristipp's und seiner Zeitgenossen zu schreiben anfing. Seine Seele war ganz voll von dem, was dieses Werk aufnehmen, schildern und beleuchten sollte, als ich eines Tages in sein Museum zu Oßmannstädt trat. „Es war endlich einmal Zeit", sprach er, „daß ich ein solches Werk begann. Eigentlich habe ich die Personen und Sachen, die darin vorkommen, schon von meiner Jugend an in der Seele getragen, und zum Theil auch, mehr oder minder historisch, zum Besten gegeben. Aber was ich früherhin auch that, und späterhin bald so und bald anders zu thun gedachte — ich wollte einmal auch die Geschichte der Sokratischen Philosophie schreiben — nun erst ist es für mich die rechte Zeit, das classische Griechenthum in einer seiner anziehendsten und inhaltreichsten Perioden zu überschauen und zu behandeln. Hoffentlich wird mir's in meinem schon begonnenen Greisesalter nicht an Jugendfrische fehlen; denn nichts von der Göttergunst zu sagen, die mir als einem Musensohne noch immer zu Theil wird, so ist auch das schöne und reiche Menschenleben in jener Griechenzeit, die ich mit meinem Aristipp durchleben und durchschmecken

will, an und für sich wie die Quelle der Jugend, welche unsre romantischen Ritterhelden suchten und nicht fanden. Eine Menge mannigfachen Stoffs liegt voll mannigfacher Aufforderungen und Reize vor mir, und wiewohl ich das Ganze ziemlich klar und bestimmt übersehe, so weiß ich doch, daß mir auch das Eine und Andere, woran ich jetzt noch nicht denke, in der Folge von selbst in den Weg kommen wird. Dadurch erhält mein reichhaltiger Gegenstand noch eine besondere geheime Anziehungskraft. Er zeigt mir eine Perspektive, die noch mehr ahnen als sehen läßt."

„Aber", fuhr Wieland nach einigen andern Aeußerungen fort — „was werden Sie dazu sagen, daß die Hetäre Lais eine vorzügliche Rolle in meinem Aristipp spielen wird?" — „Sie hat", erwiederte ich, „als eine der merkwürdigsten Personen jener Griechenzeit Anspruch darauf zu machen." — „Und was machte sie zu einer der merkwürdigsten Personen? Nicht sowohl Schönheit und Liebreiz, wie groß diese auch seyn mochten, sondern vielmehr eine Bildung und Liebenswürdigkeit, die noch außerordentlicher waren als jene. In ihr blühte für die gebildetsten Griechen jener Zeit das Höchste und Vollkommenste schöner und holder Weiblichkeit. Ich weiß zwar, mit welchen Complimenten ehrbare Matronen und gestrenge Sittenrichter über den Gebrauch, den ich von ihr mache, mich beehren werden. Sie werden pflicht-

schuldigermaßen zu bemerken belieben, daß mein Geist sich noch immer, wie sonst, im Umgange mit Hetären gefalle, und daß ich vermuthlich bis zu meinem letzten Lebenshauche nicht müde werden würde, sie mit ihrem hetärischen Leben und Weben zu conterfeien. Aber ist es meine Schuld, daß das classische Griechenland auch seine Aspasia, Danae, Lais, Musarion und wenige ihres Gleichen hatte, und daß diese für die Geschichte der Menschheit ein größeres Interesse haben und behalten werden, als Alle, die sich von Gott und der Tugend berufen glauben, das Verdammungs-Urtheil über sie zu sprechen? Es wird auch von selbst erhellen, daß ich bei dem, was mein Aristipp seyn und werden soll, der Lais gar nicht entbehren kann. Uebrigens wird sich in der Griechenwelt, welche vor mir liegt, auch Gelegenheit finden, dem Ehestande, wie ich seines Orts immer gethan habe, alle gebührende Hochachtung zu erweisen, und häusliches Familienwohl, so wie es seyn kann und seyn soll, als das reinste und vollhaltigste Glück dieses Lebens darzustellen."

Merkwürdige Besuche.

Baggesen.

Im Sommer des Jahrs 1793 verweilte der insonders als deutscher Dichter berühmte Däne Jens Baggesen

(damals Professor, nachher Propst) mit seiner Gattin, einer Enkelin des unsterblichen Haller, mehrere Tage lang bei Wieland. Er war auf dem Wege nach der Schweiz, von wo er, mit Zurücklassung seiner, in der „Parthenäis" als Myris besungenen Ehefrau nach Paris reisen wollte. Wieland hatte ihn zu seinem Sohn in Apollo angenommen. Als ich ihn von Wieland „Sohn Baggesen" nennen hörte, fiel eine von solchem Manne ertheilte Sohnschaft so lebhaft in mein Gefühl, daß ein bloß äußerlicher fürstlicher Orden dagegen so viel als nichts gewesen wäre. Wie aufgeregt damals die Geister durch die an Größe, Verwegenheit und Unmenschlichkeit sich überbietenden Auftritte des Revolutions-Schauspiels in Frankreich waren, ist eine weltbekannte, jetzt jedoch von Vielen schon vergessene Sache. Baggesen hatte, ich weiß nicht wie und wodurch, die Würde eines französischen Bürgers erhalten, und war ein großer Freund der damaligen Girondisten Brissot, Vergniaux, Gensonné und so weiter. Er sprach von ihnen mit Begeisterung. Wieland äußerte (es war bei Tische) mit ruhigem Tone, daß es, je vortrefflicher diese Männer seyn möchten, desto schlimmer um sie stände, und brach auf Baggesen's Frage: „Wie so?" in eine lebhafte Rede aus, von welcher ich mich noch folgender Worte erinnere: „Die aufgeklärtesten und edelgesinntesten Männer in Frankreich haben den todeswürdigen Fehler, daß sie das Heil der französischen

Republik nicht im Geiste eines Robespierre, Danton, Marat und Consorten erkennen. Und wenn sie nun eben deshalb, weil sie die Besseren sind, den kleineren Theil des Volks oder Pöbels auf ihrer Seite haben? Die Guillotine liefert ja den höchsten Beweis über den Werth der Menschen; sie richtet mit einer Gerechtigkeit, gegen welche die Minos, Rhadamanthus und Aeakus, und alle ihres Gleichen auf der Oberwelt, sich beschämt verkriechen müssen. Sie wird auch die Girondisten richten, und ich sehe ihr Beil gegen sie schon aufgezogen."

Baggesen war damals vielleicht in seiner genialischsten Lebenszeit, wovon mir auch die Erzählungen von seinen Alpenreisen zu zeugen schienen. Sie waren so voll übersprudelnden Geistes, so reich an Witz und Laune, und voll so lebendiger, beseelender Phantasie, daß Wieland selbst Uebertreibungen und Ausschweifungen, die dabei zuweilen übereinander hinfielen, lächelnd verzieh. Baggesen hatte zwar bei seinen Uebertreibungen den Ton und das Wesen, als hätte er sie selbst für Wahrheit gehalten; aber sie waren ihm mehr Spiel als Ernst. Ueber seine dichterische Trunkenheit erhob sich sehr bald schalkhafte Besonnenheit. Wieland nannte ihn einmal einen poetischen Centauren. Sein Aeußeres war seinem Innern nicht unangemessen. Ein nervöser Körper, ein Haupt voll schwärzlichen buschigen Haars, ein längliches Gesicht mit breiter Stirn, langer Nase und bald wirren, bald

blitzenden Augen, ein Mund, um den bald eine erhabene Hymne, bald loser Schalksernst zu schweben schien, und ein kraftvoller Gang mit lebhafter Bewegung der Arme — so erschien Baggesen mir äußerlich, und, wie ich glaube, in seiner charakteristischen Gestalt.

Bei einem zweiten Besuche, ein paar Jahre später, ließ Baggesen, gleichfalls auf dem Wege nach Paris, seine schwangere Ehefrau in Wieland's Hause zurück. Die Zärtlichkeit, womit er Abschied von ihr nahm, war nicht ohne Ueberspannung, so wie sein Wesen bei seiner Wiederkunft. Ich trat zufälliger Weise kurz hinter ihm auf Wieland's Hof. „Ist sie todt?" — mit diesen heftig ausgesprochenen Worten fuhr er auf Wieland's ihm begegnenden Diener los. Dieser wich erschrocken zurück. „Kerl!" rief er, ihn an der Weste packend — „sprich! Sie ist todt!?" — „Ach!" entgegnete dieser, sich fassend, „Sie meinen wohl Ihre Frau Gemahlin? Die ist glücklich niedergekommen!" — Baggesen schoß nun wie ein Pfeil die Treppe hinauf.

Baggesen's Gattin schien mir nicht sehr geeignet, dem genialischen Wesen ihres Mannes zu entsprechen. Verstand, Edelsitte und unbefangene Freimüthigkeit herrschten bei ihr in so guter Eintracht, daß sie eben so reine als ruhige Hochachtung einflößte. Ich war öfters Zeuge, wie gern Wieland sich mit ihr unterhielt. Nun?" — fragte er sie einstmals, als sie die eben erschienenen „Wilhelm Meister's

Lehrjahre" (die beiden ersten Theile) gelesen hatte — „wie gefällt Ihnen dieses Goethische Werk?" — „O", erwiederte sie, „ich erkenne darin Meister Goethen recht wohl." — „Und das ist Alles, was Sie zu bemerken hätten?" — „Ich dächte", erwiederte sie, „das wäre nicht wenig gesagt!" — „Freilich; aber ich möchte doch bitten, mir das ein wenig zu entwickeln." — „Sie verlangen zu viel von mir, lieber Vater. Wie dürfte ich mir einbilden, Goethe's Geist und Meisterschaft so zu fassen, daß ich sie überhaupt, und insonders in Bezug auf sein neuestes Dichterwerk, zu schildern und zu entwickeln vermöchte? Es ist bei mir nicht Einsicht, sondern nur Gefühl." — „Desto besser!" — entgegnete Wieland. „Ihr Gefühl möchte ich vor allem Andern sich aussprechen hören." — „Ja, wenn es das vermag! Doch, ich sehe schon, Sie lassen mich nicht los. So will ich Ihnen denn sagen, daß ich's wohl fühle, wie Goethe auch in diesem Werke die Wahrheit und Eigenthümlichkeit seiner Menschen-Charaktere von der Natur so abzustehlen weiß, als würden sie ihm von ihr nur so dargeboten; daß er in der dramatischen Kunst und Darstellung wie in seinem Elemente lebt und webt; daß er, wie von ungefähr, Urtheile und Bemerkungen ausspricht, die mir nie so eingefallen sind und mich doch wie alte Bekannte ansprechen, und daß er auch die geringfügigsten Dinge nicht verschmäht und sie, dem gemeinen Leben gleich, mit dem Bedeuten-

deren so verbindet, als müßte es eben so seyn. Schade nur — doch, ich habe schon zu viel geplaudert!" — „Nein, nein!" rief Wieland; „Ihr Gefühl spricht lauter Gold für mich. Fahren Sie fort! Also, schade nur —." — „Nun", entgegnete sie lebhaft, „wenn ich bisher Gold gesprochen habe, so mag das Blei hinterher plumpen. Also, schade nur, daß man in „Meister's Lehrjahren" sich in keiner guten Gesellschaft befindet!" — Wieland lachte. — „Das dachte ich wohl!" sprach die Frau Professorin; „aber Sie haben's nicht besser haben wollen!" — Wieland reichte ihr freundlich die Hand und wiederholte die Worte: „In keiner guten Gesellschaft! — Ich verstehe Sie wohl und stimme Ihnen bei, möchte mir jedoch eine kleine Bemerkung über die gute Gesellschaft erlauben, die Sie im „Wilhelm Meister" vermissen." — Wieland's kleine Bemerkung wurde eine ziemlich umständliche Erörterung über das, was die sogenannte gute Gesellschaft sey, und über den Anspruch, den sie auf Werke des Genies zu machen habe. „Ich besorge", sagte er unter Anderem, „daß Dichter voll lebendiger Anschauungskraft und hoher Genialität sich darum nicht auf die besagte gute Gesellschaft beschränken mögen, weil sie ihnen nicht sonderlich zusagt, und oft wirklich zu eng und einförmig für sie ist. Wo die Natur mit vielgestaltigem Leben in voller, eigenthümlicher Wahrheit ihnen begegnet, da fühlen sie sich heim, mit freien, ent-

falteten Kräften im Reiche ihrer Schöpfungen. — Uebrigens", setzte Wieland hinzu, „lassen Sie uns nur die Fortsetzung des Werks abwarten. Ich wette darauf, Goethe versetzt uns auch noch, ehe wir's uns versehen, sobald er's nämlich den Lehrjahren seines Meisters zuträglich findet, in so gute Gesellschaft, als wir nur wünschen können."

Voß.

Wieland hatte für unsern unsterblichen Dichter J. H. Voß schon lange hohe Achtung gehegt, und mit ihm freundschaftliche Briefe gewechselt, als er zum ersten Mal persönlich in Weimar erschien. Dieses geschah gerade um die Zeit, als seine neue Verdeutschung des Homer in erster Ausgabe herausgekommen war. Voß war von Wieland und den Seinigen als ein alter, herzlich willkommener Freund aufgenommen worden, und ich sehnte mich nicht wenig nach seiner Bekanntschaft. Schon am zweiten Tage hatte Wieland die Güte, mich ihm vorzustellen. Wieland saß an seinem Schreibtisch, als ich eintrat, stand auf, und sagte zu Voß, der eben an einem Seitentische Thee trank: „Sie sehen hier einen meiner jungen Freunde, der Ihr großer Verehrer ist." — Vossens Ansehen entsprach nicht der Vorstellung, die von ihm in meiner Seele geschwebt hatte; ich gewann jedoch bald meine Unbefangenheit und sprach: „Ich kann Ihnen meine

Freude, Sie persönlich kennen zu lernen, nicht ausdrücken. Schon auf Schulen haben Ihre Dichterwerke mir Geistes- und Herzens-Genüsse gewährt, die mir eben so beseligend als neu waren; und ich werde nie vergessen, wie auch Andere meines Gleichen diese Genüsse gleich lebhaft mit mir theilten. Wir waren freilich noch Schüler; aber es kann Ihnen nicht gleichgültig seyn, wie sehr Sie unsre, so wie gewiß viele, viele andere junge Seelen in Deutschland beglückten." — Voß reichte mir freundlich die Hand, und that einige Fragen an mich, auf welcher Schule ich gewesen wäre und so weiter. — „Und Ihre „Odyssee"!" sprach ich mit weiterem Herzenserguß. „Wir konnten nicht satt werden, sie zu lesen, einzeln und in Gesellschaft. Sie eröffnete uns die Homerische Dichtungswelt so, daß wir in ihr lebten und webten, und unsern Rektor mit dem lebhaftesten Anliegen bewogen, den Homer mit uns in Privatstunden zu lesen, welches so lange geschah, bis wir seiner Hülfe nicht mehr bedurften." — „Waren auf Ihrer Schule für den Homer keine ordentlichen Stunden ausgesetzt?" — „In Prima zwei Stunden wöchentlich; aber das genügte uns nicht." — „Halten Sie denn", fragte Voß weiter, „meine frühere Verdeutschung der „Odyssee" noch jetzt für so Homerisch, als sie Ihnen damals erschien?" — „Für so Homerisch?" erwiederte ich. „Ich bin überzeugt, daß, wenn Homer selbst in unsern Tagen, mit bester Kunde unserer Sprache, uns eine deut-

sche „Odyssee" geben wollte, er sie in keiner Rücksicht vortrefflicher geben könnte, als wir sie von Ihnen erhalten haben!" — Wieland, der bei meinem Gespräch mit Voß wie schreibend da saß, schaute sich bei meiner letzten Aeußerung lächelnd nach uns um. Voß schwieg ein paar Augenblicke mit einer Miene, worin ein wenig Lächeln in einem Anflug von Verdruß zu erlöschen schien, und sprach sodann sehr ernst: „Sehen Sie zu, ob Sie derselben Meinung seyn werden, wenn Sie meine „Odyssee" in ihrer neuen Gestalt kennen gelernt haben; vergleichen Sie dieselbe aber mit dem Original. Es kostet Studien, das Echthomerische zu ersehen und zu erfassen." — Voß setzte sich mit diesen Worten, und ich empfahl mich ein wenig verlegen, indem ich mit seiner neuen Verdeutschung noch ganz unbekannt war und es empfand, daß mein Ausspruch über seine frühere „Odyssee", wie herzlich er auch war und wie gute Wirkung ich davon erwartete, seine Empfindlichkeit gereizt haben mußte; die Sache wurde mir bald nachher klar.

Am andern Morgen begegnete mir Voß auf einem einsamen Spaziergange im Park. Er redete mich an, und befragte mich, mehrere Gänge mit mir durchwandelnd, über mancherlei, Weimar und dessen literarisches Leben Betreffendes. — „Es ist wahr", sprach er hierbei, „Weimar ist eine innerlich eben so große, als äußerlich kleine Musenstadt, und dieser Park ist in seiner unverkünstelten

Schönheit und sinnreichen Anmuth ihrer werth!" — Am Ende fragte mich Voß, ob ich auch schon Hexameter gemacht hätte? — „Ja", erwiederte ich, „und die Ihrigen waren meine Muster!" — „Es sind", sprach Voß, „viele deutsche Hexameter gemacht worden, die freilich den Füßen nach sich so nennen dürfen; aber was sind sie dem Bau und Klange nach? Darum bekümmerte man sich wenig. Nur wie von ungefähr kam und verlief sich der eine und andere gute Hexameter unter die mittelmäßigen und schlechten. Ich habe auch erst später das Wesen der alten Hexameter erkannt, und dazu die große eigenthümliche Bildsamkeit unserer Sprache, wobei sie fähig ist, die Hexameter der Alten mit großer Vollkommenheit nachzubilden. Sie erbeut sich dabei auch zu treffenderen und lebendigeren Darstellungen, als diejenigen genehmigen wollen, die unsere Sprache in ihren Wörtern und Redeformen schon als vollendet und abgeschlossen ansehen möchten. Meine jetzt erschienene „Odyssee" ist eine ganz neue Arbeit, und Sie werden darin schwerlich einen der alten Hexameter ganz wiederfinden. Es wird Sie anfangs befremden; urtheilen Sie aber nicht dieser Befremdung und alter Vorliebe gemäß. Bald, hoffe ich, wird sich's geben. Vertrautheit mit meinem neuen Homer wird erkennen und schätzen lehren, was ich gewollt und geleistet habe."

Ich aß zu Mittag mit Voß bei Wieland, und beobachtete in Beider innerem und äußerem Wesen eine

Verschiedenheit, die mir nicht wohl that. Es wurde über deutsche Literatur gesprochen, dabei auch über den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg, gegen welchen Voß keine Anmuthung mehr hatte. Wieland sprach mit heiterem und unbefangenem, eben so feinem als lebendigem Wesen, Manches mehr anregend und auf die Frage stellend, als entwickelnd und bestimmend. Voß blieb ernst, trocken und wortkarg, und seine Urtheile waren nicht selten schneidend und absprechend. Von der Humanität, die Wieland beseelte und die sein Gespräch und ihn selbst so einnehmend machte, äußerte sich bei Voß, Wieland gegenüber, wenig oder gar nichts. Zuweilen schien mir Wieland auch mit einem flüchtigen Blick und Gesichtszuge zu verrathen, daß das Wesen seines Freundes ihm etwas unbehaglich war.

Ohne Zweifel hinterließ Voß bei Wieland unangenehme Eindrücke, die es zu verantworten haben mögen, daß kurz nach seiner Abreise im „Teutschen Merkur" ein, vom Herausgeber geschriebener Aufsatz erschien, der über Vossens neuverdeutschten Homer und zugleich über dessen neuesten Musen-Almanach unter Lob auch etwas unholden Tadel aussprach, wodurch Voß sich sehr gekränkt fühlte. Ich habe den Brief gelesen, in welchem er sich darüber gegen Wieland bitterlich beklagte. Es war ein Unglück, daß beide Heroen unserer Literatur über die Art und Weise, wie alte classische Dichter zu verdeutschen seyen,

verschiedener Meinung waren, oder vielmehr, daß Beide nicht Liberalität und Anspruchslosigkeit genug besaßen, um Einer des Andern eigenthümliche Meinung gelten zu lassen, oder wenigstens ohne Empfindlichkeit zu übersehen. — Vossens Seele war mit seiner neuen Verdeutschungsart ganz zusammengewachsen, so daß wer diese angriff, ihn selbst angriff. Daher war ihm auch Wohlgefallen an seiner ersten „Odyssee", das in Wieland's Hause lebhaft geäußert wurde, wirklich ärgerlich. Wieland hielt bei Verdeutschung alter Dichter ihren Geist für die Hauptsache, und behandelte ihre Sprach- und Versformen bald mehr, bald weniger frei, indem er sich vor Allem fragen zu müssen glaubte: Wie würde der alte Dichter, wenn er deutsch reden sollte, sich wohl in jetzigem guten gangbaren Deutsch ausdrücken? — Voß suchte in seinen neuen Uebersetzungen, nach Wieland's Meinung, den Geist zu sehr in der Form, und that, dieser zu Liebe, dem Genius der deutschen Sprache und dem guten Geschmack Gewalt an, ohne dadurch das zu gewinnen, was er zu gewinnen glaubte. Voß hatte jedoch bald die Genugthuung, seinen neuen Homer in Deutschland als ein Meisterstück und als eine der größten Zierden unserer Sprache und Literatur anerkannt zu sehen. Auch ich konnte nicht umhin, Wieland zu erklären, daß ich davon mehr und mehr eingenommen werde, und mir ein Zauber darin zu liegen scheine, dem am Ende Niemand würde widerstehen können.

Matthisson.

Wieland trat eines Tages mit einem sehr verdrießlichen Gesicht in seine Bibliothek und sprach zu mir: „Wissen Sie, wer eben bei mir war? Matthisson!" — „Ei!" antwortete ich, „den möchte ich auch kennen lernen!" — „Das sollen Sie auch!" sagte Wieland. „Aber hören Sie erst, wie mir's mit ihm erging. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen, und da fand sich nun bei der neuesten Ausgabe seiner Gedichte sein Bildniß; ein schöner Kopf mit einem sehr geistreichen Gesicht. So ungefähr mußte er nach dem Geist seiner Gedichte auch aussehen, und dieses Bild von ihm schwebte mir vor, als sein Besuch mir gemeldet wurde und er zu mir eintrat. Aber welch eine Gestalt! Fast glaubte ich ein Gespenst zu sehen. Ein bleiches, nichtssagendes Gesicht, matte Augen, eine gemeine Gestalt, so leblos und starr — kurz, ich konnte mich in der Erscheinung nicht zurecht finden und benahm mich so ungeschickt, daß mein Ansehen und Verhalten auf Matthisson sehr widrig wirken mußte. Wir konnten zu keinem ordentlichen Gespräch kommen, und Matthisson empfahl sich mit Eindrücken und Meinungen, die nicht fortdauern sollen. Gehen Sie zu ihm, er logirt im Schwan; sagen Sie ihm — ja, sagen Sie ihm, daß er wohl wissen würde, welche sonderbare Stimmungen Dichter zuweilen haben könnten, die jedoch als flüchtige, im Grunde wesenlose Dinge anzusehen wären. Sagen Sie

ihm, daß ich nicht ruhen könne, bis ich ihn wieder sähe, daß sich dann Alles schon finden würde, und daß, wie sich von selbst verstände, mein Haus während seines Aufenthalts in Weimar das seinige wäre. Das Alles sagen Sie ihm, und gehen Sie je eher je lieber!"

Ich eilte zum Schwan, und trat in eine Stube, wo Mathisson an einem kleinen Tische saß und schrieb. „Wenn Sie vielleicht", sprach ich nach einer Verbeugung, „über Ihren Besuch bei Wieland schon etwas in Ihr Tagebuch eintragen möchten, so bitte ich Sie, damit noch ein wenig zu warten." — Matthisson stand betroffen auf und fragte: „Wer sind Sie?" — „Meine Person ist hier gleichgültig", erwiederte ich; „die Sache ist, daß Wieland mich zu Ihnen sendet mit einem Auftrage, dessen ich mich nicht ohne Theilnahme meines Herzens entledigen kann." — Ich sagte ihm unbefangen, was Wieland mir aufgetragen hatte, und setzte hinzu: „Sie können wohl denken, daß Wieland Sie liebt, und daß Sie auch übrigens hier nur Verehrer finden können." — Matthisson's Gesicht heiterte sich mit einer unwillkürlichen Rührung auf, die auch mich ergriff. Sein bleiches Gesicht und mattes Wesen war natürlich; er hatte an einem Fieber gelitten, wovon ihm noch Schwäche zurückgeblieben war. Schon nach einer Stunde war er bei Wieland.

Schade, daß seine Schwäche seinen Geist nicht recht

emporkommen ließ! Ich hörte bei einem Mittagsmahl ihn nur wenig sprechen, und seine kleinen Mittheilungen waren ziemlich unbelebt. So erzählte er, daß der damalige Erbprinz von Gotha (Bruder des letztverstorbenen Herzogs) in Genf zu ihm gesagt habe: „Sie haben ja wohl ein Gedicht über's Lack gemacht?" — Matthisson meinte, daß der Prinz den Lac (Genfer-See, von M. in einem schönen Gedicht besungen) mit Lack verwechselt habe. — „Ei", entgegnete Wieland, „der Prinz hat zuverlässig gewußt, was er sagen wollte. Er ist ein Schalk, und macht gern Wortspiele. Unlängst erklärte er in einer Gesellschaft bei unserer Herzogin Mutter, daß er Alles wisse und könne: man solle ihn nur prüfen. Nach einigen andern, witzig oder burlesk beantworteten Fragen, fragte ihn die Herzogin, ob er auch Chinesisch lesen könne?" — „O ja, chinesische Erbsen!" erwiederte der Prinz.

Jean Paul Friedrich Richter.

„Kennen Sie einen Dichter, der sich Jean Paul Friedrich Richter nennt?" fragte Wieland mich einstmals. — Ich sprach: „Nein!" — „Kennen Sie also nicht den „Hesperus"? Oder haben Sie wenigstens nicht die „Unsichtbare Loge" gelesen?" — „Nein!" — „Nun, so säumen Sie nicht, damit bekannt zu werden!" erwiederte Wieland. „Ich befinde mich in einem eignen lust- und peinvollen Zustande. Ich lese den „Hesperus",

ein Dichterwerk, wie mir im Laufe meines bisherigen Lebens nicht vorgekommen ist. Bald bezaubert mich hohe Genialität, eine Phantasie mit mächtigen Adlersflügeln, und ein Gefühl, dem sich das innerste Menschliche und Göttliches aufschließt; bald beleidigt und empört mich eine bis zum Unsinn getriebene Ueberspannung, Ungeschmack, Albernheit und Gemeinheit. Zwanzig Mal habe ich das Buch unwillig weggeworfen, und immer muß ich's wieder zur Hand nehmen. Es ist ein außerordentlicher Genius, der in dem Jean Paul Friedrich Richter auf unsere literarische Bühne tritt. Ich sagte vorhin, Sie sollten nicht säumen, mit ihm bekannt zu werden; aber ich weiß nicht, was am rathsamsten seyn möchte. Shakspeare hat schon Manchem den Kopf ein wenig verrückt, aber Jean Paul ist noch viel fähiger dazu. Nehmen Sie sich also in Acht!"

Jean Paul besuchte Weimar zwei Mal, wie mich dünkt, ehe er sich auf längere Zeit dort niederließ. Bei seinem ersten Besuche war Wieland nach der Schweiz gereist. Ich lernte ihn im Schauspielhause kennen, und bezeugte ihm das hohe Interesse, womit Wieland seinen „Hesperus" gelesen habe. Er fragte mich, ob ich dessen auch gewiß wäre, und äußerte sich nach meiner bestimmten Versicherung abgebrochen, fast verwirrt. Die Oper „Don Juan" wurde gegeben, und Mozart's Musik wirkte auf ihn sehr stark. Ich sprach zudem mit ihm im Zwischen-

Akte bei unruhiger Umgebung, und erinnere mich noch folgender von ihm gesprochenen Worte: „Wieland's Beifall ist viel; hab' ich ihn gefunden, so ist's Glück. Was halten Sie von Mozart's Composition?" — „Sein „Don Juan" scheint mir das Größte, was ich von ihm kenne." — „Es ist Geistersprache, und die Worte? Ich höre sie nicht. Was ich schrieb, kömmt dieser Musik nicht gleich. Ich kann mir nicht genügen; und wer könnte das auch? Der Zwischen-Akt vergißt sich; er ist Spott des Stücks. Geist und Gefühl sind unendlich. Der Stoff ist Chaos, Geist und Gefühl sind Weltschöpfer."

Als Wieland späterhin Jean Paul's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, äußerte er sich auf meine Frage danach kurz und mit etwas Unlust. „Er selbst ist wie seine Schriften!" sprach Wieland. „Man fühlt sich bei ihm auf angenehme und unangenehme Art überrascht, und nichts ist schwerer, als ihm beizukommen. Er ist zu sehr Er selbst, jedoch ein sehr interessantes Original." — Bald nachher theilte mir Wieland etwas aus einem Gespräch mit, welches er mit ihm gehabt hatte. Wieland hatte der griechischen Classiker als vorzüglicher Geschmacksbildner erwähnt, und, wie er sagte, „schöne Sachen über sie hören müssen." — Ich lasse die alten Griechen gelten, was sie sind, habe Jean Paul gesagt; aber es sind doch sehr beschränkte Geister. Welche kindische Vorstellungen haben sie von den Göttern? War's möglich, daß sie dabei

edlere und tiefere Gefühle der Menschheit hatten? — „Ich erwiederte ihm", fuhr Wieland fort: „Sie wollen die Griechen gelten lassen was sie sind? Aber was sind sie denn? Sie sind eine Erscheinung auf Erden, einzig in ihrer Art. Sie sind die schönste Blüthe und das vollkommenste Urbild jugendlicher Menschheitsbildung, so daß wir ohne Bedenken annehmen dürfen, alles Göttliche, welches die Menschen auf solcher Bildungsstufe zu empfinden und zu erschauen vermögen, war auf sie herabgestiegen, um in und mit ihnen zu leben und zu weben. Wo finden wir einen so heitern, lieblichen Jugendgeist der Menschheit in so leichter, reiner, schöner Form sich darstellen? Gleicht er nicht der ewigen Jugend des göttlichen Phöbos Apollon?" — Aber, habe Jean Paul entgegnet, jene Jugendzeit ist vorbei und wir sind Männer geworden. Christliche Titanen haben längst den heidnischen Himmel erstürmt, und die Götter desselben in den Tartarus hinabgestürzt. Ueber uns hat sich ein unendlicher Gotteshimmel und unter uns eine unergründliche Tiefe der Menschheit aufgethan. Passen dafür noch die kleinlichen Formen und Schönheitsspielereien der alten Griechen? — „Mit einem Wort", setzte Wieland hinzu, „Jean Paul hält die Griechen für Kindsköpfe. Ich war nahe daran, mich über ihn zu ärgern, besann mich jedoch noch zu rechter Zeit, daß er das Recht hatte, Er selbst zu seyn, und daß das, was ich an ihm vermisse und was mich zuweilen toll

machen möchte, von viel Hohem und Vortrefflichem mehr als ersetzt wird. Einem Geiste seiner Art griechischen Geschmack beibringen wollen, hieße einen Mohren weiß waschen. Er hat auch eine in der That göttliche Beglaubigung, zu seyn, was er ist."

Wäre es nicht zu wünschen, daß Jean Paul über Wieland stets eben so unbefangen und gerecht geurtheilt haben möchte? Oder vermochte er es nicht seinem Geiste nach?

Sophie La Roche.

Im Sommer 1799 besuchte die verwittwete Frau Geheime Räthin von La Roche, Wieland's berühmte Jugendgeliebte, ihren alten Freund auf seinem Landgute bei Oßmannstädt. Beide hatten sich seit dreißig Jahren nicht gesehen, jedoch in der Zeit einen bald mehr, bald weniger lebhaften Briefwechsel mit einander geführt. Welchen literarischen Zeitraum (von 1769 an) hatte indessen Wieland durchlaufen, und seine Freundin mit ihm! Denn wer kennt nicht auch die Schriften dieser edlen Frau, von ihrer „Sophie von Sternheim" an? Wieland genoß eben einer sehr glücklichen Lebenszeit. Sein lange gehegter und öfters ausgesprochener Wunsch, sein Alter im Schooße seiner Familie und in freier ländlicher Muße zu verleben, war erfüllt worden. Schon über ein Jahr lang lebte er auf seinem erkauften, angenehm gelegenen Gute, zwei

Stunden von Weimar, und manche verschönernde Anlage seines großen Gartens ergrünte und erblühte zu seiner innigen Freude.

Frau von La Roche war schon mehrere Tage zu **Osmantinum** — so pflegte Wieland seinen Landsitz zu nennen — als ich zum ersten Mal dort erschien. Wie gern ich auch Zeuge ihres Empfangs und ersten Verweilens bei Wieland und den Seinigen gewesen wäre, so hielt mich doch, bei aller Freiheit, zu kommen, eine Ehrfurcht zurück, die mir den Umständen angemessen zu seyn schien. Am siebenten Tage nach der Ankunft der Frau von La Roche erhielt ich, bei Uebersendung einiger abzugebenden Briefe, folgendes Billet von Wieland:

„Aber wie kömmt es doch, daß Sie an keinem dieser letzten Tage nach Osmantinum kamen? Sie wissen ja, was Alles Sie hier finden würden. Fühlen Sie sich denn gar nicht hierher gezogen? Ich in Ihrer Stelle wäre längst hier gewesen. Oder glaubten Sie, meine besondere Einladung abwarten zu müssen? Ich sehe es immer lieber, wenn Sie von Ihrem eigenen Herzen sich leiten lassen.“

Nun eilte ich nach Oßmannstädt, und ergoß vor Allem mein Herz gegen Wieland. „Ich bin“, sprach ich, „in Gedanken fast immer hier gewesen, glaubte aber, in der ersten Zeit persönlich nicht kommen zu dürfen. Es ist lauter Ehrfurcht und Liebe für Sie und für Ihre, nach langer Zeit zu Ihnen wiedergekehrte Freundin, was mich

mit innerer Gewalt zurück hielt.“ — Wieland drückte mir die Hand und führte mich zur Frau von La Roche. „Dies ist mein junger Hausfreund, dessen ich schon erwähnt habe!“ sprach er, und entfernte sich ohne Weiteres in ein Seitenzimmer. Da stand ich vor der so merkwürdigen Frau, mit der ich im Geiste mich oft beschäftigt hatte! Sie war von sehr ehrwürdigem Ansehen, und schlicht, wie in halber Trauer, gekleidet. Ich verneigte mich vor ihr mit einiger Verlegenheit, die sie durch ein paar mit herzlichem Ton gesprochene Worte leicht zu heben wußte. Sie befragte mich über mein Vaterland, über meine Studien, wie ich mit Wieland bekannt geworden und so weiter. Wieland hatte ihr auch meine Verdeutschung des „Orlando furioso“ vorgelegt, und sie sagte mir etwas darüber, worauf ich erwiederte, daß diese meine Arbeit, obgleich mit Liebe angefangen, nicht vollendet werden würde, indem Andere sich berufen fühlten, sie mit größerer Verskunst, als ich besäße, zu übertreffen. Sie äußerte sich über den Geist des Ariosto und Tasso mit Kunstkennerschaft, und meinte, daß derselbe sich auch von geübten Verskünstlern schwerlich in regelmäßige deutsche Stanzen würde einfangen lassen. *)

*) In wie weit dieses unserm Gries und Streckfuß gelang, ist den Kennern bekannt. Meine Arbeit, wovon zwei Theile in Zürich bei Orell, Geßner und Compagnie unter dem Titel erschienen: „Orlando der Rasende, in reimfreien jambischen Stanzen, mit Anmerkungen

Es war gewiß eine Aufforderung zu einer Menge stiller Gedanken, als ich Wieland bei Tische, Sophie La Roche zur Rechten und seine Gattin zur Linken, Beide einander gegenüber, sitzen sah. Die so inhaltsreiche innere und äußere Geschichte Wieland's und seiner Freundin von 1750 bis 1799, von Biberach bis Oßmannstädt, ging vor meiner Seele vorüber. — „Ist Ihnen gestern nicht das „Journal de Francfort“ zugeschickt werden?“ fragte Wieland mich plötzlich, ohne Zweifel, um mich aus meiner bemerkten Zerstreuung zu ziehen. Fast Alle sahen mich an, und ich erwiederte lächelnd, der Wahrheit gemäß: „Ich war eben in das „Journal d'Osmanstedt“ vertieft!“ — „Ach!“ entgegnete Wieland, „Sie sind vermuthlich der Redakteur desselben!“ — „Ja“, sprach ich; „es wird jedoch nur in meiner Seele gedruckt!“ — „Sie überließen sich also Gedanken über Wieland und meinen Besuch bei ihm?“ fragte Frau von La Roche. — „Ja!“ erwiederte ich. „Und wo könnte es auch in ganz Deutschland eine Zusammenkunft geben, die Geist und Herz so anspräche?“ — Ueber dieses und

---

und vorausgeschicktem Auszuge des Orlando Inamorato“, hat kein anderes Verdienst, als daß sie der erste Versuch einer metrischen Verdeutschung des Ariosto war, und vielleicht manche nicht uninteressante Anmerkungen enthält, die sich aus meinen reichen Hülfsmitteln unschwer schöpfen ließen.

anderes Gespräch wurde das „Journal de Francfort“ vergessen.

Wieland war in den Unterhaltungen, wovon ich Zeuge war, eben so heiter als geistreich, und bewies eben so viel Feinheit als Lebhaftigkeit, eben so viel Zartsinn als Scharfsinn, so daß ich nicht umhin konnte, in dem Wesen der Frau von La Roche einen Mißklang damit zu empfinden. Diese sprach nämlich meistentheils in einem etwas feierlichen, oder zu gewichtigen Ton, und zuweilen mit einer Empfindsamkeit, die das richtige Gefühl zu verfehlen oder zu überbieten schien. — Niemand konnte dieses besser bemerken als Wieland; aber wie reizbar er sonst auch bei Verletzungen der Natur und Wahrheit zu seyn pflegte, bei seiner alten Freundin hielt er sich in immer zarter Fassung. Das Aeußerste, was er dann und wann sich erlaubte, war, daß er ein wenig in sich gekehrt schwieg und das Gespräch auf andere Gegenstände lenkte.

„Es ist wahr“ — sprach Wieland, an einem schönen Sommer-Abend, mit seiner Freundin und einem Theil seiner Familie (und mit mir) auf dem Blumenplatz vor dem Garten-Saale bald sitzend, bald wandelnd — „das vom Ilmthal sich erhebende Landstück mit dem Dorfe oben nimmt sich im röthlichen Schein der Abendsonne mit dem in Schatten versinkenden untern Garten nicht übel aus, und dazu das stille Luftmeer von zwitschernden

Schwalben und sumsenden Käfern durchschweift, und die uns umwebenden Blumendüfte —." — „O, es ist himmlisch!" rief Frau von La Roche. — „Aber", fuhr Wieland fort, „was ist es gegen Ihre Maingegenden bei Offenbach, vollends wenn der Abend sie mit Sonnenglanz und bezaubernden Farbentinten übergießt?" — „Warum gedenken Sie dieser in Ihrem Osmantinum?" entgegnete Frau von La Roche. „Ich bin mit meinem ganzen Herzen hier, und empfinde die Schönheit der Natur, als wenn sie bloß ihrem großen Freunde, meinem Wieland zu Liebe, sich in himmlische Schönheit kleidete. Was ich hier empfinde, kann ich bei Offenbach nicht empfinden!" — „Also", entgegnete Wieland, „hat die Natur ihre hiesige Schönheit Ihrem Herzen zu danken, und ich schließe ihrem Danke mich an. In der That, wir bedürfen wenig von außen, wenn wir von innen reich sind; und mich dünkt, das waren wir schon im Angesicht des Sanct Martin-Kirchhofes in Biberach und an dem Rande der unberühmt schleichenden Riß." — „Vor neunundvierzig Jahren!" sprach Frau von La Roche mit eigenem Ausdruck. — „Das ist länger, als ich denken kann!" fiel Wieland's Gattin ein. „Mir ist wirklich, als könnt' ich nicht länger denken, als seit ich meinen Mann geheirathet habe!" — Wieland reichte ihr mit herzlichster Freundlichkeit die Hand und wandelte mit ihr und seiner alten Freundin langsam unter den Blumen umher. — Das vorige Gespräch

war durch die naive Aeußerung der Frau Hofräthin unterbrochen und beendet.

„O, der herrliche Blumenkorb!“ sprach Frau von La Roche nach einer Weile. „Blume an Blume drängt sich hervor, in enger, traulicher Verbindung; und sie sind doch so verschiedener Art! Sollte es mit den Menschen auf Erden nicht eben so seyn?“ — „Sie meinen“, erwiederte Wieland, „die Menschen auf Erden, wie verschieden sie auch äußerlich und innerlich, in ihrer Art, in ihrer religiösen und bürgerlichen Bildung und in ihrem gesellschaftlichen Leben seyn mögen, sollten doch in Frieden und Liebe bei einander wohnen?“ — „Ja; und wäre das nicht eine schöne Blüthe der Menschheit?“ — „Ohne Zweifel“, sprach Wieland; „und die Erde wäre auch als Blumenkorb groß genug, so daß die Menschen, Völker und Individuen darin blühen könnten, ohne einander aufzureiben, oder sich Luft und Sonne zu entziehen. Aber wie? Wenn der Grund und Boden für sie nicht, wie für die Blumen in diesem Gartenkorbe, überall guter Art und wohlgedüngt wäre, und sie zum Theil auch aus Samen von Unkraut, Wucher- und Giftpflanzen hervor wüchsen?“ — „So wäre es doch nicht der Natur und göttlichen Bestimmung nach.“ — „Aber doch der wirklichen Geschichte nach; und die Erscheinungen derselben, das, was sie handgreiflich und bis zum Ueberflusse lehrt, muß doch wohl seinen Grund haben. Ist es zum Beispiel nicht oft die Religion selbst,

nämlich der Glaube, der das Göttliche gefaßt zu haben und tüchtig zu handhaben vermeint, was die Blüthe der Menschheit verhindert, und sogar in heiliger Blüthe zu stehen wähnt, wenn es Menschenliebe in Menschenhaß und Menschenmord verkehrt? Oder wie könnte die Menschheit erwachsen und blühen, wenn der Sultanismus wie ein glühender Samum über sie hinfährt, und die abscheulichsten Unholde und Menschenhenker für Göttersöhne, oder für Vettern der Sonne und des Mondes, oder für wirkliche Statthalter Gottes auf Erden gelten?" — „O!" sprach Frau von La Roche lebhaft, „Sie erinnern mich an Dinge, die ich gern vergesse. Die ganze Erdkugel mit dem mannigfachen auf ihr herrschenden unseligen Wahnglauben ist zu groß und weit, als daß mein Herz sie in sich fassen könnte. Wir könnten doch wie dieser Blumenkorb blühen, wir und alle gute Menschen." — „Ja, ja!" erwiederte Wieland, „und Ihr Herz führt uns hiermit auf den rechten Fleck. Im Kleinen gelingt, was im Großen nicht gelingen würde; und ein Familien- oder Freundeskreis, der einem schönen Blumenkorbe gleicht, ist gewiß eine Zierde und ein Glück der Menschheit." — „Und blüht im Garten Gottes!" setzte Frau von La Roche hinzu.

Als ich sie zum letzten Mal in Osmantinum sah, sprach sie zu mir im Lindengange: „Nach diesen mit Wieland verlebten Tagen ist mir, als hätte ich der Welt noch viel zu sagen. Mein alter Freund wird mit

immer noch jugendlichem Geiste neue Meisterwerke schaffen; aber ich? Ich sollte wohl nichts mehr schreiben, und doch fühle ich's, daß ich noch viel auf dem Herzen habe. Es fordert mich auf, zu eilen, weil meine Zeit vielleicht recht bald abgelaufen ist. So viel ist gewiß, ich habe mit Wieland zum letzten Mal auf Erden gelebt; und was wir in früher Jugend so herzlich glaubten, ja, ich hoffe, es wird geschehen. Wir werden in Gottes höheren Welten uns wiedersehen!" — Der Ton, womit sie diese Worte sprach, drang in mein Innerstes. Ich küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, und sprach von Herzen: „Auch ich hoffe, Sie wiederzusehen!"

Sophie Brentano.

Mit Frau von La Roche kam eine ihrer Enkelinnen, Fräulein Sophie Brentano, zu Wieland. Sie verweilte nicht nur mit ihrer Großmutter, sondern im folgenden Frühling und Sommer auch allein in Osmantinum. Durch sie erhielt der Besuch der Frau von La Roche eine eigene Anmuth, die Geist und Herz vielfach fesselte. Wenn Letztere ein edelfrommes Herz, eine gefühlvolle Seele und einen reichen Geist in der Würde des Alters entwickelte, so entfaltete ihre Enkelin Feinheit des Geistes und Zartheit und Tiefe des Gefühls in der Blüthe jugendlicher Schönheit. Nur ein Mal in meinem Leben war ich dem Eindruck einer solchen Großmutter und Enkelin

ausgesetzt, und zwar in Wieland's und seiner Familie Gegenwart oder Nähe. Was ich darüber mittheile, ist nur wenig von dem, was ich damals empfand, und jetzt noch nachempfinde. Wieland liebte Sophie Brentano zugleich als seine Tochter und Freundin, und sie wirkte auf seinen „Aristipp“ als eine Muse und Grazie. Ach' daß seine schöne Freude nur eine kurze Zeit Vollgenuß war, und dann in tiefem Schmerz unterging!

Sophie Brentano unterhielt nach ihrem ersten Aufenthalt in Osmantinum einen lebhaften Briefwechsel mit Wieland. Ich habe ihre Briefe gelesen. Sie waren in allem besondern Bezuge eben so fein als hold, und verbanden so viel Schönes in immer neuen lieblichen Kränzen, daß Wieland selbst davon bezaubert wurde.

Im April 1800 erhielt ich ein kleines Schreiben von ihr, des Inhalts: „Melden Sie mir doch, und zwar ein wenig umständlich, wie Alles in Osmantinum lebt und webt. Ich weiß zwar ziemlich Bescheid, und schaue sogar in Vater Wieland's Papiere; aber — doch, ich will Ihnen die Sache lieber gerade heraussagen. Was meinen Sie, wenn ich bald wieder käme, und einen ganzen Frühling und Sommer in Osmantinum verweilte? Würde ich und mein so langer Aufenthalt auch in keiner Rücksicht unwillkommen seyn? Sie äußerten sich im vorigen Sommer oft mit so unbefangener Wahrheitsliebe; sie allein ist es, die ich ein wenig in Anspruch nehme. Und daß ich mir

dieses erlaube, ist, wie mich dünkt, auch bei meiner kindlichsten Liebe und Ergebenheit gegen Wieland verzeihlich." — Sophie kam im Mai, und wurde mit einer Liebe und Freude aufgenommen, die dem Herzen Wieland's und der Seinigen eben so natürlich, als ihrer Vortrefflichkeit angemessen war. Der Gesang der Nachtigallen ertönte ihr wie mit Wetteifer in und bei Wieland's Lieblingsgehölz am Ufer der plätschernden Ilm. Es war ein schöner Frühling; und was hätte für Wieland's Geist und Sinn ihn, so wie den nachfolgenden Sommer, mehr verschönern können, als Sophiens Gegenwart, und die Anmuth, die sie um sich verbreitete? — Eines Nachmittags erblickte ich, beim Gange im Lustgehölz, an einem offenen mittlern Rasenplatz, Wieland und Sophie auf einer Bank, von Birkengezweige überhängt. Er las aus einer Handschrift des „Aristipp" ihr vor. Ich wich zurück, um nicht zu stören, glaubte nicht bemerkt worden zu seyn, und setzte mich auf eine Rasenbank unter säuselnden Fichten. Nicht lange, so kamen Beide zu mir hergegangen. Ich stand auf und erwartete sie. „Ei!" redete Wieland mich an, „Sie haben uns vorhin belauscht. Warum kamen Sie nicht zu uns?" — „Ich konnte nicht!" antwortete ich. — „Sie konnten nicht? Und warum nicht?" — „Sie lasen vor, und mir war, als wäre um Sie ein heiliger Kreis gezogen, der mich nicht durchlassen wollte." — „Empfanden Sie das wirklich so?" fragte

Sophie. — „Ja“, erwiederte ich, „und was ich empfand, das war auch wirklich. Wenn Apoll mit allen Musen und Grazien da vor mir erschienen wäre, ich würde kaum mit so großer Ehrfurcht zurück gewichen seyn, als vorhin.“ — „Nun“, sprach Wieland, „Ihres poetischen Gefühls wegen will ich Ihnen verzeihen, wenn's auch ein wenig zu stark gewesen seyn sollte!“

Indem wir hierbei in den Lindengang traten, sprach Sophie: „Es dürfte auch wohl ganz erlaubt seyn, sich hier so poetisch zu befinden, als man nur wollte.“ — „Ei wohl!“ erwiederte Wieland. „Aber fast möchte ich doch fragen, in wiefern Sie dieses für ganz erlaubt halten?“ — „Wie poetisch auch die berühmtesten Oerter und Zeiten des Alterthums, in der langen, weiten Perspektive vor, oder vielmehr hinter uns, uns erscheinen mögen“, sprach Sophie, „so möcht' ich doch wohl wissen, was sie vor Wieland's Osmantinum und vor der wirklichen Gegenwart, worin wir hier leben, Sonderliches voraus haben könnten!“. — „Sie haben recht“, fiel ich ein; „was sollte zum Beispiel der Wald des Akademus und der Sokratische Ilissus vor diesen Schattengängen und vor der Ilm, von Weimar bis hierher, voraus haben? Und die Weisheits-, Dichtungs-, Kunst- und Huldgöttinnen sind dort nie sichtbarer und heimischer gewesen als hier.“ — „O!“ rief Wieland, „Sie helfen einander vortrefflich! Nur nicht gar zu arg, wenn ich bitten darf!“ — „In allem Ernst, lieber Vater!“

fuhr Sophie fort, „das, wodurch ein Ort empfängliche Gemüther poetisch macht, ist doch immer mehr, als was in die Augen fällt. Möge ein Athen, ein Tibur oder Sabinum immerhin in Griechenland und Italien liegen, und mit noch so schönen Gegenständen der Natur und Kunst in die Augen fallen: ohne die großen und schönen Geister der Vorzeit, die dort lebten und wirkten, würden solche Oerter nicht in poetische Stimmung versetzen, oder nicht das zu seyn scheinen, was sie durch die Erinnerungen, die sie erwecken, und durch die Gefühle, womit sie beseelen, einzig und allein werden." — „Zugegeben!" erwiederte Wieland. „Aber mich dünkt, Sie wollten vorhin nicht sowohl von der Vergangenheit und den sie umschwebenden und verklärenden Erinnerungen reden, sondern vielmehr von der Gegenwart und ihren unmittelbaren Eindrücken." — „Freilich", sagte Sophie; „aber ich habe für diese nun Alles gewonnen, was ihr gebührt. Oder was fehlt denn unserm Weimar und Ihrem Osmantinum, daß es nicht mit Athen und Tibur für alle empf"ngliche Seelen wetteifern könnte? Was mich betrifft, so vermisse ich hier nichts davon; im Gegentheil, die wirkliche Gegenwart beut mir dessen noch mehr, als die Vorzeit mit seinen berühmtesteu Stätten mir bieten könnte. Und das sollte nicht poetisch machen dürfen? Ich kann mich jedoch nur in Prosa ausdrücken." — Wieland küßte sie auf die Stirn und sprach: „Ihre Prosa sagt mir weit mehr, als

ich hören sollte. Meinem Glücke fehlt nichts, wenn meine holde Tochter Sophie sich bei mir und den Meinigen so befindet, daß sie sich nicht angetrieben fühlt, von uns hinweg zu eilen." — Es entstand hier ein gefühlvolles Schweigen, welches ich mit den Worten zu unterbrechen wagte: „Was Fräulein Sophie gesagt hat, das wird auch die Nachwelt erfahren, in welche ich fast Lust hätte, mich ein wenig zu versetzen." — „Sie hätten also Lust, sich aus der Gegenwart hinaus zu setzen?" sprach Sophie. — „Gerade die Gegenwart", bemerkte ich, „könnte mit ihrer Schönheit mich dazu anreizen!" — „Wie meinen Sie das eigentlich?" — „Ich denke mir eine Nachwelt, die von uns ungefähr eben so weit entfernt liegt, als unsere Jetztwelt von dem classischen Alterthum der Griechen und Römer. Auch dann, noch nach Jahrtausenden, werden die gebildetsten und edelsten Menschen nach Weimar und Osmantinum wallfahrten, und in diesem Athen und Tibur der deutschen Vorzeit sich durch Erinnerungen begeistern und mit Gefühlen beseelen, wie unsere Zeitgenossen an den heiligen Orten, wo die größten Geister des Alterthums weilten und wandelten. Und sollten dann etwa von Weimar und Oßmannstädt nur noch Trümmer vorhanden seyn, so schadete das nicht viel. Die Geister, die hier einst lebten und wirkten, haben diese Erdenstätten auf ewig geheiligt und umschweben sie mit ihrer glücklichen Zeit als Genien, eben so fühlbar und wirksam, als die Genien

des Alterthums die Ueberreste und Erdenstätten, wo lange vor uns Heroen der Menschheit ihre Zeit verherrlichten." — „Sich so in die Nachwelt versetzen", erwiederte Sophie, „das lasse ich von ganzem Herzen gelten!" — „Ich folgte dabei dem Geist und Herzen, wodurch Sie die Gegenwart verschönern!" — „O, lieber Vater!" sprach Sophie, „wenn dies hier poetischen Sinnes werden heißt, so müssen Sie es schon gestatten. Es ist Natur der Sache!" — „Kinder!" rief Wieland, „wir müssen zu andern Dingen eilen. Ihr ruft sonst die Nemesis über mich und über Euch herbei!"

Auf der Ostseite von Wieland's Garten waren im vorigen Jahre zwei Reihen Linden gekröpft worden, deren Haupt von neuen kräftigen Zweigen umgrünt wurde. An dem Eingange derselben begegnete ich eines Tages Wieland und Sophien. Nach einigem andern Gespräch begann Letztere: „Diese Linden geben freilich noch wenig oder gar keinen Schatten; sie sprechen mich jedoch an, ich weiß nicht recht womit!" — „Sie bezeugen uns vielleicht", sagte Wieland, „daß die Natur manche menschliche Uebereilung wieder gut zu machen strebt; denn die Linden wären besser ungekröpft geblieben." — „O!" entgegnete Sophie, „sie können uns so Mancherlei sagen, wenn wir nur wollen. Manche abgehauene Hoffnungen grünen auch wieder aus!" — „Das ist ohne Zweifel auch Wille der guten Natur!" sagte Wieland. „Mir fällt dabei

eine Stelle des Ariosto ein, die ungefähr also lautet: Wie manches abgehauene Gebüsch immer neue Schossen hervor treibt, so schoßt mein Verlangen, wie oft es auch abgehauen wird, stets von Neuem empor!" — „Wenn ich nicht irre", fiel ich ein, „so spricht Ariosto in dieser Stelle von sinnlichen Begierden, die, wie Gebüsch, aus gemeinem Boden immer von Neuem hervor wuchern. Aber manche Hoffnung?" — „Nun?" fragte Wieland, ein wenig betroffen. — „Es giebt auch Hoffnungen, die aus dem edelsten Theile des Herzens erwachsen und unserm innersten Leben angehören. Wenn diese vom Schicksal abgeschnitten werden?" — Sophie sah mich bei diesen Worten mit großem Auge an und sprach dann mit schnell erhobener Lebhaftigkeit: „Das Herz in Ehren! Aber wir könnten bei diesen Linden auch wohl an das denken, was man den Kopf zu nennen pflegt. Schlägt dieser, wenn er abgekröpft worden, auch immer wieder aus?" — „Warum nicht?" erwiederte Wieland. „Ich weiß nur nicht recht, wie weit das, was wir den Kopf zu nennen pflegen, vom Herzen immer entfernt seyn mag. Der Kopf manches Erzplanmachers schlägt, wie kahl er auch abgeschoren werden mag, immer wieder aus. Und wie ist es mit Intriguanten gröberer und feinerer Art? Wir dürften hier auch wohl gutmüthiger Weltverbesserer und Narren noch besonders gedenken, bei denen der Kopf im Herzen oder das Herz im Kopfe zu stecken pflegt. — Aber", fuhr Wieland in

lebhafterem Tone fort, „wenn wir bei diesen Linden doch mit aller Gewalt sinnbildern wollen, so hätten wir auch wohl auf den Stamm zu achten. Und was könnte uns dieser sagen? Was dir das Schicksal auch nehmen oder versagen mag, behalte in dir Saft und Kraft der Menschheit, und wirke damit unverdrossen mehr oder weniger, aber immer Gutes, mit immer innerlich kräftigem guten Willen!“ — „Sehr schön!“ entgegnete Sophie. „Aber giebt es nicht auch Bäume, die ihrer Natur nach edle Früchte tragen, und die, wenn ihnen Aeste abgeschnitten, oder sie an ihrer Rinde hart verletzt worden, leicht Krebsschaden bekommen?“ — Bei diesen Worten kam uns Mutter Wieland entgegen und lud uns zu einer Erfrischung in der Lindenlaube an der andern Seite des Gartens ein.

Ungefähr um Johannis wurde in Oßmannstädt das Kirchweihfest gefeiert und Wieland hatte beschlossen, der kirchlichen Feier mit seiner Familie beizuwohnen. Ich war dazu auch eingeladen worden, und es war mir sehr merkwürdig, mit Wieland einmal in die Kirche zu gehen. „Was ich heute erlebe“, sprach ich zu Sophie auf dem Wege, „das ist einzig in seiner Art!“ — „Wie so?“ fragte sie. — „Der Liebling der Musen und Grazien, und diese mit ihm, in einer gemeinen Dorfkirche!“ erwiederte ich. — „Aber die Musen und Grazien und ihr Liebling gehören jetzt zur hiesigen christlichen Gemeinde und beobachten

nichts, als die gebührliche Ordnung." — „Freilich!" sprach ich weiter; „aber das eben ist mir eine so eigene Erscheinung, daß mir eine Menge von ganzen und halben Gedanken und Vorstellungen darüber durch die Seele schwärmt." — „So theilen Sie mir doch einige davon mit, wenigstens von den ganzen Gedanken und Vorstellungen." — „Vielleicht wären die halben die interessantesten." — „Meinethalb! Reden Sie nur!" — „Das Beste wird mir entwischen, wenn ich zu Ihnen rede. Ich bin ein Dorfkind, und kenne die Dorfkirchen, wie sie meistentheils beschaffen sind. Nach meinem Gefühl ist's eine Verirrung und ein schreiender Uebelstand, wenn Sie und Wieland da hinein treten. Nur ein Musentempel, oder ein Odeon, oder ein heiliger Hain von Lorbeer, Myrten und Rosen sollte Sie bei Feierlichkeiten empfangen." — Sophie überraschte mich mit einem plötzlichen Ernst, womit sie sprach: „Das menschliche Herz ist mehr, als Sie zu wähnen scheinen. Eine Dorfkirche könnte es auch wohl um so mehr ansprechen, je schlichter sie wäre. Manche Gefühle finden in Musentempeln und dergleichen nicht ihre Heimath und ihre tröstende Gottheit." — Hier scholl uns ein Gesang entgegen. Der Cantor wandelte mit den Schulkindern auf einem Umgange singend zur Kirche. Die Kinder waren mit Kränzen und Blumen geschmückt. Sophiens letzte Worte hatten meine Stimmung verändert; mich ergriff eine unwillkürliche Rührung. Wieland war mit

seiner Gattin still und langsam durch's Dorf gegangen und trat jetzt in die Kirche. Ich blieb vor der Kirchthür stehen und sprach leise zu Sophien: „Die Erinnerung an meine Kindheit durchdringt mich und mir ist, als hätte ich mein reinstes Glück auf immer verloren!“ — Sophie erwiederte nichts, als die Worte: „Kommen Sie, es ist Zeit!“ — Wir betraten die Kirche und bestiegen ein Chor, worauf Wieland mit den Seinigen kaum Platz fand. Die Kirche war eng und, wenn nicht ganz baufällig, doch der Ausbesserung sehr bedürftig. Und wie überfüllte sie sich mit Menschen! Nach einem kurzen Gesange mit schreiendem Orgelspiel und nach einem Altar-Gebete kam eine Kirchen-Musik, die ich nicht nach Verdienst beschreiben kann. Der Cantor dirigirte mit gewaltiger Lebhaftigkeit, und nicht wenig Bauern und Bauernbursche machten ein kräftiges Orchester, in welches der Cantor mit einem Sänger-Chor von Knaben hinein schrie. Wieland saß dabei gebückt und in sich gesenkt; er lag gewiß mit seiner ganzen Seele auf der Folter. Ein paar seiner Kinder fingen an zu plaudern und sich scherzhaft zu äußern; aber er untersagte es ihnen mit einem Blick, der eben so ernst als leidend war; Sophie saß von mir abgewandt. Endlich begann die Predigt; und welche Predigt! Doch, sie selbst enthielt über den Text Hebräer 10, 21—23 vielleicht manches Gute; aber wer konnte es vernehmen? Alles wurde mit einem so schwachen, einförmigen, unbeschreiblich seellosen

Töne abgeleiert, daß es unmöglich war, darauf länger als ein paar Augenblicke zu achten. Wieland warf öfters einen Blick dahin und dorthin, und versank dann wieder in sich selbst. — Die Kirche sey vorbei; wir gehen nach Hause. Unser Gang im Dorfe unter Kirchbesuchern Alt und Jung war still und ernst. Kaum im Freien, trat ich zu Wieland und sprach: „Wie gern Sie auch Ihr heutiges Opfer gebracht haben mögen, es war zu groß, wirkliche Aufopferung!“ — „Der Cantor“, erwiederte Wieland, „hat gewiß sein Aeußerstes geleistet, und der Pastor that vermuthlich auch sein Mögliches, und so müssen wir zufrieden seyn.“ Wieland äußerte sich über seine ausgestandene Qual gar nicht, so groß war seine Schonung und Milde. Sophie rieb sich die Ohren und sprach mit lebhafter Laune: „Die fatalen Mißtöne! sie wollen gar nicht wieder heraus; sie waren aber auch arg. Wenn in der guten kleinen Kirche öfters solche Instrumental- und Vokal-Musik ist, so muß sie darüber am Ende in kleine Trümmer zerfallen. Schade, daß die Stimme des Predigers der Musik und dem Gesange nicht entsprach! sie hätte sonst ungefähr der Stimme des verwundeten Mars im Homer gleichen müssen. Ueber dem Organisten-Spiegel hing die heilige Cäcilia; mich wundert fast, daß sie nicht auch im Bilde ohnmächtig wurde!“ — Man lachte, und Wieland sprach: „Kaum hätte ich gedacht, daß Sie mit so grellen Farben malen könnten. Aber fahren Sie nur

fort!" — „Nichts mehr in dem Tone!" entgegnete Sophie. „Ich war beim Eintritt in die Kirche zur Sentimentalität geneigt, die in ganz schönen Empfindungen hätte erblühen können; aber in welche Welt gerieth ich damit! Die Menschenwelt kann mit ihrem Sinn und Treiben dem erlebten Unwesen in der Kirche öfters wohl gleichen."

An der hintern Gartenmauer fand sich eine Rasenbank unter hohen pyramidenförmigen Fichten, in deren Gesäusel sich ein Geplätscher mischte, womit die Ilm jenseits der Mauer hinfloß. Hier traf ich Sophien an einem schönen Sommer-Abend allein. Sie war so in Gedanken verloren, daß sie mich erst bemerkte, als ich ihr bis auf wenige Schritte genaht war. Ich hatte Briefe von Frankfurt und Wien an sie abzugeben, die ich über ihr Ansehen vergaß. „Ich störe Sie wohl zur Unzeit?" fragte ich, in kleiner Entfernung stillstehend. Sie warf einen flüchtigen Blick auf mich und sprach mit schwacher Stimme: „O nein!" — Um ihr Auge und ihren Mund schwebte eine Trauer, die, ich weiß nicht wie, mein Inneres mehr aufregte, als niederschlug. „Vergönnen Sie mir einen kleinen Erguß dessen, was eben meine Seele füllt!" sprach ich. „Ich wüßte mir nichts Schöneres, Phantasie und Gefühl so lieblich, zart und tiefsinnig Ansprechendes zu denken, als Sie hier auf diesem Platze. Erst jetzt empfinde ich seine Natur und Bedeutung. Mit Ihnen weilt hier die Einsamkeit in ihrem eben so seelenvollen und

stillen Wesen, und während die Najade an den sanften Wellen der Ilm die verrinnende Zeit abzuzählen scheint, flüstern in den Wipfeln der Fichten geheimnißvoll ätherische Genien." — Sophie stand mit einem Anflug von Rührung auf, reichte mir die Hand, und sprach: „Freund, je schöner das ist, was Sie sagten, desto schmerzlicher ist es mir." — Ich erwiederte betroffen: „Nicht meine Worte und meine Empfindungen können Ihnen Schmerz verursachen, denn sie sind Verehrung, die aus dem besten Theile meiner Seele fließt. Sie nannten mich Freund; o! ich fühle es, daß ich es wirklich seyn könnte. Aber —." — „Nun?" sprach sie. — „Ich werde nicht erfahren, was Sie hindert, so glücklich zu seyn, als Sie es vor Tausenden Ihres Geschlechts und Standes seyn könnten." — „Woher wissen Sie denn, daß ich unglücklich bin?" fragte sie in einem Tone, der meiner Empfindung nicht entsprach. — „Ich habe mich schlecht ausgedrückt!" verbesserte ich. „Glücklich? das sind Sie ja, im Uebermaaße; denn Glück ist ein äußerliches Ding. Sie sind auch noch mehr als glücklich; denn die Musen und Grazien, die Sie mit ihren Schätzen überhäuft haben, sind keine Glücksgöttinnen. Wenn ich jedoch Ihr Freund seyn dürfte, so würde ich insonders auf Ihr Herz sehen, und fragen: Was hindert Sie, glückselig zu seyn?" — Sophie sprach hierauf mit herzlichem Tone: „Ich verkenne Sie nicht. Aber da kömmt Vater Wieland." — Dieser war in der

That uns schon nahe. Wir gingen ihm entgegen. — „Es wäre unverantwortlich", sprach er, „eines so schönen Abends nicht zu genießen. Ich lasse Sie nicht länger allein, weil ich mich seiner mit Ihnen erfreuen möchte." — „Ach!" erwiederte Sophie, „wissen Sie, was ich wohl möchte? Bis an meinen Tod bei Ihnen bleiben!" — „Bis an Ihren Tod?" entgegnete Wieland etwas entrüstet. „Das ist weit mehr, als ich verlange. Oder glauben Sie etwa, daß ich Methusalems Alter erreichen werde? Da würden Sie bei mir am Ende freilich vor Last und Langeweile sterben." — Sophie faßte sich mit einer Kraft, womit sie nach meinem Gefühle sich Gewalt anthat, und sprach wie leichthin: „Man sagt zuweilen leicht, was man nicht sagen wollte; oder es weht auch, man weiß nicht woher, ein Lüftchen in die Aeolsharfe unsrer Seele, und erweckt wunderbare Anklänge. Das kann auch an einem schönen Abend geschehen." — „Ei wohl!" bemerkte Wieland, „und ich erfuhr vorhin etwas Aehnliches. Als ich in die Lindenschatten trat, war mir auf einmal, als wandelte ich in Delphi's heiligen Hainen, mit aller Sehnsucht meine Psyche suchend." — „Sie scherzen, lieber Vater!" sagte Sophie lachend. — „Und warum denn?" entgegnete Wieland. „Meinen Sie vielleicht, ich wäre der Empfindungen und Einbildungen Agathons gar nicht mehr fähig? Ich versichere Sie, in allen verschiedenen Perioden meines Lebens überfiel mich zuweilen

eine Sehnsucht nach den delphischen Hainen; sie wehte auch, ich weiß nicht woher, wie ein Lüftchen in die Aeolsharfe meiner Seele, und erweckte darin wunderbare Anklänge." — „Das glaube ich gern", sprach ich. „Was in Agathons Gemüth lag, und was er selbst als sein Innerstes empfand, das war auch — wie soll ich sagen? etwas so Hohes und Schönes, daß dessen Verlust durch nichts Anderes in der Welt ersetzt werden konnte. Von dem wahrhaft weisen Archytas selbst wurde dieses, dünkt mich, anerkannt." — „Aber was sagt Aristipp dazu?" fragte Sophie. — „Ich weiß nicht", antwortete Wieland, „ob Aristipp weiser ist als Archytas; ich zweifle daran. Oder meinen Sie, ich müßte in aller Rücksicht so aristippisch seyn, als ich den Aristipp in seinen Briefen darzustellen habe?" — „Aber schwärmen können Sie doch nicht mehr!" erwiederte Sophie. — „O!" entgegnete Wieland, „wenn mich auch nichts als Liebe für die Menschheit beseelte, so könnte ich dabei doch zuweilen schwärmen. Und das habe ich gethan, das thue ich noch, und das werde ich thun bis zum letzten Hauch meines Lebens!"

Nach einer heißen Dürre im August stieg von Südwest ein großes schweres Gewitter auf. Es war Nachmittags drei Uhr, und Alles versammelte sich im Gartensaale. Langsam und mit vielen, zum Theil starken Blitzen und Donnern nahte das Gewitter. Wieland's Familie

saß und stand einzeln und in kleinen Gruppen umher, und bei viel guter Fassung verrieth sich auch ein wenig bange Erwartung. „Bode sagt" *) — begann Wieland's ältester Sohn — „alle Vorfälle in unserer Atmosphäre, zum Beispiel heftige Donnerwetter, Wolkenbrüche, Orkane und so weiter, hätten im Ganzen nichts auf sich, weil unser ganzer Dunstkreis verhältnißmäßig so unbedeutend wäre, als das Bischen Feuchtigkeit, was sich an einem einfüßigen Erdglobus anlegt, wenn man ihn aus einem kalten in ein warmes Zimmer versetzt!" — „Mit Bode's Verhältnißmäßigkeit mag es seine Richtigkeit haben", erwiederte Wieland. „Schade nur, daß wir armen Erdenwürmchen ganz unten in dem Bischen angelaufener Feuchtigkeit leben und weben, und daß ein Donnerwetter, Wolkenbruch und Orkan uns mit unserer äußerlichen Habe leicht zerschmettern, ersäufen und zerblasen kann! und das hätte für uns doch immer etwas auf sich." — „Freund Bode", sprach Sophie, „könnte mit gleichem Recht sagen, daß es mit unserer ganzen Erdkugel nichts auf sich habe, weil sie gegen das Weltall nur wie ein Sonnenstäubchen sey." — Hier begann Sturm und Regen. Das Gewitter war heftig, ging aber bald vorüber, und die Sonne trat aus dem letzten Gewölk mit verdoppeltem Glanz hervor. —

*) In seiner „Betrachtung des Weltgebäudes".

„Nun ist's Zeit, hinaus zu schauen!“ sprach Sophie, und trat vor die halb geöffnete Saalthür. Ich ging ein paar Schritte weiter hin. Tief erdunkelnd wich das Gewittergewölk mit hin und her schießenden Blitzen und mit rollenden Donnern, als zürnte es mit erhabener Macht, und es hatte nur himmlischen Segen herab geschüttelt. Ein schöner Regenbogen krümmte sich auf, mit unendlicher Lust schweiften Schwalben hoch am Gewölk und im Glanze der Sonne, und Bäume und Büsche, Kräuter und Blumen regneten blitzende Tropfen herab. — „Sehen Sie!“ sprach Sophie; „ich weiß nicht, was das Alles sagt und andeutet. Wäre meine Seele auch noch so groß und noch so voll Kraft zu vernehmen, der Anblick und Geist der Natur bliebe ihr doch unerschöpflich.“ — „Unser Herz faßt das Beste in unaussprechlichen Gefühlen!“ erwiederte ich. — Hier trat Wieland herbei. „Sagen Sie was Sie wollen“, sprach Sophie mit plötzlicher Lebhaftigkeit; „unser Erdenleben ist am Ende wie ein Gewitter; wenn's vorüber ist, so scheint uns eine schönere himmlische Sonne, und unsre Seele fühlt sich erquickt, wie diese Blumen hier!“ — „Recht schön!“ entgegnete Wieland. „Es thut mir jedoch leid, daß meine Sophie, die so fähig ist, guten Menschen dieses Leben zu verschönern, sich so leicht davon abwendet.“ — Sophiens Gemüthszustand und die Ursach desselben war Wieland ohne Zweifel nicht mehr unbekannt. Sie wurde bald nachher

von einem Nervenfieber befallen, und ihr Tod war für Wieland der Anfang schwerer Prüfungen.

Einzelne Züge.

Wieland über das Sittliche.

Als Wieland einmal wieder die Erfahrung machte, daß man eine unschuldige Aeußerung ihm zur Unsittlichkeit verdrehen wollte, sagte er: „Wenn der Leser einer solchen Rüge wahre ethische Scheu hat, so muß er Dem zürnen, der ihn durch Wiederholung dessen, was er unsittlich nennt, beleidigt. Auch zeugt Dergleichen nur von der eigenen unreinen Phantasie; denn es giebt beinahe keine Rede, die ein in Niedrigkeit versunkener Geist nicht auf schändliche Weise zu seinem Sinnenkitzel benutzen könnte.“

Zurechtweisung.

Wieland wurde bekanntlich von vielen jüngeren Literaten angefochten, die ihre erste Gluth für Himmels-

flamme und ihre Aussprüche für den Inbegriff aller Weisheit hielten. Einer derselben schickte ihm einst für seinen „Merkur“ einen Aufsatz, der gegen diese Zeitschrift und Wieland selbst gerichtet war. Dieser ließ ihn zwar ohne vorläufige Antwort abdrucken, schickte dann aber dem Verfasser sein Manuscript zurück, nachdem er Folgendes darunter geschrieben:

„Willst Du von Deinen Lehren wissen:
Wieviel nur Wort, wieviel Gehalt?
Wirst Du den Wunsch erfüllen müssen:
Sey erst so gut und werde alt.
Wenn Fesseln dieses Lebens dann
So Willen Dir als That beschränken,
Wenn's heißt: Wer darf stets, was er kann?
Wirst mehr Du schau'n und minder kränken.“

Wieland und General Sebastiani.

Der bekannte französische General und Diplomat Sebastiani besuchte Wieland und überhäufte ihn mit großem Lobe über seine literarischen Leistungen, wobei er besonders hervorhob, daß Wieland der erste deutsche Schriftsteller sey und der deutschen Sprache erst Schwung und Würde gegeben habe. Den Gelobten verdroß es aber, sich auf Kosten seiner Freunde Klopstock, Lessing,

Herder und Goethe lobhudeln zu hören und er wurde übellaunig. „Haben Sie denn", fragte er endlich den Sprecher, „die Autoren gelesen, über welche Sie so den Stab brechen?" — „In einer Uebersetzung", entgegnete Sebastiani. — „Nun wohl! ich lese seit vierundsechzig Jahren alle französischen National-Schriftsteller im Original und wage kein solches Urtheil." — Das war Deutsch gesprochen von Wieland, und Sebastiani wird später wohl unter den auswärtigen Angelegenheiten die der deutschen Literatur als die widerwärtigen betrachtet haben.

Klopstock.

Klopstock in Schulpforte.

Klopstock brachte bekanntlich einen Theil seiner Jugendjahre in Schulpforte zu. Unstreitig hat der Aufenthalt daselbst, die romantische Schönheit der Gegend, so wie seine dortige Lage auf den Geist des Dichters mächtig eingewirkt. Ich weiß nicht, ob man schon damals ahnte, was nachher aus ihm wurde. Schwerlich aber ließ er selbst viel davon laut werden, daß er sich mit der deutschen Poesie beschäftige. Denn dort, wo das Drechseln griechischer und lateinischer Verse über Alles galt, war es noch lange nach ihm das Schimpflichste, was man von einem Schüler sagen konnte: „Er liest deutsche Bücher!" — Indessen heißt ein Spazierweg, welchen Klopstock oft zu besuchen pflegte, daher noch immer der Poetengang. — Auf dem alten, jetzt außer Gebrauch gekommenen Carcer in Pforte, mitten unter

den Namen und Kunst-Denkmalen, wodurch sich seine Bewohner eine Ewigkeit an der Wand bereitet haben, stehen folgende Verse von Klopstock's Hand statt seines Namens:

„Mich schreibt die Nachwelt einst in ihre Bücher ein,
Drum soll mein Name nicht bei diesen Namen seyn;
Löscht diese Worte weg, so bald Ihr sie gesehen,
Und sprecht: So werden wir dereinstens auch vergehen."

v. R.

Erinnerung an Klopstock.

Als Klopstock noch auf der Fürsten-Schulpforte war, zeigte sich schon sein poetisches Genie, und er fertigte bereits damals verschiedene vortreffliche Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache. — Er wurde tödtlich krank und Jedermann zweifelte an seinem Aufkommen. Er empfand bei seiner Zubereitung zum Tode eine besondere Freudigkeit, wenn er an das Erlösungswerk Jesu Christi dachte, und sagte: „Ja, mein Heiland! wenn es dir gefällig ist, mir das Leben zu schenken, so will ich es, dich zu besingen, anwenden!" — Er wurde gesund, und entwarf schon auf der Schule den Plan und den Anfang des „Messias".

Als ihn im Jahre 1767, im Juli, ein junger Gelehrter aus Leipzig, in Hamburg — wo er bei dem Pastor Alberti, am Katharinen-Kirchhofe, wohnte — besuchte, sprach er von jenem Musen-Sitze und von Gellert mit Entzücken. Auf die Frage: ob er die Welt bald mit dem dritten Bande des „Messias" erfreuen würde? antwortete er: „Diese Frage ist schon viele hundert Mal an mich geschehen. Meine Gesundheit ist schwach, und die Empfindungen der Freude, die ich in diesem Bande zu besingen habe, sind so stark und schwer, daß meine Einbildungskraft bis zum Krankwerden angegriffen wird." — Den Grafen von Bernstorff nannte er den besten Minister auf der Welt, und sprach von einer Sammlung seiner Oden, die er nächstens werde herausgeben, so wie auch Abhandlungen über die alte celtische und cimbrische Mythologie, die noch größere Ideen als die heidnische habe. ** —.

Kaiser Joseph und Klopstock.

(Briefliche Mittheilung vom Jahr 1782.)

Aus dem „Mercure de France" las mir jüngst eine Freundin den Artikel: „Francfort, le 12. Avril" vor: „On dit que Mr. Klopstock, l'un des plus célèbres poëtes de l'Allemagne, a envoyé à l'empereur

une ode à la louange de nouvelles reformes, qu'il vient de faire, et que S. M. J. n'en a pas permis l'impression, mais a envoyé 50 ducats à l'auteur."

Wenn ich auch dieses „on dit" für nicht mehr und nicht weniger gelten lasse, als für ein irrendes munkelndes Geschwätz, was die Akademisten in ihren gelehrten Zusammenkünften, und die unakademischen Schöngeister auf dem Café sich mit Erstaunen oder Naserümpfen in und außer Frankreich in die Ohren raunen, so fordert es doch jetzt, da dieses Geschwätz durch den „Mercure de France" zum öffentlichen Gerüchte gedruckt, und, wie man mir sagt, auch in auswärtigen Zeitungen rumoret, die Ehrlichkeit von mir, der ich in der Sache selbst mit die Hand hatte, daß ich diesem ruchbaren Geschwätze widerspreche und aus Ehrfurcht für meinen Kaiser und zu Ehren meines Freundes hiermit öffentlich darthue, daß oben angezeigtes Merkur-Anekdötchen je Zeile für Zeile unwahr, falsch und grade im Gegensatze wahr ist.

Im Gegensatze wahr, daß Klopstock seine Ode dem Kaiser eingeschickt hat. Er verbat in dem ersten Briefe ausdrücklich die Uebergabe in seinem Namen. Sie sollte nur für den kleinen Kreis seiner hiesigen Freunde und Freundinnen und — nur wenn sie Gutes stiften könnte — auch für Andere seyn. Noch schrieb er mir unterm 30. Januar, da ich ihm gemeldet, daß man Miene machte, sie denn doch zu übergeben: „Um Alles, was den Musen je

heilig gewesen ist, verhindern Sie das auf alle Weise; lassen Sie es die Frau v. ... hindern; lassen Sie *** in Ketten und Banden legen, wenn er sich nicht geben will. Hindern Sie, daß die Ode vom Ober-Mönche dem Kaiser nicht aufgedrungen werde."

Falsch, daß Klopstock den Kaiser lobte. Klopstock stellte lebendig die Thaten dar, die unser Kaiser, und wer vor ihm? — that, gethan hat: die Priester-Macht beschränkt, die Leibeigenschaft und den Frohndienst aufgehoben. Wenn die That lobt, lobt den der Dichter, der die That einschreibt?

Im Gegensatze wahr! daß der Kaiser diese Ode vom Drucke zurückgewiesen. Wer durfte, außer Matt und mir, diese Ode dem Drucke bieten? Auf wiederholte Anforderungen an mich lieh ich sie nicht her, weil ich es für eine Impertinenz halte, eine Handschrift ohne Willen oder Erlaubniß des Verfassers durch die Presse zu verbreiten; wenigstens hat Klopstock uns nicht durch ein einziges Wort dazu veranlaßt.

Falsch, unwürdig falsch, daß der Kaiser einem Klopstock für eine Ode, die er belohnenswerth fand, funfzig Dukaten sollte verehrt haben. Ich möchte wissen, wie viel der König von Frankreich einem der berühmtesten Gratulanten, die unlängst dem Dauphin ein Genethliakon bei der hohen Wiege leierten, geschenkt hat? Klopstock singt für keine Münze, wenigstens hat er es durch ein Leben von funfzig Jahren dargethan, daß keine Fürsten-

gnade ihm auch nur einen Saitengriff abzuschmeicheln vermochte. Wer kann mir widersprechen? — und unser Kaiser thut entweder nichts, oder er thut, was oder wie es seiner würdig ist. Hier hat man sich doch wenigstens mit einer anständigen Sage getragen: Der Kaiser würde Klopstock nach Wien einladen, um ihn kennen zu lernen.

Unwahr endlich: daß „Mr. Klopstock l'un des plus celèbres poëtes“ ist. Die Nation hat ihn schon längst für den ersten erklärt und eben deswegen, meine Herren Franzosen, weil seine Werke Ihnen schlechterdings unübersetzbar sind, ist er le plus celèbre poëte de l'Allemagne.

Dieses zu meines Kaisers und meines Freundes Ehren bezeuge ich hiermit öffentlich mit dem strengen Ernste der Wahrheit, welcher der tiefste Zug im Charakter deutscher Nation ist.

Klopstock und Frau von Genlis.

Frau von Genlis erzählt ihr Zusammentreffen mit Klopstock ganz — wie eine Französin. — Im fünften Theil ihrer „Memoires“ heißt es: „Ich reisete von Berlin nach Hamburg und trat bei meiner Nichte Matthiesen ab. Hier erhielt ich einen Besuch von Klopstock. Es giebt

Schriftsteller und Dichter, deren erste Unterhaltung für gewisse Leute unausstehlich ist. Sie wollen nicht so sehr die Bekanntschaft derer machen, zu denen sie kommen, als ihnen zeigen, wer sie sind, was sie wissen, und wie groß ihre Gelehrsamkeit, ihr Geist, ihr Genie, ihr Talent ist. Eben diese Erfahrung machte ich bei Klopstock. Ich werde es nie vergessen, was der Sänger des „Messias" für eine Figur spielte, als er das erste Mal bei mir einsprach. Ich wohnte bei dem Prediger Wolters. Klopstock ließ sich melden; ich nahm ihn an und empfing ihn allein mit meiner Nichte. Es ist mir noch wie heute; ich sehe einen kleinen alten, hinkenden, sehr häßlichen Mann eintreten. Ich stehe auf, gehe ihm entgegen und führe ihn zu einem Armsessel; er nimmt schweigend Platz, nimmt eine nachdenkende Miene an, schlägt die Beine über's Kreuz, rückt tief in den Lehnstuhl und macht es sich bequem, als habe er Lust, recht lange in dieser Stellung zu bleiben. Jetzt öffnet er den Mund, hustet, und mit lauter, kreischender Stimme fragt er mich: „Madam, wer schreibt, Ihrer Meinung nach, besser in Prosa, Voltaire oder Büffon?" — Dieser Eingang, nicht zu einer Unterhaltung, sondern zu einer literarischen Untersuchung, versteinerte mich, und Klopstock, dem gewiß nicht so sehr daran gelegen war, meine Meinung zu erfahren, als mir die seinige mitzutheilen, fuhr fort: „Was mich betrifft, so entscheide ich für Voltaire, und gebe meine Gründe an.

Der erste ist —." Und somit trug er zwölf Gründe weitläuftig hinter einander vor. Dann unterhielt er mich von seinem Aufenthalt in Dresden und in Dänemark, von allen Ehrenbezeugungen, die er erhalten, und von einer französischen Uebersetzung seines „Messias", womit ein Emigrant sich beschäftige. Während der ganzen Zeit fand ich nicht Gelegenheit, mehr als fünf bis sechs einsylbige Wörter: Ja! So! Ei! Schön! und so weiter einzuschieben. Und dennoch, als mich Klopstock nach vollen drei Stunden verließ, machte er bei einem Freunde viel Rühmens von meiner Unterhaltungsgabe, und hatte mich äußerst geistvoll und liebenswürdig gefunden. Dies Lob zu verdienen, hat mir (wie man sieht) nicht viel Mühe gekostet. S. H. Catel.

Die sehr eitle Frau Gräfin von Genlis schrieb ihre Memoiren nach Klopstock's Tode und man würde, was sie über den deutschen Dichter sagt, nicht berichtigen können, wenn nicht die obige Aeußerung, die ich in einem Journal veröffentlichte, Anlaß gegeben hätte zu einem Schreiben, welches die Redaktion von einem Hamburger Senator empfing. Dieser giebt Erläuterung in solcher Weise:

„Daß Klopstock die Genlis besucht hat, ist richtig, es geschah aber auf ihren Wunsch. Unser Dichter hat darüber öfter gesprochen und ich war dabei als er darüber sprach.

Nach der Begrüßung leitete die Frau Gräfin die Unterhaltung gleich auf die französische Revolution. Sie hatte versucht, mit den in Hamburg befindlichen Emigranten Verbindungen anzuknüpfen, was aber mißlungen war, weil sie bekanntlich an den Pariser Greuelthaten lebhaften Antheil genommen und dabei im Eifer für Orleans-Egalité alle Weiblichkeit verleugnet hatte. Jetzt, sagte die Fama, lag ihr hauptsächlich daran, nach Paris zurückkehren zu dürfen, und die Emigranten hielten sie bereits für ein Werkzeug der Spionerie. Diese Stimmung gegen die Genlis machte sich so laut, daß auch Klopstock sie kannte, als er ihrem Wunsche nachgab und sie besuchte. Ihre Aeußerungen nun waren der Art, daß sie offenbar Klopstock für sich gewinnen wollte, und dennoch geschah dies in zweideutiger Geschicklichkeit. Sie rechtfertigte ihrer Meinung nach ihr Betragen bis zum Jahre 1793 mit dem Einfluß der Familie Orleans, der sie Anhänglichkeit schuldig gewesen sei, versicherte, Orleans-Egalité habe es ehrlich gemeint mit der Republik, weshalb sie auch ihrem Zögling, dem vormaligen Herzog von Chartres,*) stets rathen würde, die Krone Frankreichs, selbst wenn sie ihm angeboten würde, nicht anzunehmen. Zuletzt berief sie sich darauf, daß Klopstock ebenfalls sich für die französische Revolution begeistert und von dem Convent das französi-

*) Später König Louis Philipp.

sche Bürgerrecht dafür empfangen habe. „Ich saß wie auf Kohlen", so erzählte Klopstock, „fühlte mich immer gebeugter und hätte mich am liebsten still entfernt. Das ließ sich nicht bewerkstelligen, ich entgegnete also auf die Lobrede, die sie sich selbst hielt, nichts weiter als: „Frau Gräfin, erinnern Sie mich nicht daran, daß ich meine Hoffnungen für die Menschheit an Männer geknüpft hatte, die zu Unmenschen geworden sind!" Da sie aber doch nicht aufhörte, jene Saite weiter tönen zu lassen, begann ich von meinen derzeitigen Beschäftigungen und dann von berühmten Schriftstellern der Franzosen zu sprechen. Ich vertheidigte Voltaire, gegen den sie geschrieben hat, einigermaßen wider die Uebertreibungen der Genlis und vertiefte mich so in Vergleichungen, daß die Zeit des Besuches darüber verfloß und ich mich verabschieden konnte, froh, daß der anfängliche Stoff des Gesprächs, bei dem übrigens Frau von Genlis in der Beredtsamkeit meine Bewunderung erhielt, nicht weiter ausgesponnen wurde." — Die Behauptung, Klopstock verdiene mehr Glauben als die Genlis, wird wohl bei den Deutschen nicht in Frage stehen."

S. H. Catel.

Thümmel.

Ein Nachmittag bei Thümmel.

Von Dr. Ernst Woldemar.

Die erste geistige Bekanntschaft mit diesem höchst liebenswürdigen Günstling der Grazien und Musen machte ich nicht, wie ich billig gesollt hätte, durch seine „Wilhelmine“, noch durch „die Inokulation der Liebe“, sondern, wie so Viele, die, über Wieland's „Oberon“ entzückt, eine Zeit lang fast alles andere Schöne vergaßen, weit später durch seine „Reise in's südliche Frankreich“. — Als der erste Theil dieses genialen Werkchens erschien, und so, daß Niemand wußte, wo er herkam, lebte ich in einer Gegend, die recht eigentlich dazu geschaffen ist, dergleichen Nektar und Ambrosia zu genießen. Ich darf nur den Namen

Dessau nennen, um in der Phantasie der Leser sogleich das lachende Bild eines großen englischen Gartens hervor zu zaubern. Dort war dem durch Basedow gestifteten Philantropin ein fürstliches Palais eingeräumt, worin früher nicht nur der sentimentale Matthisson, sondern meine dichterische Wenigkeit die Geschenke und Gaben der holden Pierinnen mit allem möglichen Anstande bei sich willkommen heißen konnte.

Früh an die ewig jungen Meisterwerke der Alten gewöhnt, wie auf die vorzüglichsten Geister Englands und Frankreichs mit Liebe aufmerksam, war ich in meiner deutschen Lektüre bereits mehr als gewählt, ich möchte sagen, eigensinnig. — Bei dieser Richtung des Geschmacks, die — ich gestehe es — gegenwärtig noch ungleich weniger nach der Mode seyn dürfte, als sie es in den unvergeßlichen Tagen Friedrich's und der heiteren Jugend war, versprach ich mir von dem erwähnten ersten Theil der Thümmel'schen Reise eben nicht viel Besonderes; und dies um so weniger, da ich bei dem flüchtigen Durchblättern desselben — auch Verse witterte. Jedoch gönnte mir die Parze, als das neue Thümmel'sche Geisteskind aus dem Buchladen eben bei mir angelangt war, einen von jenen wonnevollen philantropischen Nachmittagen, wo ich, frei von allen lästigen Geschäften der wenig reizenden Göttin Erzieherin, an den paradiesischen Ufern der Elbe und Mulde ganz

mir selbst leben konnte. Ich wanderte also, ohne sie noch zu kennen die schlaue und doch liebenswürdige Margot mit mir führend, auf den sogenannten Sielizer Berg, der, obschon für einen Sohn des Harzes so gut wie kein Berg, doch zum Ersatz für einen Roßtrapp oder Rehberger Graben dem Lustwandelnden eine der entzückendsten Aussichten auf den breiten Silberrücken der majestätischen Elbe gewährt.

Hier war es, wo Herzog Franz, der Allgeliebte, von einer gefährlichen Krankheit genesen, der Hygieia einst aus Dankbarkeit einen zwar kleinen, aber sehr geschmackvollen Tempel errichten ließ. In der Mitte dieses ländlichen Heiligthums durfte ich, ohne auf das Priesterthum der Himmlischen je die geringsten Ansprüche gemacht zu haben, dennoch gemächlich Platz nehmen. Ich zog mein Bändchen aus der Tasche, und dachte, indem ich es prüfend in der Hand wiegte, wie Mancher seinen Dukaten, ein wenig vornehm: „Nun, sollte auch das Buch nicht viel taugen, diese Gegend bleibt ja darum nicht minder bezaubernd!“

Allein wie groß und angenehm war meine Ueberraschung, als ich in meinem geliebten Begleiter nicht bloß den feinsten und geschmackvollsten Weltmann, sondern zugleich den glücklichsten und elegantesten Dichter, ja noch mehr, selbst den geistreichsten und gewandtesten Philosophen für das Leben

entdeckte. Ich las und las, und konnte nicht aufhören zu lesen, als bis ich an die letzte Seite eines Werkchens gelangte, das mich mit magnetischer Allgewalt an sich fesselte. „O warum", so seufzte ich an dem viel zu früh eingetretenen Ziele; „o, warum singt und erzählt und philosophirt dieser beneidenswerthe Sterbliche nicht fort, wie die ruhigen Wellen jenes langsam wandelnden Stromes sich unaufhörlich fort bewegen?"

Ich war, besonders nachdem ich im dritten Theile das erste Meisterstück deutscher Beredsamkeit weniger gelesen, als eingeschwelgt hatte, lauter Begeisterung für den glücklichen Schöpfer und im eigentlichsten Sinne des Wortes voller Entzücken über sein Werk. Ich empfand von Stund' an nicht nur den innigsten Wunsch, nein, die heißeste Sehnsucht, einen so überaus liebenswürdigen Meister von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; denn ich hielt dafür und vermochte es einer geheimen Ahnung nicht abzustreiten, daß er, gleich dem Günstlinge Mäcens, durchaus so seyn müsse, wie sein Buch. — Allein es vergingen beinahe achtzehn Jahr, bevor mir dieser ersehnte Herzensgenuß gewährt wurde. Endlich fügten es die Himmlischen in dem Jahre 1808 so glücklich, und an einem Orte, wo ich am wenigsten darauf rechnen zu dürfen glaubte. Dieser Ort war kein anderer, als das bekannte, in der schönsten Gegend

des reizenden Thüringer Waldes, unweit Gotha befindliche Schnepfenthal.

Wie ich dort hinkam? ist eine Frage, die hier füglich unberücksichtigt bleiben kann, da in diesem Aufsatze zunächst nur von Thümmel und nicht von dem Erzähler die Rede seyn soll. Weniger überflüssig scheint (mindestens für Leser, welche der Gegend nicht kundig sind) die Bemerkung: daß das Städtchen Sonneborn, wo sich unser Dichterphilosoph am Abend seines Lebens gewöhnlich aufhielt, nicht viel über eine kleine Meile von Schnepfenthal entfernt liegt. Mir armen Sterblichen, von der bösen Sieben Hypochondrie leider weit mehr beengt, als Thümmel's Held, war aber davon im Gedränge des Lebens keine Sylbe kund geworden; man denke sich also das freudige Erstaunen, welches ich bei dieser ganz unerwarteten Entdeckung empfand!

Durch den Ersten, der ihn sprach, ließ ich dem Längstersehnten mit diesen Worten meinen merkurialischen Gruß entbieten: „Ich bewunderte zwar über ein reichliches Dutzend vaterländischer Schriftsteller, liebte aber von ganzem Herzen eigentlich nur ihrer Drei; und diese Drei hießen: Thümmel, Wieland und Lichtenberg.“ Kaum hatte der jovialische Dichter diese scherzhafte Aeußerung, die so viel Ernst enthielt, von meinem Abgesandten vernommen, so verlangte er auch das Warum? von der Sache zu

wissen. Ich säumte nicht, es ihm unverzüglich in vier gereimten Zeilen zu geben, die flüchtige Anspielungen auf ein paar der interessantesten Stellen aus seiner Reise enthielten. — Jetzt ward ich von ihm zu einem heitern Mittagsmahl eingeladen. Hätte man mir auch nicht zuvor gesagt, daß er, wie fast alle geistreiche Männer ohne Ausnahme, kein Verächter mundender Schüsselchen, so wenig, als des Sorgen verscheuchenden Gottes, ja bei einem guten Glase Wein erst doppelt und dreifach Thümmel wäre, so würde ich das aus der freundlichen Farbe seiner Lebensphilosophie unschwer schon von selbst errathen haben. Aber:

Lugete, o Veneres, Cupidinesque,
Et quantum est hominum venustiorum!

Die Göttin Erzieherin hatte bei dieser Gelegenheit, wie so oft in meinem Leben, wenig Erbarmen mit meinem innern Menschen, und strich mir eine Hoffnung, deren Erfüllung ich nach den unvergeßlichen Träumen der Kindheit für die erste aller Seligkeiten halten mußte. Anstatt mit dem Aristipp von Sonneborn sokratische Becher zu leeren, mochte ich, während die Sonne culminirte, mit Adam Riese zu Schnepfenthal an prosaischen Zahlengerippen nagen! Alles, was ich von der pädagogischen Zuchtmeisterin erhielt, war, daß ich die Alltagsfesseln für einen Nachmittag abschütteln, und dann nach Sonneborn

traben durfte, um mit dem Auserwählten meiner Seele das helle Stündchen zu feiern.

Ich eilte, nein, ich flog zu ihm, den ich Jahre lang mit einer Anhänglichkeit und Herzlichkeit geliebt hatte, wie nur wenige selbst meiner vertrautesten Freunde. Ein kleines Männchen, schon in den Siebzigern, aber mit der heitersten, freundlichsten Miene, und mit einem Auge so lebendig und sprechend, als ich es je an einem Jünglinge bemerkte, kam mir mit Güte und Wohlwollen entgegen. Und doch was für gewaltige Klippen hatte das geschätzte Nichts der eiteln Ehre zwischen uns Beiden befestigt! Er war von Adel, ich nicht. Er hatte im Staate ansehnliche Aemter bekleidet; mir hatte Fortuna nur subalterne Privatrollen zugetheilt. Er besaß ein eigenes Landgut; ich durfte auf der weiten Erde die Scholle nicht mein nennen. Ihm stand der Eintritt zur großen Welt offen; gegen mich that selbst die kleine mitunter vornehm. Sein Schriftsteller-Ruhm ging durch ganz Deutschland; ich hatte nie dergleichen gesucht und dachte: o beata obscuritas! Und über dies Alles schien er dennoch an Figur ein Kind gegen mich, ich aber mit meinen richtigen sechs Fuß ein Riese gegen ihn.

Wie manchem Berühmten möchte nicht schon dieser letzte Umstand das Concept mächtig verrückt haben! denn gewiß nur selten blickt ein Bewunderter gern von sich

in die Höhe. — Thümmel, der längst gemerkt hatte, daß in dem großen Körpergebäude das Oberstübchen doch wohl nicht so ganz schlecht meublirt seyn müsse, forschte geschwind nur nach, ob auch auf dem linken Flügel desselben nicht statt des Herzens etwa das Einmal-Eins schlage, oder die Aeols-Harfe der Aftergenies ihr monotonisches Spiel treibe. Alles Uebrige, und hätte es mit seiner eigenen Persönlichkeit noch tausend Mal mehr contrastirt, als dies wirklich der Fall war, ging den edlen, über jede gewöhnliche Rücksicht erhabenen Mann durchaus nichts an. Er stand, nachdem er mich ganz ergründet zu haben glaubte, herzlich, wie ein älterer Bruder vor dem jüngeren, und mit einer Liebenswürdigkeit zum Malen mir gegenüber.

Gewohnt, sich stets den Kaffee selbst zu brauen, schritt er nach diesem freundlichen Empfange sogleich zum Werke. Er war so behende bei dem kleinen häuslichen Geschäft, daß es an einem Siebziger allerdings Bewunderung erregen konnte. Ein ästhetisches Fäntchen, das einst dieser Brauerei zusah, rief deshalb in Extase: „Der Verfasser der schönsten Reise ist doch classisch in Allem, selbst in der Bereitung des Levantischen Tränkchens!“ Aber er kam schlecht damit bei ihm an, der eben nicht über jede Kleinigkeit beräuchert seyn wollte. — „Das gemahnt mir“, erwiederte der Geschmeichelte (wohl nicht ohne Ursach ein wenig altfränkisch im Ausdruck), „wie das Lob jenes

Jagdhundes, den mir sein Herr, ein Oberförster, aus allen Prädikamenten vorrühmte und dann seinen Päan folgender Weise schloß: „Glauben Sie es nur, es ist eine ganz unvergleichliche Bestie, er frißt auch Talg!"

Um den Genuß des Kaffees zu würzen, gab er mir etwas aus seiner „Wilhelmine" zum Besten, von der er gerade eine neue Ausgabe veranstaltete. Doch das Vorlesen — wer sollte dies von einem solchen Meister in der Eleganz erwarten? — war leider seine Stärke nicht. Er las vielmehr mit einer schier unleidlichen Monotonie. Von Jugend an der abgesagteste Feind derselben, und in dieser mit Unrecht vernachlässigten Kunst ungleich besser geübt als er, hatte ich wirklich alle Mühe, ihm das Büchelchen nicht abzufordern, um mir die geistreichsten Schönheiten nicht durch ihren eigenen Erfinder verleiden zu lassen. — Ich glaube, daß ich so etwas dreist hätte wagen dürfen; denn er gab mir im Verlauf unsers Gesprächs einen so merkwürdigen Beweis von seiner liebenswürdigen Bescheidenheit, daß ich ihn als die schönste Lobrede auf seinen Charakter hier nicht verschweigen darf. Wir kamen nämlich, wie sich vermuthen läßt, sehr bald auf sein Hauptwerk zu sprechen. Er erzählte mir, wie er, nach dem mit Göschen abgeschlossenen Contrakte, das Manuscript posttäglich und bogenweise zur Druckerei abgeliefert, und mit wie inniger Liebe er überhaupt daran gearbeitet habe. Oft sey

er ganze Nächte dabei aufgeblieben, und dann nicht wenig über sich selbst verwundert gewesen, wenn der Diener am Morgen mit der Frage bei ihm eingetreten wäre: ob er noch nicht zu frühstücken befehle? — Ich gestand ihm offen und ehrlich, daß ich, der die Gesundheit stets höher schätzte, als den Ruhm, mir das nicht nach zu thun getraue; daß mir aber der grenzenlose Enthusiasmus, womit ich sonderlich die drei ersten Theile jener Reise gelesen hätte, eine Verwandtschaft des Geistes wie des Herzens und der Phantasie mit ihrem Verfasser voraus zu setzen schiene, bei der ich Vieles gerade so und nicht anders geschrieben haben würde, wenn mir das Glück der Unabhängigkeit und der Umgang mit der eleganten Welt in so reichlichem Maaße zu Theil geworden wäre, als ihm selbst. Leser, welche mit den Schriften des Unvergleichlichen längst bekannt sind, fragen sich bei dieser großen Unbefangenheit vielleicht: ob Thümmel wohl nicht satirisch dazu gelächelt habe? Mögen Sie von meiner Anlage zur Satire halten, — was Sie können; so viel richtigen Takt für ihre Aeußerungen als nöthig ist, solche selbst aus der weitesten Ferne zu wittern, werden Sie mir hoffentlich zutrauen. Nun denn, um mich an Bescheidenheit nicht von den Bescheidensten übertreffen zu lassen, muß ich freilich verschweigen, wie er sich bei dieser Gelegenheit äußerte; daß es aber anders, wie satirisch war, dafür bürgt — die strengste Wahrheit.

Als wir mit einander auf die Literatur überhaupt, und von ihr auf so manche andere Erscheinungen des Lebens zu reden kamen, hatte ich das Vergnügen, das Urtheil eines der geistreichsten Sterblichen fast überall auf meiner Seite zu sehen. So erinnere ich mich, daß ich ihm unter Anderem die Frage vorlegte: ob ihm die Väter in der Regel nicht mehr auf die Töchter, so wie die Mütter auf ihre Söhne und umgekehrt zu halten schienen; und ob sich in die Gefühle der reinsten Zärtlichkeit zuletzt nicht doch auch unvermerkt die Liebe des Geschlechts mit einmische? — „Ei, das versteht sich", war schnell seine Antwort; „nur sind die Wenigsten Psychologen genug, um eben das zu merken, was wir gemerkt haben. Ohne den Söhnen Unrecht zu thun, weiß ich, daß mein Herz jederzeit für die Töchter um ein Merkliches zärtlicher schlug. Und wer über eine solche Entdeckung erschrecken oder sie mißbilligen kann, vergißt, daß es die Natur selbst so und nicht anders gewollt hat."

Während dieser und ähnlicher Gespräche zeigte er mir sein ganzes kleines Reich und dessen Herrlichkeit. Sonneborn liegt, wie Horazens Sabinum, in einem Thale, aber in einem geräumigern; denn es läßt die Aussicht auf einen großen Theil des Thüringer Waldes, und auf seinen Brocken, den Inselsberg, offen. Der Herr Abbee **Cap Martin de Chaupy** hat sich vergeblich zerarbeitet,

um aus dem Meierhofe des römischen Dichters eine von jenen wundervollen Villen zu machen, welche Cicero sehr sprechend die Augen Italiens (Ocellos Italiae) nennt. Eben so eitel würde es seyn, wenn man von Thümmel's Landgütchen nicht ehrlich eingestehen wollte, daß mehr als ein Altenburger Bauer ein größeres und schöneres besitzt. — Allein wie glücklich und heiter lebte der geistreiche Mann darin selbst während des Alters! Wie der Greis von Teos die Stirne mit Rosen umkränzt, kann man auch von ihm sagen, daß er die goldene Aphrodite und die fröhlichen Gaben des Rebengottes so lange besungen hat, bis ihm der Genius des Lebens die Fackel kehrte. Wenige Jahre vor seinem Tode las ich noch ein Liedchen auf eine schöne Frau von ihm, das einem Tibull Ehre gemacht haben würde.

Indem wir mit einander sein ländliches Revier umgingen, erzählte er mir mit traulicher Umständlichkeit die Geschichte manches unter seinen dichterischen Auspizien entstandenen Wirthschaftsgebäudes. Meine Wenigkeit, die sich eine Zeit lang, mehr um Alles zu versuchen, als aus wirklicher Neigung, sehr ernstlich mit der prosaischen Mathematik beschäftigt hatte, bemerkte aber nur zu wohl, wie nicht selten der unbefangene Dichter von dem egoistischen Baugeiste über's Oehrchen gehauen war. So fand ich die Summe, welche er auf eine Art von Wagenremise

verwendet zu haben versicherte, und worauf er einen besonderen Werth zu legen schien, beinahe um die Hälfte zu groß. Man kann also aus einem Sprüchworte künftig deren zwei machen, und füglich auch sagen: wenn die Dichter bauen, haben die Kärrner zu thun!

Bei der Rückkehr in das Wohngebäude machte er es ganz nach Art auch der geistreichen Frauen; er führte mich oben wie unten fast in allen seinen Zimmern umher. Meiner Meinung nach mußte das unter allen das merkwürdigste seyn, wo die einzig unterhaltenden Romänchen von der Margot und Clara jung geworden waren; allein ich hatte mich geirrt, dieser geheiligte Tempel der Grazien und Musen hatte nichts Hervorstechendes, sondern zeichnete sich bloß durch die höchste Sauberkeit und Eleganz aus. Doch um das Originellste, was ich je von der Art gesehen habe, sein Badezimmer zu schildern, wünschte ich mit der Feder ein Maler seyn zu können. Die Wände glänzten dem Beschauer mit den hellsten Papageien-Farben entgegen, doch so, daß die sanfte grüne über die grelle rothe die Oberhand behielt. Eine Art von Verschlag verdeckte die geheime Wanne; bei Oeffnung derselben sah man sich über die letztere hinweg vom Scheitel bis auf die Fußsohle in einem mächtig großen Spiegel, und wenn die Thür gewendet war, bemerkte man auch auf deren Rücken einen gleichen Riesen von Spiegel.

Warum jene Farben? wozu diese Spiegel? Geliebte Leser, ich weiß es nicht, und wenn ich es wüßte, dürfte ich mir getrauen, es zu sagen? — Was ich aber nicht zu verschweigen nöthig habe, ist: daß ich noch nie einen Sterblichen fand, der mir liebenswürdiger schien, als Thümmel, und daß ich ungleich zufriedener von ihm schied, als ich zu ihm gekommen war. — Aber ach! bald hieß es auch von ihm: linquenda Tellus!

Falk.

Erinnerungen an Johannes Falk.

Von L. M. Fouqué.

In einem nun schon ziemlich langen und mannigfach bewegten Leben ist mir nicht leicht eine wundersamer wechselnde Erscheinung aufgegangen, als die des Mannes, dessen Namen diese Zeilen an der Stirn tragen.

Man wolle dabei an nichts Chamäleonisches im schlimmeren Sinne des Wortes denken. Es galt eine durchaus muthig und ohne Zweifel stets redlich fortgesetzte Bildung, wie sich das in deren erhaben kräftiger Gestaltung auf dem letzteren Stadion Ehrfurcht-gebietend und lebensfrisch offenbarte.

Doch just, weil er Alles, was ihn ergriff, auch wiederum seinerseits rüstig anfaßte, und damit rang aus voller Kraft, sey es in Liebe oder Zorn, gewann seine eigne Erscheinung eine Vielgestaltigkeit, die vielleicht Manchen an deren Selbstständigkeit irre gemacht haben kann,

insofern man etwa nicht vermochte, durchzuschauen auf deren innerlich starkbegründetes Wesen.

Es kann hier nicht die Absicht seyn, die wechselnden Phasen von Johannes Falk's literarischer und persönlicher Laufbahn fortgesetzt zu schildern. Nur wie er mir in Zweien derselben, einander schier entgegengesetzt, erschien, werde hier angedeutet.

Ein feiner, bleicher, schlanker Mann, etwa in den dreißiger Lebensjahren, mit gepudertem Haupthaar, elegant und einfach gekleidet, erging sich eine Zeitlang täglich — es war im Sommer 1804 — durch die Hallen der Dresdner Bilder-Gallerie. Auch pflegte er sich wohl zur bequemeren Anschauung ausgezeichneter Bilder einen Stuhl herbeizuholen, und so in angemessener Entfernung lange, fast unbeweglich dazusitzen. Ich, damals ein Siebenundzwanziger, auf einer heitern Reise nach dem Elb-Athen die poetischen Fittige dehnend zum ersten bevorstehenden Ausfluge in die öffentliche Literatur, vernahm bald, Jener sey Johannes Falk, dazumal nur vornehmlich noch als kecker Satiriker bekannt, aber durch Wieland gleich in seinem Auftreten auf's Glänzendste empfohlen. Das allzumal wollte nun freilich bei mir just nicht viel verfangen. Ein eifriger Schüler der Schlegel-Tieck'schen Schule, und natürlich in jugendlicher Einseitigkeit schroff, sah ich Beide, Wieland sowohl als Falk, durch das Augenglas

meiner Meister, also in unbilliger Verkleinerung. Was überdem die Satire als eigentliche Gattung betrifft, so ist mir dafür von Anfang her wenig Gabe zu Theil geworden, also auch wenig Empfänglichkeit, und jene Falk'schen Produktionen hatten mich deshalb gleichgültig gelassen. Dennoch empfand ich persönlich eine gewisse Anziehungskraft, Allem gegenüber, was da Schriftsteller war. Stand ich ja noch als Neophyt am Eingang des Mysterientempels, denn bis dahin war keine Zeile von mir gedruckt, und Einer, dem Solches schier zahllos gelungen war, kam mir vor, wie eine Art von Magus. Hatte er ja doch, welchen Geistern er auch durch seine Beschwörungen in der Kunst des Doktor Faust verbunden seyn mochte, die von mir zu selbiger Zeit nur geahnten Entzückungen schon mannigfach empfunden.

Zudem war Johannes Falk freundlicher Natur und feiner Sitte; und mochte ganz gern, was ihm über die Gemälde der Dresdner Sammlung aufgegangen war, wieder an andre Leute weiter geben, so daß wir Beide alsbald in mannigfach frisch-lebendige Gespräche kamen. Daß unsere dichterischen Ansichten dabei öfters gegen einander strittig anstießen, lag schon in den Richtungen der Schulen, aus welchen wir Beide hervorgegangen waren, oder vielmehr ich erst im Begriff stand hervorzugehen. Aber so ein die Eierschaale brechendes Küchlein zeigt sich bei seinem Picken immerdar ganz absonderlich eifrig und erpicht.

Keinesweges entstand jedoch zwischen ihm und mir ein eigentlicher Streit. Ein wechselseitiges Wohlwollen waltete vor, und wir schieden nach einigen Wochen beinah täglichen Gespräches in ganz heitrer Stimmung.

Mir nur war es fatal, daß Falk so ganz rücksichtlos jeglichem Besucher der Gallerie dieselben künstlerischen Ansichten, die er mir geöffnet hatte, namentlich über Raphael und die ihm verwandteren Geister, mittheilte, ja hinwarf, sofern sich's eben machen wollte. Wie sehr ich auch von meinen frühesten Tagen her an zart gesellige Umgangsformen gewöhnt war und es blieb: dieser Schriftsteller kam dennoch mir allzu abgeschliffen und im Ganzen allzu weltlich vor für den ernsten Beruf, den ich mir als Aufgabe dachte — oder vielmehr ihn dunkel ahnete annoch.

Somit blieben er und ich einander eine Reihe von Jahren sehr fern. Und zwar galt es eine gewichtige Reihe von Jahren.

Denn in der Zwischenzeit gestaltete sich meine Schriftsteller-Laufbahn zur eigenthümlichen Wirksamkeit, aber noch unaussprechlich Wichtigeres geschah; gültig sogar für die ganze Welt, nebenbei nothwendigerweise also für mich mit, so wenig es auf mein kleines Ich auch unmittelbar gerichtet war. Aber welcher Deutsche, namentlich insbesondere welcher Schriftsteller wäre nicht getrieben worden, unendlich mehr gehemmt zugleich durch den Umschwung

des Mühlrades, welches Napoleon gewaltsamlich eingesenkt hatte in den Strom der Zeit!

Das Jahrhundert-Jahr Sechs fesselte schrecklich bannend uns Allsammt.

Das Jahrhundert-Jahr Dreizehn lösete voll herrlichem Sturmesdonner uns Allsammt aus den Banden.

In der dazwischen hingehenden Prüfungs-Wuchtzeit — die schweren Sponda-Sylben sind hier wohl an ihrer echten und rechten Stelle — vernahm ich so gelegentlich, daß Johannes Falk sich von allem bloß literarischen Streben abgewendet habe, einem wahrhaft geheiligten Beginnen zu: der Erziehung und Besserung verwahrloseter Kinder. Eine eigene Anstalt hatte er dazu errichtet, und ich erkannte das mit jener ernsten Rührung, welche der mahnende Gang der Zeit in jedem irgend Empfänglichen überhaupt angeregt und gefördert haben mußte. Näheres jedoch von Falk war mir unter dem mannigfachen Getriebe der Welt nicht zu Ohren gekommen.

Durchrungen war sie, jene schwere Kampfeszeit, — wider den äußerlichen Feind, meine ich, während der innerliche Feind uns erst noch in seiner verderblichsten Gift-Herbigkeit erstehen sollte, kaum dazumal noch von den Treuen geahnt, — als ich im Sommer des Jahres Sechszehn auf einer heitern Reisefahrt in Leipzig meinen nun auch schon verewigten literarischen Genossen Adolf Wagner

besuchte, und bei ihm einen kraftvollen, untersetzten, bräunlich aussehenden Mann mit ziemlich krausem Haargelock antraf, der mich in der Weise eines früheren Bekannten begrüßte. Mein sonst scharfes Gedächtniß schien mich verlassen zu haben. Ich stand einigermaßen verlegen da. „Ei, es ist ja Falk!“ sagte Adolf Wagner, oder vielmehr, er wollte es zu mir sagen, denn nach seiner etwas provinziellen Aussprache klang mir: „Falk“ wie „Folk“. Nun giebt es bekanntlich in heitrer Geselligkeit kaum etwas Verletzenderes, als wenn Einer uns auf- und vorgeführt wird, wie ein aller Welt Bekannter, und wir können uns nicht entsinnen, jemals auch nur das Mindeste von ihm gehört zu haben. So ging es mir mit dem vermeinten „Folk“. Von einem Literaten solches Namens wußte ich durchaus nichts, und das schon damals in Verabgötterung von Manchen gepriesene: „Volk“ sollte doch gewiß nicht durch diese einfach heitre Erscheinung repräsentirt werden. Ich machte denn möglichst unbedenkliche Miene zum bedenklichen Spiel, und saß dem unbekannten Bekannten freundlich gegenüber, immerfort ringend in mir, die versunkene Erinnerung an „Folk“ wiederum herauf zu beschwören. Da erwähnte Selbiger unsre Gespräche vor den Bildern in der Dresdner Gallerie, und aus dem „Folk“ sprang mir mit Eins erfreulich: „Falk“ an das Licht.

Was es nun ein erfreuliches Besprechen ward, kann ich leider nicht mehr vollständig wiedergeben. Bei Weitem

nicht mehr! Aber das gesprochene Wort soll auch nicht allemal ein geschriebenes werden, minder noch ein gedrucktes. Und so ist es mir denn ganz lieb, daß ich, bei mannigfachem Umgang mit bedeutenden Männern, mich nimmermehr beeilt habe, unser Gespräch — wie man wohl nur allzupassend reden hört — niederzuschreiben. Man schreibt dergleichen nur allzuoft nieder, ich meine: herunter, wenn man es Schwarz auf Weiß bringt, gleich nach der empfangenen Gabe von Geist in Geist, von Herz in Herz, sintemal man doch nicht Alles mit hinzuschreiben kann: den Blick, den Klang, die Wendung des steigenden, sinkenden, schwebenden Lautes — und dergleichen unendlich mehr noch. Außerdem scheint es auch eine Art von Veruntreuung, ja von Spionir-Unwesen fast, solchergestalt absichtlich auszubeuten und als Grob-Courant in Umlauf zu bringen, was — ich bediene mich der fragmentarischen Worte eines mir unbekannten Dichters, aber mir unvergeßlich —

„— — — wie Blumenduft
Um jede Kraft der Seele floß.“ —

Im Wesentlichen genügt es auch, solche Herzens-Ergießungen im Ganzen des Sinnes und Gefühles festzuhalten, und so genügt mir vollständig das tiefe Bewußtseyn: Johannes Falk und ich besprachen uns heiter über die ewigen Dinge, klar zugleich bewußt, wie uns bei jener ersten Bekanntschaft zu Dresden die endlichen Dinge mannigfach in den verworrensten Schlingen befangen gehalten hatten, und

nun innig froh, des Zeuges wenigstens einigermaßen los und ledig werden zu seyn.

Ganz natürlich führte uns dabei die Bahn auf die gegenwärtige Thätigkeit Falk's in Betreff der verwahrloseten Kinder, und dabei ward mir folgende Schilderung seines Ringens und Siegens in einem einzelnen Vorfalle zu Theil, die nun und nimmer in meiner Seele erlöschen kann, und die wohl manchem ähnlich Kämpfenden zur heitren Erfrischung dienen mag.

In Johannes Falk's Erziehungs- und Besserungs-Anstalt gab es einen ganz vornehmlich abscheulichen Burschen von etwa zwölf bis dreizehn Jahren, den man sich hätte versucht fühlen mögen, für völlig verworfen zu halten. Seine Eltern waren unbekannt, und als der junge Herumstreicher in die Anstalt gerieth, hatte ihn sein von Kleinauf wüstes, ja ruchloses Leben schon in Grund und Boden verderbt. Bald sah sich der Lehrer gezwungen, ihn von den Unterrichtsstunden auszuschließen, ihm unterdeß anderweitige Beschäftigung unter Aufsicht anweisend, weil die Störungen für seine Genossen durch Tücke, Schmutzerei und absichtlichste Rohheit gar nicht abrissen. Beim Gottesdienste jedoch ließ Falk, sich im Gewissen gebunden fühlend, den gräulichen Wildling noch immer zu, oder vielmehr: er trieb ihn hinein. Denn von selbst wäre das verdrehte Geschöpf sicherlich dahin just am allerwenigsten gekommen. Auch mußte man ihn von den Uebrigen da-

bei fern halten, damit er die in den jungen Seelen aufkeimende Andacht nicht störe, oder wohl gar verderbe. Mehr denn ein Mal war er der Anstalt entlaufen, doch immer wieder dahin zurückgebracht worden, theils durch eigne Noth, theils durch die Polizei, die den Verwilderten irgendwie aufgefangen hatte. In jenen Perioden sogenannter Freiheit jedoch ermangelte er nie, die Anstalt auf's Bitterste durch Verleumdungen zu verunglimpfen, theils um sein Davonlaufen zu entschuldigen, theils auch wohl aus dämonischem Haß und eingewurzelter Lust am Lügen. Wie es nun im Getriebe der Zeit überhaupt — vielleicht der unsrigen ganz insbesondere — liegt, sich zu wehren und aufzulehnen wider Alles, was aus überzeitlichen Motiven hervorging, und dergleichen nach Kräften herunter zu reißen in die Gemeinheit, wo es den Gesellen ganz kannibalisch wohl ist (Siehe Goethe's Faust), mußte natürlicherweise durch jenen Lügenboten das ganze Unternehmen gar manch eine schmähliche Nachrede und Mißdeutung erleiden. Dessen ungeachtet nahm Johannes Falk den vielfach wiederum bald heimgekehrten, bald heimgeschleuderten Burschen stets mit unerschöpflicher Milde aber- und abermal auf. Doch das verhärtete Gemüth empfand davon, so viel sich vermerken ließ, keine Spur.

Bis auf diese Stelle der Mittheilung gekommen, sagte Falk, den ich hier wohl am angemessensten selbst

redend einführe, da ich eben das nun Folgende im ganz genauen Andenken, fast wörtlich, bewahre:

„Seh'n Sie, wir allzumal auf Erden sind eigentlich gehörnte Siegfriede. Ich meine hier nicht das Heldenthümliche dabei, ich meine die Hornhaut, welche geistig und geistlich uns umschient, und uns unempfindlich macht für so manche der zarteren Anregungen von Außenher und von Obenher. Deshalb muß der himmlische Werkmeister oftmal zum Pochhammer greifen, und auf uns, oder vielmehr auf die Hornhaut losschlagen, bis sie irgendwo zerspringt. Wir Allsammt haben wohl schon Aehnliches erfahren, oder werden's noch erfahren"; — ich nickte dazu bejahend, der Erinnerung theils, und auch theils der Ahnung voll; — „wie es aber mit meinem allerungezogensten Zögling dabei erging, sollen Sie jetzt vernehmen.

Eines Nachts im Winter brach ein plötzlich heftiges Feuer in unsrem Gebäude los durch irgend einen sogenannt zufälligen Anlaß. Der Flammenschein drang von gegenüber gerade in des wilden Buben Gemach, und wie denn gewöhnlich die trotzigsten Gemüther auch zugleich die verzagtesten sind, rannte Jener ganz bestürzt aus dem Bette gleich auf den Hof in die eisige Kälte hinaus. Dazu kam noch, daß er nach seinen rohen Gewohnheiten nicht dahin zu bringen war, auch nur einigermaßen bekleidet im Bett zu liegen, also die Erkältung ihn um so entsetzlicher faßte. Doch ward man dessen nicht gleich inne, da

man ihn, alsbald nach schnellgelöschtem Feuer, wieder in seiner Kammer und auf seinem Lager fand.

Morgens drauf aber traf man ihn wie halbtodt an, von einem fürchterlichen Blutsturz nach jener Erkältung befallen, der sich zwar nun gestillt hatte, indeß ihn fast schwimmend in seinem Blute zurückließ. Der Arzt erklärte den Zustand zwar nicht für hoffnungslos, aber doch für höchst bedenklich.

„Als ich“ — sprach Johannes Falk fürder — „an des Erkrankten Bette trat, sah er mich ängstlich verwirrten Blickes an, und sprach in seiner von roher Heiserkeit immerdar gedämpften Stimme die scheue Besorgniß aus, er werde ja nun wohl sterben müssen. Ich verhehlte ihm die Gefahr nicht, eben so wenig aber auch die noch vorhandene Hoffnung zum Genesen. Ich empfand, jene Hornhaut um seine Seele her sey zersprengt, und beginne zu weichen, so daß ich ernstfreundliche Ermahnungen mit einfließen ließ für jeden möglichen Ausgang, ob es nun Tod oder Leben gelten möge. Er hörte mich mit einer noch nie dergestalt an ihm gewohnten Aufmerksamkeit an, und sagte endlich: ihm sey in der verwichenen Nacht entsetzlich angst gewesen vor dem Tode, aber da habe er zu beten angefangen, und seine Seele sey still geworden, und sodann habe auch das fürchterliche Blutstürzen nachgelassen, und endlich gar aufgehört. — „Was hast Du denn gebetet?“ fragte ich. — Und mit seiner heisern, hohlen

Stimme, jetzo ganz matt, und somit ohne allen äußerlich hörbaren Ausdruck, begann er mehr fast zu krächzen, als zu reden, einem Automaten vergleichbar:

„Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze seyn,
Reiß, Herr, mich aus den Aengsten,
Kraft deiner Angst und Pein."

„Ich hatte" — setzte er nach einer Weile hinzu — „die Worte so oftmal im Gottesdienste gehört, auch wohl mit nachgesungen, ohne zu wissen, was sie bedeuten sollten. Ja, nun empfand ich's." — Der verwilderte Mensch ist seit jenem Hammerschlage ein gemilderter Mensch geworden. Ein für diese Welt hochleuchtender Genius konnte sich freilich aus der zersprengten Hornhaut nicht entwickeln, aber doch ein Wesen, seinen Mitbürgern heiter brauchbar, und somit auch sich selbst ein frisches und würdiges Leben bereitend."

Was Johannes Falk und ich über diese Mittheilung fürder besprachen, gehört nicht mehr so ganz eigentlich an die vorliegende Stätte. Gleichfühlende empfinden auch wohl ohne ausdrückliche Anleitung, was wir dazumal empfanden. Allenfalls findet sich noch manch ein Fingerzeig für das Wesentliche jenes Gespräches mittelbar in Falk's Erinnerungen aus seinem Umgange mit Goethe.

M o r i t z.

19

Carl Philipp Moritz.

Vom Professor Dietmar.

Vor mehreren Jahren habe ich im „Morgenblatt" einen Aufsatz über meinen ehemaligen Freund, Carl Philipp Moritz, der einst der Stadt Berlin eine Reihe von Jahren angehörte, mit vieler Theilnahme gelesen. Das Motto:

„Ja, Freund! den Hang zum Sonderbaren
Fühlt grad' am stärksten ein Genie!"

welches sich (aus v. Göckingk's Schriften) über jenem Aufsatz befand, deutete auf den liebenswürdigen, freundlichen und tiefen Humoristen, wie ich ihn immer gefunden habe, und die letzten Worte des erwähnten Aufsatzes: „Was Moritz gelebt, gesprochen und gewirkt hat, ist lieb und werth, und Alles, was an ihn erinnert, eines

frommen Andenkens würdig!" gaben mir die Anregung, nachstehende Züge seiner Gemüthsart und Sonderbarkeit dem Abdruck zu überlassen. Ob sich in der von ihm selbst verfaßten Beschreibung seines Lebens, die er unter dem Titel: „Anton Reiser" herausgab, oder in der Fortsetzung, dieser Biographie, von fremder Hand, von nachstehenden Einzelheiten, zur Charakteristik seines Geistes gehörend schon etwas findet, ist dem Mittheiler derselben völlig unbekannt. Hier soll nur erzählt werden, was dem Verfasser von dem genialen Schriftsteller und Menschen, theils aus eigener Erfahrung, theils aus den Bemerkungen Anderer, bekannt geworden.

Meine erste Bekanntschaft machte ich (1783) mit ihm bei dem damaligen Direktor des Gymnasiums zum grauen Kloster, dem berühmten Geographen Büsching. Nach den ersten Unterhaltungen über Schlesien, den Professor Garve und Breslauische Schulleute, lud er mich zu einem Besuch ein, worauf er abging und mich bei Büsching zurückließ. Dieser ungemein höfliche Gelehrte erzählte mir, daß sich der junge Moritz (er war sechsundzwanzig Jahre alt) bei dem Propste Spalding sehr auffallend eingeführt habe. Er sey nämlich zu diesem, bald nach seiner Ankunft in Berlin, an einem Sonnabend gekommen, um sich ihm zu empfehlen. Der würdige Spalding habe sich aber nach einigen Minuten mit der Bemerkung entschuldigt, daß er ihn bitten müßte, seinen Besuch zu einer andern Zeit wiederholen

zu wollen, indem er sich zur morgenden (Sonntags-) Predigt vorzubereiten habe. — „Wenn Sie", erwiederte Moritz, „kein anderes Hinderniß haben, dann erlauben Sie mir gütigst, hier zu bleiben, und zugleich die morgende Predigt, nach dem mir gefälligst mitzutheilenden Thema, für Sie zu übernehmen." — „Das wollten Sie wagen?" fragte Spalding. — „Gewiß, wenn Sie mir nur die Ehre gönnen wollen, Sie zu vertreten." — „Nun gut, ich bin es zufrieden, bleiben Sie hier!" — Das Gespräch, welches sie nun anknüpften, dauerte länger als eine Stunde. — Am folgenden Sonntage stand Moritz auf der Kanzel in der Nicolai-Kirche, wo er sich mit ausgezeichneter Beredsamkeit bündig und herzlich, ungemein deutlich und verständlich, über das, von Spalding angegebene Thema aussprach. Der ehrwürdige Propst konnte und mochte seine Bewunderung und sein Erstaunen über das seltene Talent eines so jungen Mannes nicht verbergen.

Bevor ich den merkwürdigen, bei dem grauen Kloster (nachmaligen Berlinischen Gymnasium) angestellten Conrektor Moritz aufsuchte, kam ich in der Poststraße zu dem Buchhändler Maurer, der mir eröffnete, daß dieser talentvolle Schulmann eine interessante Reise nach England gemacht habe, die in seiner Buchhandlung gedruckt erschienen wäre. „Die Veranlassung" — sagte Maurer — „habe ich ihm gegeben; denn, als er eines Tages in meinen Buchladen kam, forderte ich ihn auf, etwas für meinen Verlag

zu schreiben. — „Ich weiß nichts!" gab er zur Antwort. — „Haben Sie nicht irgend eine Reise gemacht?" — „Wohl", hieß es, „aber meine Reisen haben für Niemand Interesse!" — „Nun dann machen Sie eine!" — „Aber wohin?" — „Wohin Sie wollen!" — „Am liebsten möchte ich nach England reisen!" — „Gut, so reisen Sie!" — „Ich habe kein Geld dazu!" — „Ich will Ihnen vorläufig einhundertundfunfzig Thaler geben, und wenn Sie mir von daher Manuscript schicken, soll mehr nachfolgen." — „Ich nehm' es an. Geben Sie mir das Geld!" — Dies geschah, Moritz ging in seine Wohnung, schrieb an den Direktor Büsching ein Billet, worin er ihn ersuchte, seine Lehrstelle bis zur Zurückkunft von einem Stellvertreter versehen zu lassen, denn er müsse unverzüglich nach England reisen. Hierauf packte er die äußersten Bedürfnisse an Kleidungsstücken ein, befahl seiner Aufwärterin, die übrige Wäsche zu reinigen und sie ihm nach Hannover, wohin er zuerst seine Richtung nahm, nachzusenden, und so reiste er, ohne Weiteres, am folgenden Tage ab. Nach einem Zeitraume von einigen Wochen erhielt ich die ersten Bogen von seiner Reise nach England, die äußerst anziehend, belehrend und originell geschrieben waren. Der Druck begann, und kaum war er zurück, als dies Werkchen auch schon ausgegeben und mit Begierde und Beifall gelesen ward."

Diese Originalität reizte mich, des sonderbaren Mannes

nähere Bekanntschaft zu machen. Ich fand ihn in seinem Wohnzimmer mit einem taubstummen Knaben beschäftigt. „Er versteht Alles, was ich mit ihm spreche", meinte Moritz; „denn er liest jedes Wort von den bewegten Lippen — er hört mit den Augen. Ich werde ihn sprechen lehren. Einige Worte bringt er schon recht deutlich hervor. Sie sollen es gleich hören!" — Hierauf zeigte er auf des Knaben Schuh am rechten Fuße. Der Knabe erhob die Schultern, die Röthe trat ihm von innerer Anstrengung in's Gesicht und nun kreischte er auf eine schneidende Art die Laute: ächte Sch—huh! — soll heißen: rechter Schuh. Ich bezeugte zwar meine Verwunderung darüber, konnte aber nicht unterlassen zu bemerken, daß dem Zuhörer die Unterhaltung mit dem Knaben sehr beschwerlich fallen würde. — „Aller Anfang ist schwer", meinte Moritz; „mit der Zeit gewöhne man sich an eine solche Sprache — wie die Kaffern in Afrika hätten, die ihre Worte wie die Puterhähne herauskollerten."

Meine Reise nach Halle, um dort die Universitäts-Studien zu beginnen, hinderte mich, diese anziehende Bekanntschaft länger unterhalten zu können. Moritz aber gab mir sein Wort, wir würden uns bald wieder sehen. Es verging auch kaum ein Jahr, als der muthlose und in mancherlei Hoffnungen zur Verbesserung seiner äußeren Lage getäuschte und vielleicht mehr eingebildete als wirklich kranke Moritz nach Halle kam, um seine Gesundheit wie-

der herzustellen. Er suchte mich in der Wohnung des Dr. Rösselt auf.

„Da bin ich!" rief er beim Eintritt aus, „und mache meinen Freunden den versprochenen Besuch. Vielleicht kann ich hier besser als in Berlin genesen. Ich bin krank — sehr krank!" — „Wo wohnen Sie?" — „Im Garten beim Doctor Bahrdt. Da will ich frische Luft schöpfen, auf den Hügeln von Gibichenstein und auf dem fernen Petersberge umherwandern, und meine Gesundheit suchen." — „Warum tragen Sie einen so großen langen Stock in der Hand?" — „Gegen tolle Hunde, nicht gegen Studenten; wenn ich die nur von ferne sehe, verstecke ich ihn unter den Rock, gehe auch nicht auf dem breiten Stein, und will allen Anlaß zum Zweikampf vermeiden — weil dieser Kampf nicht gesund, und am wenigsten dienlich für einen Kranken seyn soll." Nach einigen Tagen machte ich dem kranken Moritz meinen Gegenbesuch. — Doctor Bahrdt sagte mir, als ich nach seinem Gaste fragte: „Ich habe ihn, seit er in der Stadt gewesen, nicht gesehen. Sie werden ihn hier auf dem Heuboden finden; er scheint mir überspannte Ideen zu haben." — Ich stieg die Treppe über der zweiten Etage hinauf, roch zwar das Heu, da aber durch kein Dachfenster Tageslicht einfiel, konnte ich nichts sehen. Ich rief jetzt des Kranken Namen: Moritz —! — einige Mal — und hörte endlich eine dumpfe Stimme, wie aus einem Grabe

tönen und fragen: „Wer ist da?" — Nachdem ich ihm meinen Namen genannt hatte, sagte er: „Ziehen Sie zwei Dachsteine auf, dann können wir uns sehen!" — Nach dieser Operation war der ganze Heuboden erleuchtet und ich erblickte eine große Menge gedruckte Makulatur-Bogen, aus allen Theilen der Wissenschaften und Künste, umhergestreut, und mitten unter dieser vaganten Bibliothek kam ein Menschenkopf aus dem Heu hervor, der mir zurief: „Willkommen im todten Grase!" — „Aber", fragte ich, „was machen Sie hier?" — „Ich brauche die Kräuter-Kur! Ist der Geruch nicht angenehm und stärkend?" — „So scheint es mir!" — „Nein, so ist es!" — Hierauf kam er allmälig aus seinem tiefen Heulager hervor, aber — ganz unbekleidet — in puris.

„Macht Ihnen diese Einsamkeit und das Unbeschäftigtseyn nicht Langeweile?" — „Nein, gar nicht. Wenn ich aber sehen will, ob ich noch verstehe, was andere Menschen gedacht oder geschrieben haben, dann ergreife ich die erste beste der hier umhergestreuten Schriften. Das ist meine Leihbibliothek, deren Gratis-Gebrauch mir zu mancherlei Betrachtungen Gelegenheit giebt. — Es ist hier oben so heimlich. Ich höre und sehe von meiner Mitwelt nichts und das freut mich! Meine Leber und mein Herz sind krank und — vielleicht auch die Lunge; ich bin an Leib und Seele unwohl! Oft kommt es mir vor, als hätte ich das Gehör verloren. Um mich aber

vom Gegentheil zu überzeugen, habe ich mir ein Klavier gemiethet. Da steht es im finstern Winkel."

Ich betastete es und fand nicht bloß eine Verstimmung, sondern es schwirrte auch eine Menge gesprungener Saiten durch die schmerzlichsten Mißtöne. — „Spielen Sie auf dem Instrumente?" — „Nein, aber ich schlage zuweilen einige Klaves an und freue mich, die Töne noch zu hören; denn das, vom ehemaligen Kanzler Wolf gebaute Haus, worin ich mit dem Doctor Bahrdt wohne, liegt so isolirt — man hört weder Menschenstimmen, Wagengeräusch noch Hundegeblaffe." — Unvermuthet faßte Moritz mich am Arm und fragte: „Sind Sie mein Freund?" — „Warum sollt' ich es nicht seyn?" — „Gut! dann sind Sie Orestes und ich bin Pylades. Wir wollen als Freunde zusammen sterben!" — Hier griff er nach einem Messer und sagte: „Jetzt werde ich Sie erstechen und dann erstechen Sie mich!" — „Das geht nicht; wenn ich erstochen bin, dann kann ich Sie nicht erstechen; aber ich weiß ein Mittel, wie wir Beide zugleich sterben können; ich will noch ein Messer holen und dann zählen wir, indem wir Beide das Messer auf's Herz setzen: Eins, Zwei, Drei, und — wir sind gewesen!" — „Das ist wahr — holen Sie ein Messer!" — Ich ging hinab, und nicht wieder zurück! — „Solche tolle Ideen, die er öfters äußert", sagte Doctor Bahrdt, „entfernen uns Alle von ihm!"

Nach einem Zeitraum von vierzehn Tagen sprach ich den Doctor Bahrdt, und hörte, daß sich Moritz wohler befände, auch zuweilen im Garten spaziere, Besuche annähme, und gesund bei Sinne sey. Dies bewog mich, ihn wieder zu sehen; ich fand ihn Nachmittags eben im Begriff, in weißseidenen Strümpfen ausgehen zu wollen. — „Wahrscheinlich haben Sie entweder einen vornehmen oder galanten Besuch zu machen?" — „Nein! — ich gehe in den Kronprinzen, wo die Hallischen Gelehrten zusammenkommen, die ich werde kennen lernen. Diese Herren sind weder vornehm noch galant, aber verständiger als die Meisten von den beiden Klassen!"

Indem wir eben zum Gibichensteiner Thore hinein gingen, trat er in einen ziemlich vollen Rinnstein und beschmutzte sich den weißseidenen Strumpf am rechten Beine. — „Verdammt!" rief er aus, „da ist alle meine Rücksicht, Höflichkeit und Mühe verloren! Doch, ich weiß mir zu helfen!" — Er nahm sein Taschentuch und einen Holzspahn, den er bei einem nahen Zimmerholze fand, reinigte damit die Ober- und Außenfläche des Strumpfes, gab einer vorbeigehenden Frauensperson das Tuch, schickte sie damit, für ein gutes Trinkgeld, in seine Wohnung vor dem Thore und ließ sich ein reines bringen. Unterdeß hielt er den feuchten Strumpf in den Sonnenschein, kehrte ihn endlich um, und setzte seinen Weg weiter fort. — „Man wird dies aber bemerken?" — „Kann seyn.

aber minima non curant Philosophi, und ich wette, keiner von den Herren Gelehrten wird meinen verkehrten Strumpf entdecken!" — Mit dieser Ueberzeugung ging er in das Hotel des Kronprinzen, wo er von den Anwesenden recht freundlich aufgenommen wurde. Als die Gesellschaft auseinander ging, fragte er: „Meine Herren, man hat an mir etwas Verkehrtes finden wollen, scheint es Ihnen auch so zu seyn?" — „Nein, wir finden nichts, was uns zu solcher Aeußerung berechtigen könnte." — „Nun", sagte er, „da will ich es Ihnen zeigen, daß man jetzt wohl recht hätte — sehen Sie her, der Strumpf an meinem rechten Beine ist verkehrt angezogen!"

Nach mannigfaltigen Unterhaltungen, die ich mit ihm über Gegenstände aus der Experimental-Seelenlehre gepflogen, reiste Moritz endlich wieder nach Berlin zurück, ward nun als außerordentlicher Professor am Berlinischen Gymnasium beschäftigt und erhielt auch späterhin die Professur bei der Akademie der Künste.

In den folgenden Frühjahrs-Ferien machte ich über Berlin eine Reise nach Frankfurt an der Oder und nach Dresden. Der damalige Hofprediger Sack erzählte mir manches Sonderbare von Moritz und unter Anderem: Er habe eines Tages Unterricht in der lateinischen Sprache gegeben, und sich bei der Correktur eines Gymnasiasten im genere versehen. Von der Unrichtigkeit dieser Verbesserung überführten ihn seine Schüler. Dies machte einen

so heftigen Eindruck auf sein Gemüth, daß er in seine Wohnung ging, und zehn bis zwölf Bogen, die er zum Unterricht in der lateinischen Sprache ausgearbeitet hatte, augenblicklich zerriß, sich auf den Fußboden, unter die Trümmer seiner Arbeit warf, und bis zur Ankunft eines Freundes, den er erwartete, liegen blieb. „Da" — rief er bei dessen Erscheinung aus — „liegen die Scherben umher!". — Seit diesem Versehen hat er nie mehr Unterricht in der lateinischen Sprache gegeben und geben wollen.

Neben manchen wunderlichen hypochondrischen Grillen hatte er dennoch ein wahrhaft kindliches Gemüth, und war in seinen Unterhaltungen äußerst angenehm. Diese Eigenschaften erwarben ihm viele Freunde auch unter Militair-Personen. Einst fiel es ihm ein, im Sommer eine Reise zu einem Freunde dieses Standes nach Stendal zu machen. Ohne alle Begleitung, mit einem Bündel Wäsche und kleinen Bedürfnissen für den Nachttisch, ging er zu Fuße dahin. Am Thore fragte man ihn, wer er wäre? — „Wie Sie an meinen bestäubten Füßen sehen, ein Reisender." — „Wo haben Sie Ihren Paß?" — „Ich habe keinen!" — „Was sind Sie?" — „Ein Liebhaber der Wissenschaften und Freund der Künste." — „Wie heißen Sie?" — „Mein Name ist gleichgültig, Sie kennen mich doch nicht!" — „Mein Herr, auf diese Antworten werden wir Sie, bis zu weiterer Entscheidung, auf die Wache nehmen!" — „Das können Sie thun;

lieber aber wäre mir's, Sie führten mich zum Commandanten — den kenne ich!" — Der Offizier und Unteroffizier lachten, gaben ihm aber zwei Mann und einen Gefreiten, die ihn zum Commandanten von Knobelsdorf führten, der eben mit seinen Gästen bei Tische saß. Der Gefreite ließ sich anmelden: er brächte einen Arrestanten, der den Herrn Commandanten zu sprechen wünsche. — Bei dem Oeffnen der Zimmerthür kam der Herr von Knobelsdorf dem Arrestanten, als er ihn erblickte, mit einem Ausbruch der Freude entgegen und rief, ihn umarmend, aus: „Lieber Moritz, seyn Sie mir tausend Mal willkommen! Aber — wie sehe ich Sie in der Begleitung?" — „So", antwortete Moritz, „konnte ich Sie am sichersten finden — und habe darum gebeten!" — Der Bericht über den Vorgang klärte Alles auf, und die Begleitung trat mit Erstaunen zurück.

Als ich den Professor Moritz einst in Berlin, auf dem französischen Hof, bei der Jungfernbrücke, aufsuchte, erfuhr ich, daß er in einem Garten in der Oranienburger Straße wohne. Der Gärtner sagte mir, der Professor befände sich im Orangerie-Hause und ließ mich nach erforderlicher Anmeldung hinein. Die Temperatur dieses Sonnenhauses schien mir mehr als sechzehn Grad Wärme zu seyn. Moritz aber ging, in eine Wildschur gehüllt, unter blühenden und Früchte tragenden Orangen-Bäumen auf und ab. Ich konnte ihm mein Befremden nicht ver-

bergen, ihn, bei so großer Wärme, in einer Winterbekleidung zu sehen. — „Das geschähe nur, wenn fremde Besuche kämen; da ich es aber wäre, hätte er auch nicht nöthig, sich Zwang anzuthun, denn er lebe hier, wie Adam im Paradiese"; — und, indem er dies sagte, warf er die Wildschur ab, und ging nun ohne alle Bekleidung in seinem Paradiese mit mir auf und nieder. „Das ist", meinte Moritz, „die rechte und natürliche Lebensart der Menschen; — die Kleider sind nur ein Beweis seiner Verkehrtheit, Gegenden zu bewohnen, wo sie in der kalten Jahreszeit nothwendig wurden. Kein Putz ist so schön, als der menschliche Körper!"

Wenn ich nicht irre, so hatte er im Vorderhause, zu dem der erwähnte Garten gehörte, sein Arbeitszimmer, in welchem ich ihn zu einer andern Zeit besuchte und ihm freundschaftliche Vorwürfe machte, daß er zu viel sitze und dem Körper nicht hinlängliche Bewegung gäbe. „Sie irren sich", entgegnete Moritz; „ich mache mir genug Bewegung, denn ich fechte oft länger als eine Stunde mit meinem Gegner. Sehen Sie, dort steht er wieder in der rechten Position." (Es war die lebensgroße Gyps-Statue eines römischen Gladiators.) „Dabei habe ich den Vortheil, daß er mir keinen Schaden thun kann, und wenn ich ihm auch einen Arm abschlage, so kann ich ihm ohne große Mühe und Kosten wieder einen andern ankitten lassen. Ferner sehen Sie" (er trat auf

einen Katheder), „hier habe ich zwei Thaler oder achtundvierzig einzelne Groschen in der Hand, diese streue ich überall in der Stube umher, und wenn die Aufwärterin Geld verlangt, dann muß ich mich bemühen, es zu suchen und aufzuheben. Das Gefundene bemerke ich in mein Ausgabebuch, um zu wissen, wieviel ich noch auf dem Fußboden, der nicht ausgefegt werden darf, zu suchen habe; das giebt Bewegung genug!“

Zu seinen hypochondrisch-phantastischen Leiden gesellte sich endlich auch die Liebe zu einer verheiratheten Frau, wodurch er in die Schwärmereien Werther's gerieth; er würde unstreitig, wie dieser, das Opfer derselben geworden seyn, wenn er nicht durch seine Freunde wäre beredet worden, eine Reise nach Italien zu machen. — Man erinnerte ihn an den ausgezeichneten Beifall, den seine englische Reise erhalten hätte, und schmeichelte ihm, daß er, der Geschichte, schöne Kunst und Wissenschaften liebe, für die Jugend und Freunde des Alterthums bei der trefflichen, ihm eigenen Darstellungsgabe den größten Nutzen stiften würde. Dies wirkte und Moritz reiste nach Rom. — Nachdem er dort zwei Jahre gelebt, kam er (1788) ohne andere Vortheile zurück, als die Bekanntschaft mit Goethe und dem Herzog von Weimar daselbst gemacht zu haben, von welchem Letztern er der Akademie in Berlin zur Mitgliedschaft empfohlen, und aufgenommen ward.

Um sein gestörtes Gemüth zu beruhigen, riethen ihm hierauf seine Freunde, sich zu verheirathen, welchen Rath er auch befolgte. Er wählte sich dazu die Tochter eines Berlinischen Kaufmanns. Kurz darauf zog er mit ihr in den Garten, wo ich ihn früher als Adam im Paradiese gesehen hatte. Von ungefähr begegnete ich ihm unter den Linden. Da lud er mich ein, ihn zu besuchen. Ich ließ mich, dem Befehle gemäß, den er dem Gärtner gegeben, der zugleich Portier war, zuerst anmelden. Nach einer langen Weile kam der Letztere zurück, und ließ mich in den Garten eintreten. Es war ein schöner, freundlicher Herbstmorgen. „Jetzt haben Sie die Güte", sagte der Gärtner, „und folgen Sie mir langsam nach, bis ich Sie bitten werde, still zu stehen." — Ich befolge seine Vorschriften und sehe in einem Gange, zu beiden Seiten, Weinlaubwände, und vor mir eine bunte Schirmwand, an der ich Halt mache. Der Gärtner zog sie von beiden Seiten zurück und in einer Entfernung von etwa funfzig bis sechzig Schritt erblickte ich zwei Liebende in einer meist offenen Laube: einen weißgekleideten Coridon mit seiner Phyllis, mit Rosa-Halstuch und Blumen in den Haaren, den Arm um die Geliebte legend; vor ihm stand ein feines Tischchen, auf welchem ein Korb mit schönem Obste und noch zwei Körbe, mit den herrlichsten Blumen der Jahreszeit gefüllt, prangten. — Nachdem ich einige Minuten den Anblick dieses Auftritts, bei der köstlichsten

Morgenbeleuchtung, genossen, erinnerte mich der Gärtner, langsam weiter vorzugehen. — Jetzt küßten sich Beide, und dann erhob der zärtliche Schäfer seine Stimme, und fragte: „Wie gefällt Ihnen dieses Bild? — ist es nicht malerisch?“ — Ich gestand ihm: diese Scene wäre herzergreifend!! — „Nun, da setzen Sie sich zu uns und genießen den köstlichen Morgen in unserer Gesellschaft bei einer Tasse — Chocolade!“

In seinen letzten Lebensjahren hatte er sich eine Equipage angeschafft und fuhr beständig mit zwei weißen Pferden. — „Warum“, fragte ich ihn, „haben Sie zu Ihrem Fuhrwerk Schimmel gewählt?“ — Er antwortete: „Apollo fuhr mit vier weißen Pferden — warum soll sein Verehrer und Sohn nicht mit zweien fahren?“

Heinrich v. Kleist.

20*

Aus dem Leben Heinrichs von Kleist.

Von Peguilhen.

Heinrich v. Kleist war von einem jüdischen Mäcen zur Tafel geladen, und auch eine, damals sowohl wegen ihrer lebendigen Darstellung als zweite Lady Hamilton berühmte und außerdem wegen ihrer Naivetät und natürlichen Offenheit bekannte Schauspielerin S. *) — Der Wirth hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als dieses seiner Ansicht nach zusammengehörige, auf einer Stufe stehende Künstlerpaar bei Tische neben einander zu setzen und sein eignes Ich gegenüber zu pflanzen, um ja kein Wort von dem vorausgesetzten künstlerischen Zwiegespräch zu verlieren, und mit den aufgeschnappten, gehörig verdrehten Brocken seine Bekannten in Erstaunen zu setzen.

*) Händel-Schütz.

Kleist war damals wohl genannt, aber nicht berühmt, wie er es denn in der That erst nach seinem Tode wurde. Das „Käthchen von Heilbronn" (mit Erlaubniß der Herren Kleiste-Corage nicht die beste seiner Arbeiten) war nur im Manuscript vorhanden und noch auf keiner Bühne dargestellt. Es hatte bis dahin nur zu dem bekannten Billet an Iffland Anlaß gegeben, das wohl das Witzigste seyn mochte, was je aus Kleist's Feder geflossen ist.

Frau S. hatte damals schon den Gipfel ihres, als mimische Künstlerin wohlverdienten Rufes erreicht, und in ihrem Innern vielleicht wähnend, durch Entgegenkommen sich zu dem weniger Bekannten herabzulassen, wohl gar ihn zu ehren und zu heben, vielleicht auch dessen künftige Lorbeern ahnend, begann sofort die Unterhaltung mit dem ihr ganz Unbekannten. Sie sprach von dem allverbreiteten Orden der Dichter und Dichterinnen aller Länder, von der nahen Verwandtschaft mit den Schauspielern, von Hyazinthen, Tulpen, Rosen und anderen Blumen-Namen der Dichter als geheime Paß- und Erkennungswörter unter sich und so weiter. Dem guten Kleist, der nicht zu dieser Verbrüderung gehörte, und weder öffentlich noch heimlich sich als Lilie — vielleicht für ihn das passendste Stichwort — bezeichnen ließ, war dies Gespräch weder verständlich noch annehmlich. Er, der nicht äußerlich, nur innerlich glühte, und, von Natur wortkarg, sich nicht besonders angezogen fühlte, war so ungalant, die Dame fast

mit Schweigen zu beschämen, und mehr auf die irdische Speise des Wirthes, als auf die geistigen Brosamen seiner Nachbarin zu achten. Eben so wenig fruchteten die poetischen Brocken, die der kunstsinnige Wirth mit echt israelitischer Zudringlichkeit von Zeit zu Zeit dazwischen warf, um ein ordentliches Gespräch, wo möglich eine der ästhetischen Controversen, wie sie damals an der Tagesordnung waren, in den Gang zu bringen, zum Beispiel: daß Musik nichts als die höchste Poesie, und die Baukunst nichts als gefrorne Musik sey. Das lebende Bild, nämlich die S. — denn gerade durch solche Darstellungen, wozu ein tadelloser Körper und verrätherische Verhüllung nicht alltäglicher Reize sie vorzugsweise befähigte, war ihr neuerer Ruf begründet — wurde zwar etwas piquirt, spann aber doch ihr Thema weiter. Sie strafte ihren Nachbar mit seinem Vornamen durch eine witzige Anspielung auf die bekannte Blume gleiches Namens als: stolzen Heinrich — und sich selbst als sensitiva pudica nach der homöopathischen Lehre von der Einwirkung ähnlicher und entgegengesetzter Stoffe, fing auch allgemach an, die Rechte und Pflichten der durch ein geheimes magisches Band auf dem ganzen Erdball verbrüderten Dichter und Dichterinnen zu entwickeln. Sie sprach die so verschwisterten Seelen als hoch über Menschensatzung und Vorurtheil erhaben an, als entbunden von conventionellen Verhältnissen und Formen, besonders nach dem Aussprechen des Losungswortes; gleich beim

ersten Zusammentreffen nicht bloß als alte Bekannte, sondern gleichsam durch ein siamesisches Zwillingsband mit einander verwachsen, oder in den magischen Ring des Mesmerismus gebannt, der ohnfehlbar in beiden gleichartige Gefühle hervorriefe.

Kleist, mit einem gesunden Appetit begabt, hörte diese schönen, noch weiter ausgesponnenen Sachen nur mit halbem Ohre, ohne die noch verblümter vorgetragene Lehre von einer so schranklosen Gemeinschaft, wie etwa bei der Harmonie-Gesellschaft in Amerika, zu begreifen. Er ließ kaum hin und wieder ein Wort fallen, arbeitete mit dem Munde bloß um zu kauen, und that schon wie die damaligen (jetzt noch ausgebildetern) Incrojables, die einen Ruhm darin setzten, das schöne Geschlecht mit Hintansetzung aller Höflichkeit nachlässig zu behandeln.

Der Mäcen genüber vergaß einen Caviar-Semmelschnitt auf seinem Teller, und fühlte eine Anwandlung von Aerger, nicht bloß über Kleist's Schweigsamkeit, sondern mehr noch über das leise Geflüster der Sensitive, wovon er selbst mit seinen gespitzten Ohren nur abgebrochene Sylben vernahm. Vergebens suchte er durch einzelne, besonders an Kleist gerichtete Querfragen der Unterhaltung eine ihm mehr zusagende Richtung zu geben. Kleist antwortet kurz mit vollem Munde und ohne merkliche Unterbrechung seiner gastronomischen Studien, und eben so wenig ist es möglich, die Sensitiva von der ihr höchst

interessanten Aussicht: einem Neuling die Dichterweihe zu geben, abzulenken. Sie tritt endlich gegen den stolzen Heinrich geradezu mit dem Ansinnen hervor, ihn noch heute als Neuaufgenommenen zu taufen, und ihm Abends in ihrer Wohnung die volle Weihe zu geben, wozu sie durch das Statut ermächtigt sey; dabei wurde sie genial vertraulich und andringlich.

Der in aller Hinsicht starr ehrenwerthe Kleist, Reinheit in Wort und That beim schönen Geschlecht fordernd und ehrend, begriff nun erst, wovon die Rede sey. Aber so wie ihm dies klar geworden, war es auch um seine gemüthliche Gaumenlust geschehen.

Nicht schneller durchzuckt der elektrische Funke den durch die Kette verbundenen Kreis, als er, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Taschentuch die in seinem Gesicht auflodernde Gluth verbergend, aufsprang, aus dem Speisesaal die Treppe hinab auf die Straße stürzte und, wie von Furien verfolgt, zu seinem in der Nähe wohnenden Freund P.*) flüchtete.

Kleist fuhr, ohne anzuklopfen, in dessen Arbeitszimmer hinein, und warf sich glühend, ganz außer sich auf ein Sopha, Anfangs unfähig, nur ein Wort hervorzubringen. P., der ihn in solcher Aufregung nie gesehen, stutzte, und fragte gutmüthig, ihm ein Glas Wasser reichend, was ihm begegnet sey?

*) Peguilhen.

Kleist goß das Wasser hastig hinunter, und nach einiger Erholung trug er das Begegniß mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Exaltation und mit Aeußerungen des innigsten Verdrusses über Verletzung weiblicher Würde ausführlich vor, und hätte vielleicht noch lange fortgesprochen, wenn ihn nicht P., sobald er unterrichtet war, durch ein lautes, nicht zu stillendes Gelächter unterbrochen hätte. Kleist sah ihm eine Zeit lang zu, fast versteinert durch das unhöfliche Benehmen des Freundes, bis dieser endlich folgende Worte an ihn richtete: „Fasse Dich, lieber Freund, und erhole Dich hier vollends. Erlaube aber auch, daß ich inzwischen zum Mäcen gehe, Deine Unhöflichkeit durch plötzliches Nasenbluten entschuldige, und das Abenteuer mit Deiner Sensitive ritterlich vollende, wo ich denn Deinen Hut mitbringen werde, damit Du beliebig nach Hause gehen kannst.“

Da brach der Sturm noch gewaltiger los. Er warf dem P., ihn mit einer Sündfluth genialer Scheltnamen überschüttend, Undelicatesse, Gemeinheit vor, kündigte ihm alle Freundschaft auf, die zwischen so ganz verschiedenen Naturen nicht ferner bestehen könne, und so weiter.

Als P. bemerkte, daß alle besänftigenden Worte in den Wind geredet waren, doch sein unmöglich zu unterdrückendes Gelächter immer von Neuem Oel in's Feuer goß, bemühte er sich, sein Gesicht in ernstere Falten zu legen, reichte Kleist einen Hut, und ersuchte ihn, nach

Hause zu gehen, um die Sache zu beschlafen; worauf **Kleist** blitzschnell, ohne ein Wort zu erwiedern, davon lief.

P. hatte zwar viel Berührungspunkte mit **Kleist**, aber hinsichtlich des schönen Geschlechts, dem man, namentlich wenn von Künstlerinnen die Rede, nicht Alles auf gewöhnliche Wage legen muß, war er sein vollständiger Gegensatz. Dies trug vielleicht bei, ihr Freundschaftsband inniger und dauernder zu knüpfen, da Erfahrung lehrt, daß bei ganz gleicher Sinnes- und Denkart die Freundschaft an Langeweile kränkelt, und ein Umgang, wo beide Theile überall derselben Meinung sind, einem Congresse zweier Stammgäste in einem Bierhause ähnlich wird, wo jene stundenlang neben einander sitzen, ohne daß ein Laut, als etwa das Klingen der Gläser, oder eine andere Bewegung als der abwechselnd aufwirbelnde Tabaksdampf wahrgenommen wird. P. war nicht ohne Talent, eine kräftigere Natur als **Kleist**; aber dem Weibe gegenüber schwächer als ein Kind, unfähig einem lockenden Genusse zu widerstehen, und diesen, ohne Ahnung von Unsittlichkeit, nach Kräften verfolgend. In der Ueberzeugung, daß er nun einmal so erschaffen sey, hatte er auch dieser Denkweise gar kein Hehl.

Bei dem Mäcen entstand zwar eine allgemeine höchst unwillkommene Störung, indessen wurde **Kleist's** Flucht wirklich auf Nasenbluten oder einen andern plötzlichen Krankheitsanfall geschoben. Nur die Sensitive glaubte

das Richtige zu treffen, indem sie den raschen Aufbruch zwar auf Rechnung des strengsten und heiligsten Feuers schrieb, das sie entzündet zu haben glaubte, aber zugleich überzeugt war, Kleist habe nur die Absicht, mit ihr eine Weihe-Zusammenkunft vorzubereiten, in welcher Meinung sie unter einem Vorwande ebenfalls den Speisesaal verließ, um ihn in seinem Versteck aufzusuchen. Als sie die Gewißheit erhielt, daß er wirklich ohne Kopfbedeckung das Haus verlassen habe, besuchte sie ihn am folgenden Tage in seiner Wohnung, wozu zarte Besorgniß für seine Gesundheit einen schicklichen Vorwand bot, und gab ihren Plan erst auf, da er sich als unwohl verleugnen ließ.

P. fand es nicht unter seiner Würde, am andern Tage den Freund in seiner Wohnung aufzusuchen. Da dessen Lebensgeister durch die Stille der Nacht beruhigt waren, so fand ein gutes Wort eine gute Statt, und bald wurde unter gemeinschaftlichem Gelächter und Witzworten der Freundschaftsbund von Neuem geschlossen.

Wenige Monate darauf lag Kleist in einer waldumkränzten Grube entseelt neben seiner Himmelsbraut, mit welcher auf Erden die innigste Vereinigung unmöglich war! Die Innigkeit dieses Verhältnisses erfuhr P. nun erst und erklärte sich dann Kleist's Ueberspannung. Hätte P. früher darum gewußt und seinen Freund an einen edlern Tod für König und Vaterland gemahnt, so wäre gewiß Kleist einem muthigeren Entschlusse gefolgt.

Knebel.

Karl Ludwig von Knebel.

Bericht eines ihm Verwandten.

Es war am 23. Februar 1834 Vormittags zehn Uhr, als dieser edle erhabene Geist sich seiner irdischen Hülle entkleidete und zu den höheren Regionen der Lichtwelt empor schwang. — Mit diesem trefflichen Sänger zarter Naturpoesieen verstummte die letzte Harfe in den Sängerhallen von Weimars goldener Vorzeit, in ihm schwand das letzte der weithin leuchtenden Gestirne schöner Zeiten. Neunzig Jahre wandelte er auf Erden in einem Zeitraum von drei Menschen-Altern, der vielleicht an Thatsachen für jeglichen Zweig menschlicher Kultur der reichhaltigste genannt werden darf. Wie viele große und wichtige Ereignisse sind an ihm vorübergegangen — und welche reiche

Erfahrungen konnte dieser feine Beobachter der Zeit sammeln, den die Natur in geistiger Beziehung so hoch gestellt und das Schicksal in so einflußreiche Verbindungen geführt hatte! — Wir dürfen daher wohl mit Zuversicht darauf rechnen, daß selbst die wenigen Bruchstücke, welche wir jetzt hier niederlegen, den Lesern nicht unwillkommen seyn werden, da zur Beurtheilung jener großen Epoche auch die kleinsten Momente von Bedeutung seyn können.

Die Familie von Knebel stammt zunächst aus Holland, von wo aus sie sich, wegen Religions-Verfolgungen, nach Deutschland verbreitete. Es zeigt sich schon in den ersten Mitgliedern derselben ein hoher, kräftiger Sinn für das Wahre und Gute, den die Zeit auch in den spätesten Enkeln nicht vertilgen konnte. So ließ sich zum Beispiel einer dieser Familie, Hans Knebel, im Jahre 1522 zu Antwerpen lieber verbrennen, ehe er seinen Glauben aufgab, und alle Versprechungen und Drohungen des Hofes, alles Bitten und Flehen einer zarten und liebenswürdigen Hofdame vermochten ihn auf keine Weise, dem Wahren und Bessern zu entsagen. Auch der Vater unseres Knebel, der als Minister zu Ansbach fungirte, bewahrte diesen Sinn der Rechtlichkeit seiner Vorfahren; denn als er durch den damaligen Oesterreichschen Gesandten versucht wurde, zum Nachtheile Preußens eine Urkunde zu unterzeichnen und zu dem Ende ihm eine bedeutende Summe

Geldes dargeboten wurde, wies er den Antrag kalt zurück und wachte desto strenger über das Interesse Preußens, wie die Zukunft auch nachmals gelehrt hat; ja er war so uneigennützig dabei, daß er selbst später, als Ansbach und Bayreuth an Preußen gekommen war, keine Anzeige von dieser Bestechung machte, um sich etwa einer Belohnung zu versichern, sondern er fand seinen schönsten Lohn im Bewußtseyn treuer Pflicht-Erfüllung.

Ganz im Sinne seiner Vorfahren lebte auch der Verblichene in allen Beziehungen seines Lebens. — Er ist zu Wallerstein in Franken am 30. November 1744 geboren. Bis zu seinem neunzehnten Jahre lebte er in seiner Eltern Hause und genoß einer strengen Erziehung. Den ersten Unterricht erhielt er zum Theil durch einen Hofmeister, zum Theil von seinem Vater selbst und von seinen ältern Geschwistern. Später bekam er zwei der vortrefflichsten Lehrer, den Dichter Uz, damals Justiz-Secretair, und den General-Superintendenten Junkheim. Diese beiden ausgezeichneten Männer suchten ihn wechselweise zu bilden und zu erziehen, und er war schon im vierzehnten Jahre im Stande, zu seines Vaters Geburtstage eine fehlerfreie lateinische Ode zu dichten. Die Methode, welche man bei seinem ersten Unterricht befolgte, möchte schwerlich bei Jedem so gute Früchte tragen. Er mußte nämlich, unter Anderem, jeden Tag eine Ode, Epistel oder Satire aus Horaz oder einen Abschnitt aus

Virgil und Ovid auswendig lernen, noch ehe es sein Lehrer mit ihm vorher durchgegangen oder übersetzt hatte, und er erzählte oft, daß ihm dies manchen Schweißtropfen gekostet, und daß Virgil, Horaz und Ovid gar manche Nacht unter seinem Kopfkissen geruht hätten, um sich mit Tages-Anbruch mit ihnen beschäftigen zu können. Wenn er auch später diese Methode mißbilligte, so freute er sich doch sehr, Alles glücklich überstanden zu haben; denn er wußte an sechzehnhundert Verse auswendig und bei vielen Gelegenheiten, und in den verschiedenen Lagen seines Lebens, fand er Trost und Beruhigung in der Philosophie und in den Sprüchen der Alten.

Junkheim verdankte er einen guten Religions-Unterricht und er war in seiner Jugend durch diesen trefflichen Religionslehrer so sehr begeistert, daß er sich schon fest entschlossen hatte, Theologie zu studiren. Da dies jedoch nicht in dem Willen seines Vaters lag, der ihn vielmehr zu einem Juristen bestimmt hatte, so fügte er sich, und bezog in seinem neunzehnten Jahre die Universität Halle, um die Rechte zu studiren. Allein weder die juristischen noch die philosophischen Vorlesungen sagten ihm zu und er hielt es daher schon nach einem halben Jahre für zweckmäßig, die Universität zu verlassen, um eine andere Laufbahn einzuschlagen. Sein Bruder war damals bei Friedrich dem Großen Leib-Page; zu diesem reiste er, und es gelang ihm, durch dessen Vermittlung,

in wenig Monaten als Offizier bei dem Regiment des Prinzen von Preußen angestellt zu werden. So hatte er nun Minerva's Hallen verlassen, um in den Wachtstuben Mavors sein Glück zu suchen, allein auch hier fand er nicht was er suchte. Wenn andere Offiziere sich von geheimen Liebes- und andern Abenteuern unterhielten, so sehnte er sich nach seinen Jugendfreunden Horaz und Virgil, und jeglicher Versuch, seine Kriegsgenossen für das Wahre und Schöne zu begeistern, war vergebens. Nur ein Versuch ist ihm gelungen, den er immer als den schönsten Sieg seiner Kriegsdienste anzuführen pflegte. Es war nämlich damals ein Offizier im Regiment, den er für den geistreichsten unter ihnen hielt, der sich aber leider erlaubte, über die heiligste Sache der Menschheit, über die Religion, zu spotten, was sein Herz immer tief verwundete. Er ergriff daher die Gelegenheit und redete ihm so nachdrücklich zu Herzen, daß dieser Offizier mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat, und ihm auf Handschlag und Ehrenwort angelobte, es nie wieder zu thun; so lange ihn Knebel kannte, hat er auch Wort gehalten, und sich immer freundlich und dankbar gegen ihn erwiesen. — Nachdem er zehn Jahre lang einen mechanischen und strengen Dienst in Friedenszeiten ertragen hatte, der ihm nur durch die freundschaftlichen Verbindungen mit mehreren damals zu Berlin lebenden ausgezeichneten Männern: Ramler, Gleim, Jacobi, Moses

Mendelssohn und Nicolai, erleichtert wurde, sehnte er sich nach andern Verhältnissen.

Die Bekanntschaft mit diesen Männern hatte bald in ihm den Wunsch nach einem ungestörten ruhigen und unabhängigen Leben rege gemacht, um sich ganz den Wissenschaften hingeben zu können. Er beschloß nach der Schweiz zu reisen, sich dort ein Plätzchen auszusuchen, wo er seinen Wohnsitz aufschlagen könne. Er bat daher um seinen Abschied, der ihm nur mit vieler Mühe, erst durch Vermittlung des Prinzen selbst gewährt wurde. Der Prinz, welcher ihn sehr liebte und ihn daher auch oft zur Tafel zog, übersendete ihm noch vor seiner Abreise ein eigenhändiges sehr huldvolles Schreiben, dem zu Folge er jeder Zeit wieder in Preußische Dienste treten konnte, wenn es ihm anderwärts nicht gefallen sollte.

Knebel beschloß über Weimar zu reisen, um Wieland, dessen Dichtergrazie ihn vorzüglich anlockte, persönlich kennen zu lernen. Dieser, und die unsterbliche Herzogin Amalie, nahmen ihn äußerst freundlich auf und er verlebte vierzehn genußreiche Tage an diesem Hofe. Als er sich eben zur Abreise anschickte, wurde ihm durch den Minister von Fritsch die Stelle eines Hofmeisters bei dem zweiten Prinzen, Constantin, angetragen, allein er lehnte diesen und einen zweiten deshalb an ihn ergangenen Antrag ab, indem er seine Untauglichkeit zum Hofleben vorschützte, und reiste weiter. Kaum im elterlichen Hause

angelangt, fand er einen Brief, in welchem die Herzogin ihm vorschlug, wenigstens zum Versuch nach Weimar zu kommen. Auf Anrathen seiner Schwester, die ihm in allen Fällen als Orakel galt, nahm er diesen Vorschlag an und ging nach Weimar. Alle Bedingungen, welche er stellte, wohin unter Anderem gehörte, daß er weder im fürstlichen Schlosse wohnen, noch immer bei Hofe erscheinen müsse, wurden gewährt. Er war aber noch nicht lange in Weimar, als er schon Verfolgungen erfuhr. Graf G...., ein feiner Hofmann, hatte sehr bald eine Partei gegen ihn gebildet, die nichts Anderes bezweckte, als ihn zu verdrängen. Als Knebel die Absicht des Grafen erfuhr, schrieb er sogleich an die Herzogin und bat um seinen Abschied, indem er die Gesinnungen des Grafen offen und unumwunden darlegte. Der Graf G.... kam am andern Morgen selbst zu ihm und bat dringend, daß er bleiben möge, da seine Behauptungen, welche er gegen die Herzogin ausgesprochen, bloße Muthmaßungen und Mißverständnisse seyen. Knebel ließ sich wirklich bereden und blieb. Im Jahre 1774 trat er mit den beiden Prinzen, Graf G.... und einigen andern Personen die Reise nach Paris an. In Frankfurt suchte er Goethe auf, dessen persönliche Bekanntschaft er lange gewünscht hatte, und ward dadurch die Veranlassung, daß Goethe mit dem nachmaligen Großherzog von Weimar bekannt wurde. Merkwürdig ist, daß ihm Goethe schon

damals eine der letzten Scenen des „Faust" vorlas (1774) und die ersten Scenen gar noch nicht vorhanden waren. Auch wegen dieser Anknüpfung war Graf G.... nicht wenig auf Knebel erbittert. Man setzte nun die Reise über Straßburg nach Paris fort. In Paris hatte Knebel das Glück, bald der Freund und Liebling der dortigen Gelehrten zu werden und wurde ohne Graf G.... in ihre Zirkel eingeladen, ein Umstand, der den Neid des Grafen noch mehr reizte. Als aber Knebel auf der Rückreise in Karlsruhe, wo er Klopstock's nähere Bekanntschaft machte, die Gunst des Markgrafen in hohem Grade gewann, kam endlich die stille Wuth des Grafen zum Ausbruch, auf eine Weise, die wir hier um so mehr übergehen, da theils zu delikate Verhältnisse obwalten, es uns aber auch theils zu weit abführen würde. Genug Knebel reiste früher ab als die Uebrigen. In Bamberg traf man sich erst wieder und in Hildburghausen kam Graf G.... auf Knebel's Zimmer, als dieser eben im Begriff war, einen Brief an ihn zu schreiben. Knebel gab ihm den noch unvollendeten Brief, indem er sich über sein Betragen hart beschwerte. Graf G.... mußte jetzt der Nothwendigkeit nachgeben, und bat Knebel, daß man gegenseitig von Allem, was während der Reise vorgefallen sey, schweigen wolle, um die Herzogin, welche man in Ilmenau treffen würde, nicht mit Unannehmlichkeiten zu behelligen; Knebel versprach es und man gab sich hier-

auf das Wort. Kaum war man einige Tage in Weimar angelangt, so gab die Herzogin Knebel zu erkennen, daß Graf G.... weder mit ihm noch mit dem Prinzen zufrieden sey und machte Knebel bittere Vorwürfe deshalb. Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo Knebel den Grafen entlarven mußte; er theilte ihr Alles auf's Genaueste mit, was während der Reise vorgefallen war und bemerkte, daß er gern geschwiegen, wenn der Graf nicht selbst das Wort gebrochen hätte. Graf G.... bekam unmittelbar darauf seinen Abschied und Knebel behielt die ungeschwächte Gunst der Herzogin bis zu ihrem Tode. Knebel, der sich am liebsten einer philosophischen Einsamkeit hingab, wählte sich, mit seinem fürstlichen Zöglinge, das einfache, drei Viertelstunden von Weimar gelegene Dörfchen Tiefurth, und gestaltete es durch Anlegung eines geschmackvollen Parks und anderer sinnigen Einrichtungen zu einem der schönsten Punkte jener Gegend, der bald nachher der Lieblingsort der fürstlichen Familie und ihrer Umgebung wurde. Dies kleine und bescheidene Dörfchen barg oft in einem kleinen Raume Wieland, Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul und Knebel; ein Vorzug, um welchen selbst Rom und Athen dieses Dörfchen beneiden dürften. Das innigste Verhältniß fand wohl statt zwischen ihm und Herder, denn jede Freude und jedes Leid ward zwischen ihnen getheilt, kein literarisches Unternehmen fand ohne vorangegangene gegenseitige

Mittheilung statt, und es wurde in der Herder'schen Familie kein häusliches Fest begangen, bei welchem nicht Knebel als Mitgenosse zugezogen wurde. Der Briefwechsel zwischen ihm und Herder beweist, wie nahe sich die Herzen dieser beiden Freunde standen.

Herder's steten Anregungen und Aufmunterungen haben wir es auch zu danken, daß uns Knebel den Properz und Lukrez in deutscher Zunge wiedergab, und die meisten seiner herrlichen Gedichte sind in Folge jener Aufmunterungen entstanden. Nach dem Tode seines fürstlichen Zöglings erhielt er eine lebenslängliche Pension, mit dem Charakter eines Majors, und lebte abwechselnd bald in Weimar bald in Jena.

Er verheirathete sich erst im höheren Alter, mit einem Fräulein von Rudorff aus Landsberg in Pommern, welche, Schülerin des Königlich Preußischen Concertmeisters Benda, als eine der vortrefflichsten Sängerinnen jener Zeit nach Weimar berufen wurde. Dort war sie wegen dieses glänzenden Talents nicht allein der Gegenstand der Bewunderung des trefflichen Kreises seltener Geister, sondern auch ganz besonders der Liebling der Herzogin Amalie. Aus dieser Ehe sind ihm zwei Söhne, Karl und Bernhard, geboren worden. Möchte auch in diesen der würdige Geist ihres trefflichen Vaters, dieses schönen Musters und Vorbildes großer Tugenden, fortleben! —

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zog er nach dem ihm früher liebgewordenen, romantisch gelegenen Bergstädtchen Ilmenau, wo ihn Goethe, Herder, Jean Paul und andere seiner Freunde abwechselnd besuchten und oft mehrere Wochen bei ihm verlebten. Dort sind die meisten und besten Erzeugnisse seiner Muse entstanden, dort sang er in den Bergwäldern, im vertrauten Umgange mit der Natur, seine schönsten Hymnen und Elegien. Er hat uns zwar nur wenig hinterlassen, aber das Wenige sichert seinen Namen in den Annalen unserer Literatur, denn es trägt das Gepräge echt-klassischer Gediegenheit an sich. Er pflegte oft selbst zu sagen: „man geht nicht mit vielem Gepäcke nach der Ewigkeit", und warnte immer vor Vielschreiberei. Strenge gegen sich und Achtung für das Publikum konnten ihn nie mit dem Grundsatze so mancher Schriftsteller: mundus vult decipi, befreunden. Daß seine Poesieen, wie überhaupt seine literarischen Erzeugnisse, weniger bekannt sind als sie es verdienen, ist wohl mehr der Anonymität zuzuschreiben: denn seine im stillen frohe Muse war nie lohn- und gefallsüchtig. Im Jahr 1805 zog er nach Jena, theils wegen der Erziehung seines ältesten Sohnes, theils wegen näheren Umganges mit mehreren ihm liebgewordenen Freunden, wohin namentlich Griesbach, Loder, Thibaut, Batsch, Büttner und viele Andere gehörten. Hier arbeitete er fleißig an seinem Lukrez. Schon vor dem Jahre 1790 hat er

diese Arbeit begonnen. Er suchte sich zunächst alle nöthigen Quellen und bessern Ausgaben des Lukrez zu verschaffen, und nach genauerem Studium derselben ging er an die Uebersetzung selbst; zunächst rein wörtlich: diese feilte er dann zu besserer Prosa um, und begann erst bei der dritten Umarbeitung die Verse, welche er dann noch drei Mal umarbeitete, ehe die erste Ausgabe zu Leipzig bei Göschen (1821) erschien.*) Er las die Verse mehrmals und ließ sie sich vorlesen, sang sie sich sogar vor, und stand oft des Nachts auf und zündete sein Licht an, wenn er einen bessern als den bisher gewählten Ausdruck gefunden, oder wenn er durch eine kleine Wortversetzung seinen Versen mehr Wohlklang verschaffen konnte. Von seinem unsäglichen Fleiße zeugen die sieben Abschriften seiner Uebersetzung und die große Anzahl von Bemerkungen, die er zum Behuf eines Commentars niederschrieb und die sich in seinem Nachlaß vorfinden. Mit Recht ist daher von Kennern seine Uebersetzung ein Nationalwerk der Deutschen genannt worden.

Seine offene Gutmüthigkeit und sein reiner Sinn für alles Gute und Schöne erwarben ihm nicht nur viele würdige Freunde, sondern ließen auch in der Regel das

*) Eine zweite Ausgabe, nebst einer Lebensbeschreibung des Epikur, ist im Jahre 1832 bei Göschen in Leipzig unter seinem Namen erschienen; die erste erschien nämlich, wie alle seine Schriften, anonym.

angeknüpfte freundschaftliche Verhältniß als ein ungeschwächtes und ungetrübtes fortbestehen. Ueberhaupt gehörten Treue und Aufrichtigkeit, die wahren Stützen der Freundschaft, zu seinen glänzendsten Eigenschaften; Heuchelei, Falschheit und Neid haben nie sein Herz bewont.

Er hörte nie gern über Jemand Böses reden, suchte in der Regel den Abwesenden zu vertheidigen und legte jeder zur Beurtheilung gezogenen Handlung die reinsten Motive unter. Sein schönster Genuß war das Geben und Andern Freude zu machen und er wußte jede Gabe, auch die kleinste, auf eine dem Individuum des Beschenkten entsprechende, angenehme Weise zu veranstalten. Er war immer darauf bedacht, Diejenigen, welche um ihn waren, zu erfreuen, konnte nichts allein genießen und theilte jede Kleinigkeit mit den Seinen.

Gegen Arme und Unglückliche war er höchst freigebig und theilnehmend, und dies Gefühl des Mitleids erstreckte sich bei ihm sogar bis auf das Pflanzenreich; jedem Thiere, jedem kleinen Käfer, den er leiden sah, suchte er zu helfen und ihn zu schützen, jede trockne Pflanze seines Gartens begoß und pflegte er sorgfältig. Er grüßte Jedermann freundlich und unterhielt sich gern auf der Straße mit Gewerbtreibenden, Landleuten und Kindern, ließ sich von ihren Beschäftigungen erzählen, lobte oder tadelte sie, gab ihnen gute Regeln und munterte sie auf zu Fleiß und guten Werken. Wenn er Jemand

unglücklich oder krank wußte, ohne helfen zu können, so raubte ihm dies oft mehrere Nächte hindurch den Schlaf. Jedes Ereigniß in den Familien seiner Freunde berührte ihn auf das Innigste und er zeigte in allen Lagen des Lebens die aufrichtigste Theilnahme.

In religiöser Beziehung mag er vielleicht anders beurtheilt worden seyn, als er es verdiente. Er wohnte zwar besonders in der letzten Zeit, wegen seines hohen Alters, dem öffentlichen Gottesdienste nicht mehr bei, empfahl aber den Besuch desselben sehr den Seinen, ließ sich gern von ihnen den Haupt-Inhalt der Predigten mittheilen, und erwies den Lehrern des Christenthums besondere Ehre und Achtung. Nur war seine Religion nie an Formeln und Confessionen gebunden und er beurtheilte Jeden bloß nach seinen Werken, nie nach seinem Glauben. Die Schriften unserer Theologen gewährten ihm immer ein großes Interesse, und wenn er auch die des Paulus, Schleiermacher, Wegscheider, Röhr, Bretschneider, Schuderoff und Anderer vorzugsweise gern las, so ließ er doch die Schriften ihrer Gegner nicht unbeachtet, sondern prüfte Alles. Er nahm überhaupt an jeder interessanten und wichtigen Erscheinung in der Literatur, Kunst und Politik, bis zu den letzten Tagen seines Lebens, den wärmsten Theil. Seit einer großen Reihe von Jahren hatte er sich Excerpten-Bücher angelegt, in welchen er das Wichtigste niederschrieb, oft mit eigenen Bemerkungen, oft mit Pa-

rallel-Stellen aus den ihm jeder Zeit gegenwärtigen Alten begleitet. Aus dieser reichhaltigen Sammlung dürfte, wenn sie in gute Hände fiele, manches Ersprießliche geschöpft werden. Besonders findet sich in denselben viel über die Bestimmung des Menschen, ein Thema, daß ihn seit seiner Jugend beschäftigt hat, über welches er auch ein eigenes Werk zu schreiben gedachte.

Seine Lebensart war sehr geregelt und es dürfte wohl einige Entschuldigung finden, wenn wir uns hierüber etwas umständlicher auslassen, da man ja aus der Lebensweise eines bis zum neunzigsten Lebensjahre kräftigen und thätigen Mannes sich vielleicht manche Regel adoptiren darf. Seine Haupt-Elemente waren reine Luft und frisches Wasser. Jeden Morgen und jeden Abend wusch er seinen ganzen Körper mit frischem Wasser, wechselte oft zwei Mal des Tages die Wäsche und ließ seine Kleider, ehe er sie anzog, immer erst der frischen Luft ausgesetzt. Er trank jeden Morgen zwei Tassen schwarzen Kaffee mit viel Zucker und eben so nach Tische. Mittags aß er viel und gut, im Weintrinken war er sehr mäßig und er hat nur ein einziges Mal zu viel getrunken, nämlich zu Potsdam, bei der Geburt des jetzt regierenden Königs von Preußen*), was er auch nie vergessen konnte. Abends aß er sehr wenig, in der Regel etwas Suppe. Im Tabakrauchen

*) Friedrich Wilhelm III.

war er sehr mäßig und trank frisches Wasser dabei. Er blieb jede Nacht bis zwei Uhr auf und las ohne Brille bis in sein neunzigstes Jahr die klarste Schrift. Er schlief sehr ungern in Federbetten, träumte immer sehr angenehm: denn seine Träume spielten in der Regel auf dem Lande, in schönen Thälern, Gärten und Wiesen. Selbst die Art und Weise, wie er bei seiner Arbeit zu sitzen pflegte, können wir nicht unberührt lassen. Er saß nämlich nie vor dem Tische, das heißt Gesicht und Brust demselben zugekehrt, sondern immer von der Seite, so daß der rechte Arm an oder auf dem Tische lag; auf diese Weise war immer Brust und Unterleib frei. Die Lichter stellte er, da er viel des Nachts arbeitete, hinter die rechte Achsel, auf diese Weise konnte das Licht bequem auf's Buch fallen und seine Augen wurden weniger angegriffen, weil die Lichtstrahlen nicht so scharf in die Augen strömten. Sein Körperbau war äußerst kräftig und stark. Er hatte sich durch öfteres Lüften seines Zimmers gewöhnt, den stärksten Zug zu ertragen. Unterkleider, besonders wollene, waren seinem Körper fremd. Ein Halstuch trug er nur, wenn er ausging oder größere Gesellschaft bei sich sah, sonst war Brust und Hals immer frei und unbedeckt. Seine Kopfbedeckung war ein breites Sammet-Barett und statt des Rockes trug er einen weiten leichten Mantel. Er war groß und sein ganzes Ansehen, mit kraftvollem Gesicht, hoher Stirn, kahlem Scheitel und Silberhaar, flößten un-

willkürlich Ehrfurcht ein. Wir besitzen von ihm nur wenig wohlgelungene Abbildungen. Psychologisch merkwürdig ist noch, daß sein Gedächtniß, seine Phantasie und Urtheilskraft in den Stunden des Nachts von zehn bis zwei Uhr ungleich stärker waren als zu andern Zeiten; was nicht allein die, welche in jenen Stunden oft bei ihm waren, deutlich bemerkt haben, sondern er fühlte und sagte es mehrmals selbst. Auch verstand er in der letzten Zeit die Wörter, welche sich mit S oder Z anfingen, nicht nur nicht gut, sondern er konnte sich auch in der Regel auf solche Wörter nicht so leicht besinnen, daher er sich manchmal nur mit vieler Mühe auf den Namen der mit ihm sehr vertrauten Familie von Ziegesar besinnen konnte.

Der Großherzog von Weimar und dessen allgemein verehrte Gemahlin haben diesem würdigen Greise viel Huld und Gnade erwiesen, und Ersterer, der die alten Freunde seiner Vorfahren sehr zu schätzen weiß, und überhaupt gegen das Alter sehr zart fühlt, denkt und handelt, hat ihn immer fleißig mit seinem Besuche beehrt. Von den vielen Freunden, welche ihn besonders in den letzten Jahren öfters besuchten und in deren Umgang er sich sehr gefiel, wollen wir nur die vorzüglichsten anführen, unter welchen der Oberst und Landrath Freiherr von Lynker wohl die erste Stelle einnehmen dürfte. Dieser war ein biederer und treuer Freund desselben, der theils durch seinen trefflichen Humor und seinen Weltverstand, theils aber, und

vorzüglich, durch mehrere edle und wahrhaft freundschaftliche Handlungen sich das Verdienst erworben hat, zur Erheiterung seiner letzten Lebensjahre nicht wenig beigetragen zu haben. Ferner, besonders in literarischer Beziehung, der Geheime Rath und Kanzler von Müller zu Weimar, der auch Goethe's genauester Freund und Vertrauter war, und dessen Bruder, der Hauptmann von Müller in Jena, Knebel's Nachbar und täglich willkommener Gast. Dieser sprach seine Theilnahme bei dem Tode Knebel's auf eine schlichte aber tiefgefühlte Weise in einem Gedicht aus, womit er, nebst einem Lorbeerkranze, den Sarg des Verstorbenen schmückte. Wir werden dies Gedicht am Ende dieses Fragments mittheilen. Der Curator der Universität, Präsident von Ziegesar, die Professoren Luden, Döbereiner, Zenker, Stark, Succow, von Schröter, Göttling, Bachmann, Schwarz, Fries, Schulz und Scheidler gehörten zu seinen liebsten Freunden; sie besuchten ihn öfters, und gewährten ihm durch ihre verschiedenen Unterhaltungen manche angenehme Stunde seines Alters, was er immer sehr zu schätzen und dankbar anzuerkennen wußte. Unter den Frauen, welche als Schriftstellerinnen bekannt sind, gehören noch hierher: Frau von Wolzogen, Lina Reinhardt in Jena, und Frau von Ahlefeld und Frau von Voigt in Weimar.

Sein Begräbniß, welches am 25. Februar Abends sieben Uhr statt fand, wurde sowohl von Seiten der Aka-

demie als der Bürgerschaft auf eine des Verewigten würdige und jene ehrende Weise begangen. Der Abend war sanft und mild, klar und hell wie der Geist des Hingeschiedenen. Die Studirenden, welche sich sowohl während seiner Krankheit, als bei der ganzen Feier, auf eine Weise benommen haben, welche nicht genug gerühmt werden kann, begleiteten ihn, der ihnen im Leben die Fackel des Geistes vorangetragen, mit mehreren hundert Fackeln zur Gruft, und in dem Augenblick, wo der Sarg eingesenkt wurde, stieg seine Gedankenfreundin über die Berge und winkte ihm den letzten Gruß zu.

Nachruf an Knebel.

Ausgelitten, ausgerungen
Hast Du, der Du einst gesungen
Lieder klangvoll und erhaben,
Anmuthreiche Geistesgaben.
So begünstigt von den Musen,
Menschenfreundlichkeit im Busen,
Hat uns Dein befreundet Bild
Mit Verehrung stets erfüllt.
Ehrfurcht Deinen Silberhaaren,
War uns süße Pflicht seit Jahren;
Sie, die letzten treuen Zeichen
Jener Zeiten ohne Gleichen,
Wo an Weimars Firmament
Ihre Namen Jeder kennt.

Wird Dein Saitenspiel nun schweigen,
Wirst Du selbst Dich nie mehr zeigen,
Darf es nimmermehr mir glücken,
Deine liebe Hand zu drücken —
Wird Dein Bild doch immer leben,
Immerdar uns hold umschweben,
Denn voll Kraft und Geistesstärke
Strahlen ewig Deine Werke,
Und Dein Grab im Nachruhms-Glanz
Schmücke dieser Lorbeerkranz.

Lessing.

Ueber eine Predigt von Lessing.

Mitgetheilt von F. V. Schloßer.

In Lessing's Briefwechsel mit Ebert ist in einem Briefe des Ersteren vom 28. Dezember 1769 folgende Stelle zu lesen: „Alberti befindet sich wohl, und was mich an ihm eben so sehr freut als seine Gesundheit, ist, daß seine Versöhnung mit Goezen ein falsches Gerücht gewesen. Yorik wird daher wohl predigen und seinen Sermon mit nächsten einsenden." — Dies wird schwerlich Jemand verstehen. Wie kommt Yorik zu Alberti und Goezen? Ebert hatte bei Herausgabe der Briefe diese unverständliche Stelle nicht erklärt, obwohl ihm dies ein Leichtes gewesen wäre. Unterdeß zerbrach man sich den Kopf darüber, bis endlich Nicolai sich ver-

anlaßt fand, das Räthsel in einem Aufsatz zu lösen, der zugleich eine Charakteristik Lessing's in der Auffassung seines Zeitgenossen enthält. Zuerst äußert er seine Verwunderung, daß in dem erschienenen Bändchen von Lessing's theologischen Schriften sich der merkwürdigste Aufsatz, nämlich jene Predigt, deren er in seinem Briefe erwähnt, nicht vorfindet, ein Mangel, der ihn zu der Vermuthung veranlaßt, daß das Manuscript der Predigt verloren gegangen seyn müsse. Er führt darauf an, daß es eine Predigt über zwei Texte, und deren Veranlassung die folgende gewesen.

Lessing war im Jahre 1769 in Hamburg. Er hatte daselbst einen ziemlich genauen Umgang mit dem durch gute und böse Gerüchte bekannten Pastor Goeze. Dieser Umgang nahm alle seine Hamburger Freunde Wunder und einige äußerten sich darüber. Lessing kehrte sich freilich nicht daran, so wie er in allen Dingen gern seinen eigenen Weg ging. Goeze war ein gelehrter Mann und besonders ein guter Bücherkenner. Lessing schätzte Alles, was zur Gelehrsamkeit gehört, ungemein, und besaß bekanntlich selbst eine sehr ausgebreitete Bücher-Kenntniß. Ursachen genug, daß Lessing an Goezens Umgange Gefallen fand, und des Letzteren theologische Orthodoxie konnte auch gewiß dieses Gefallen nicht vermindern. Unter denjenigen von Lessing's Freunden in Hamburg, die vorzüglich seinen beständigen Umgang mit Goezen

nicht begreifen konnten, war der Pastor Alberti. Er war ziemlich vertraut mit Lessing; Beide schätzten einander hoch und liebten sich, ob sie gleich in vielen Dingen nicht mit einander übereinstimmten. Ueber theologische Materien hatten sie oft freundschaftlichen Streit, denn Lessing wollte gewöhnlich die Neuerungen, welche Alberti für unumgänglich nothwendig hielt, nicht für nothwendig anerkennen. Hierzu kam noch, daß Alberti, obgleich der rechtschaffenste und redlichste Mann, dennoch in Gesellschaft bei Behauptung seiner Meinungen etwas heftig und peremptorisch war. Lessing hingegen konnte das Allzudecisive nicht wohl leiden und pflegte in gesellschaftlichen gelehrten Unterredungen oft die Partie zu nehmen, welche die schwächere *) war oder die, wovon Jemand positiv das Gegentheil behaupten wollte; zuweilen auch, umgekehrt, gerade die, wovon Jemand heftig eingenommen war, der aber die Sache aus einem ihm eignen Gesichtspunkte zu betrachten schien. Dies that er, um Jenem Muth zu geben, ihm seine Gedanken ganz im Zusammenhange zu

---

*) Viele von Lessing's Freunden werden sich noch erinnern, daß er während des siebenjährigen Krieges, so lange er sich in Leipzig aufhielt, beständig in Gesellschaften die Preußische Partie nahm, und in Berlin die sächsische. Er ward deshalb an beiden Orten von den eifrigsten Patrioten, die bekanntlich ein wenig bissig waren, herzlich gehaßt.

zu sagen. Auch nachdem die Leute waren, die er vor sich hatte, war er in Gesellschaften wohl Liebhaber einer Sache, was die Engländer **Fun** nennen, und wofür unsere deutschen solennen Landsleute keinen Sinn haben, und vielleicht auch selten recht Sinn für die Sache, welche doch zuweilen, um sich mit so manchen schalen Menschengesichtern durch so manche langweilige Gesellschaft zu steuern, einem hellen Kopfe nicht ganz entbehrlich scheinen mag. Besser doch immer **Fun** zu treiben, als über die Dummköpfe ungeduldig zu werden!

Lessing war dogmatisch in seinen Prinzipien, aber skeptisch in seinen Untersuchungen, Eigenschaften, die er auf die edelste Weise anwendete, und die ihn oft zu den herrlichsten Ideen leiteten, wenn er sich bloß zu verirren schien. Er ist deswegen nicht selten von Leuten, die ihn nicht kannten, sehr mißverstanden worden, wenn sie das, was er irgend einmal, sogar mit vieler Lebhaftigkeit und scharfsinnigen Gründen behauptete, für das Resultat seiner Prinzipien ansahen. Wer Lessing nicht genau kannte, konnte sich sehr in ihm irren, wenn er ihn disceptiren hörte.

Während Lessing's Aufenthalt in Hamburg entstand daselbst ein großer theologischer Zwist. Seit langen Zeiten war in den Hamburgischen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgelesen worden, worin unter andern auch die Worte aus Psalm LXXIX, 6: „Schütte deinen

Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen", standen. Im Jahr 1769 hielten Alberti und ein anderer Prediger, Liebrecht, es wider ihr Gewissen, diese Worte ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen sie aus dem Bußgebete aus. Goeze, streitsüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu schlagen und seine Collegen auf das Bitterste zu verunglimpfen. Alberti gerieth auch in Eifer: der Pöbel nahm Partei für Goezen und wollte Gottes Grimm über alle ausgeschüttet wissen, die nicht wie Goeze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich so arg, daß der Senat Herrn Goeze bei Strafe der Suspension befahl, die Sache ruhen zu lassen.

Lessing billigte gewiß Goezens hämische Verunglimpfungen nicht, und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes erbeten werden sollte. Aber er ward nun von seinen Freunden geneckt, daß er seinen vertrauten Goeze, so wie er sonst zuweilen gethan hatte, vertheidigen möchte. Seine erwähnte Neigung, in gesellschaftlichen Streitigkeiten sich auf die schwächste Seite zu schlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider sich, besonders aber erstaunte Alberti, daß Lessing Partei gegen ihn nahm. Dieser aber setzte die Vertheidigung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn fort und sagte unter Anderem: „Man müsse in dieser Sache wohl distinguiren,

dann werde sich's finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne und so beten müsse." Alberti erwiederte dagegen: „Hier helfe keine Distinktion, denn in jedem Betracht sey es abscheulich, ein solches Gebet zu beten." Lessing verfocht seinen Satz; beide Theile wurden heftig. Alberti sagte endlich: „Christus spricht, Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst!" Lessing versetzte: „Das sollen und wollen wir auch, und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeirufen, die ihn verdienen." Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: „Die Distinktion möchte ich sehen, mit welcher Sie dies vereinigen wollten." Lessing erwiederte schnell: „Das sollen Sie sehen!" Alberti und Andere lachten.

Lessing ging fort und in wenig Tagen erschien: „Eine Predigt über zwei Texte; über Psalm LXXIX, 6: „Schütte Deinen Grimm über die Heiden" und so weiter, und über Matthäi XXII, 39: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst"; von Yorik aus dem Englischen übersetzt."

Er ließ von dieser Predigt in der Druckerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der Vorrede gedruckt war, absetzen, und nur ein halbes Dutzend Exemplare abdrucken, wovon er seinem Freunde Alberti eins unbemerkt in die Hände spielen ließ, als ob es unter der Presse wäre. Alberti übersah mit

einem Blick, daß mit einem Manne wie Lessing nicht zu scherzen sey, und daß bei der damaligen Gährung, wenn diese Predigt bekannt würde, sie eine für ihn sehr nachtheilige Wirkung auf das, gegen ihn unbilliger Weise aufgehetzte damalige Hamburger Publikum haben könnte. Der edle Lessing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene seines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte und ihm versicherte: es sey bloß Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden, obgleich im Grunde Goeze gar nicht mit derselben zufrieden gewesen seyn würde. Nur Alberti und einige andere von Lessing's vertrauten Freunden bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen, und diese damals nöthige Verschwiegenheit hat auch Niemand bis jetzt gebrochen.

Diese Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meisterstück, und es wäre ein großer Verlust, wie ich fast befürchte, wenn dieses Manuscript verloren gegangen seyn sollte. Yorik's Manier war völlig erreicht; eben die Simplizität, eben die scharfsinnige und gutmüthige Philosophie, eben die menschenfreundliche Toleranz und Theilnahme, eben dieselben Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande natürlich entstehen. Ich erinnere mich, sie mit unaussprechlichem Vergnügen zweimal gelesen zu haben; aber von der Predigt selbst habe ich nichts in einigem Zusammenhange behalten. Es ist mir nur der Inhalt eines Theils der Vorrede sehr lebhaft

im Gedächtniß geblieben: eine Dichtung, welche die Veranlassung enthält, die Yorik gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen. Sollte je Lessing's Manuscript oder wenigstens ein Exemplar der gedruckten Blätter noch zum Vorschein kommen, so wird man sehen, daß ich das Wesentlichste treu im Gedächtniß behalten habe. Sollte indessen nichts von der Predigt und ihrer Vorrede ermittelt werden, so wird ein Bruchstück dieses meisterhaften Werkes, das ich hier mittheile, gewiß sehr schätzbar seyn.

Die Idee der Erzählung ist folgende:

Der Obrist Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren. Sie fanden am Wege einen abgezehrten Menschen in einer zerlumpten französischen Uniform, der sich auf eine Krücke stützte, weil einer seiner Füße verstümmelt war. Er nahm schweigend mit niedergeschlagenen Augen den Hut ab, aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Obrist gab ihm sogleich einige Schillinge, ungezählt wie viel. Trim zog einen Penny aus der Tasche und sagte, indem er ihm denselben gab: french dog!

Der Obrist schwieg einige Sekunden und sagte darauf, gegen Trim sich wendend: Trim, er ist ein Mensch und nicht ein Hund!

Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obristen Rede gab Trim noch einen Penny, aber sagte dennoch dabei: french dog!

Und Trim, dieser Mann ist ein Soldat! — Trim sah ihm starr in's Gesicht, gab wieder einen Penny und sagte: french dog!

Und Trim, er ist ein tapferer Soldat! Du siehst, er hat für sein Vaterland gefochten und ist schwer verwundet worden! — Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, aber dennoch nicht zu sagen unterlassen konnte: french dog!

Und Trim, dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder! — Trim, eine Thräne im Auge, gab Alles, was er noch in der Tasche hatte und sagte doch, etwas leise: french dog!

Als der Obrist nach Hause kam, sprach er mit Yorik über diesen Vorfall; dieser sagte: Es ist klar, Trim hasset die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist, aber er kann jedes Individuum lieben, wenn es Liebe verdient.

Ich erinnere mich, daß Swift schon einen ähnlichen Gedanken wie Lessing hatte, worauf dieser seine Predigt gründete. Swift sagt nämlich in einem Brief an Pope: I have ever hated all nations, professions and communities; and all my love is towards individuals. For instance i hate the tribe of lawyers but i love consellor such a one, and judge such a one. This so with physicians — I will not speak of my own

trade — soldiers, Englisch, Scotch, french and the rest. Diese Denkungsart hatte mit der Lessing's etwas Aehnliches. Er glaubte auch, Stände und Professionen brächten sowohl der gelehrten als der bürgerlichen Welt gewisse Nachtheile, in so fern die Mitglieder derselben dadurch von der übrigen Welt abgeschnitten und zu einem Privat-Interesse oder zu einer Privat-Denkungsart vermocht würden. Wenn aber Swift hinzusetzt: But principally i hate and detest animal, call'd Man, although i heartily love John, Peter, Thomas and so forth, so war dies ganz und gar nicht Lessing's Denkungsart. Er haßte weder den Menschen noch die Menschen. Swift hingegen hat nicht nur den Menschen, sondern auch oft die Menschen gehaßt. Dies letztere geschieht nur zu oft bei Einem, welcher viel Egoismus und Prätension besitzt. Wer hatte dessen wohl mehr als Swift? wer aber hatte dessen weniger als Lessing! —

Basedow.

Basedow's Bestrebungen

Von Dr. Ernst Woldemar.

Johann Bernhard Basedow war eines Bleichers Sohn, aus Hamburg, studirte daselbst unter dem berühmten Reimarus, darauf in Leipzig, führte einen jungen Holsteiner, von Qualen, auf Akademieen, und lehrte ihm ex usu so vortrefflich Latein, daß er in Kiel mit allgemeinem Beifall disputirte.*) Als Professor auf der Ritter-Akademie zu Soroe vertheidigte Basedow mit Einsicht Cramern wider

*) Vergl. Préface du Traducteur; S. VIII. der Nouvelle Méthode d'Education, par Basedow, traduit de l'Allemand par Huber. 1772.

die „Literatur-Briefe“, worauf dieser seinem Lobe ein ganzes Blatt im „Nordischen Aufseher“ widmete und ihn auch dem Minister, Grafen von Bernstorff, empfahl. Graf Daneskjold, ein Feind Bernstorff's und Cramer's, ward Curator erwähnter Ritter-Akademie, und verfolgte Basedow, der nun nach Copenhagen ging. Bernstorff nahm ihn in seinen Schutz, überhäufte ihn mit den größten Lobsprüchen, verschaffte ihm achthundert Thaler Gehalt, und befahl ihm, zu schreiben. Er ging nach Altona, und wie er dem Befehl, für die Menschheit heilbringend, genügte, ist bekannt. Er widmete sein ganzes Leben der moralischen Verbesserung der Erziehung und der Studien, und war überzeugt, zum Reformator geboren zu seyn. Daß er hierin nicht irrte, bewies Alles, was der aufgeklärte, muthvolle und liberale Philantrop that. Es war in der Ordnung, daß dieser enthusiastische Vertheidiger der Wahrheit und Aufklärung — welcher glaubte, der Sohn Gottes habe im Traum einmal mit ihm geredet, der eine beständige Ebbe und Fluth in seinem Verstande, und manches Wunderliche und Bizarre in seiner Lebensart hatte, aus dem aber oft die vortrefflichsten Wahrheiten strömten — viele Kämpfe bestand. Als durch ihn die Verbesserung der Erziehung in Anregung gebracht worden, war diese der Lieblingsstoff der deutschen Schriftsteller. Schlözer griff den Basedow in der Vorrede und den Anmerkungen

eines anerkannt guten Buches,*) dem er auch dadurch mehr Theilnahme zu verschaffen dachte, sehr lebhaft, feurig und, bisweilen gegen dessen Verdienste offenbar ungerecht, in einem auffallend harten Tone an. Er beschuldigte ihn: niemals einen Plan gehabt zu haben, und behauptete: sein „Elementarwerk" sey ganz unbrauchbar und unnütz. Selbst ein berühmter Ausländer**) rügte Schlözer's grobes Verfahren mit den Worten: „**Quand Mr. Basedow a travaillé a perfectionner l'éducation en Allemagne, son seul antagoniste, si l'on excepte quelques prêtres, a été Mr. Schlözer; et ce même Mr. Schlözer a voulu, que sa fille fût une virtuose dans toutes les sciences. Il vient d'en faire un maître-ès-arts, tant il connoit bien les vrais rapports de la nature humaine, sur lesquels doivent se fonder les principes de l'éducation.**" — Basedow gab eine bündige Vertheidigungsschrift heraus, und nannte darin — weil ihn Schlözer „den Pädagogen" genannt hatte — diesen, als

*) Ludwig Renatus de Caradeuc de la Chalotais, königl. französischen General-Procureurs im Parlament von Bretagne, „Versuch über den Kinderunterricht" aus dem Französischen übersetzt. Mit Anmerkungen und einer Vorrede, die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit der Basedow'schen Erziehungs-Projekte betreffend. Göttingen und Gotha, 1771. 8.

) **Mirabeau „Monarchie prussienne" T. VI.

einen öffentlichen Lehrer an der **Georgia Augusta**, wieder: „Göttingens Pädagogen“. Dies gab dem Kästner, der vermöge seines Charakters nicht mit Schlözer harmoniren konnte, Veranlassung zu folgendem etwas boshaften Sinngedicht, zu dessen Verständlichkeit man wissen muß, daß Schlözer Informator seiner nachmaligen vortrefflichen Gattin — der würdigen Tochter des berühmten Leib-Medicus und Professors Röderer zu Göttingen — gewesen war.

„An Basedow.

Warum nennst Du den Mann Göttingens Pädagogen?
Hat er doch Niemand hier als seine Frau erzogen!
Und hätte die Verstand durch seine Zucht bekommen,
So hätte sie ihn wahrlich nicht genommen.“

Kästner, der, trotz seinem epigrammatischen Treiben, für alles Gute empfänglich war und als Freund der Wahrheit auch Basedow's rastlose Thätigkeit schätzte, und keinesweges an dessen guten Absichten, wohl aber an dem Erfolg einiger vorgeschlagenen Mittel zweifelte, sprach zu eben der Zeit seine Meinung über ihn öffentlich in folgendem Verse aus:

„Vielleicht ist Basedow ein Irrender, ein Ketzer;
Doch redlich, Menschenfreund, kein Prahler und kein Schwätzer.“

Uebrigens konnte ein Mann von Basedow's Gesinnungen keine große Anzahl von Freunden in seinem Zeitalter haben; er besaß jedoch die Achtung und Liebe der Besten, war selbst ein treuer, edelmüthiger und eifriger Freund, und Niemand, als ein Feind der Gerechtigkeit, konnte sein Feind seyn. — Daß sich kein eigentliches Philantropin nach seiner Idee zu Stande bringen ließ, war ihm überaus schmerzlich; aber sein Jahrhundert war vermuthlich so wenig noch dazu reif, als das unsrige. Seine Ideen, durch ein solches Philantropin Dessau zu einem allgemeinen Zufluchtsorte der Tugend und zum Mittelpunkt Europens zu machen, waren vortrefflich, grenzten aber an das Romanhafte. — Von den Brüder-Gemeinden war er sehr eingenommen, und hielt sie für die einzigen wahren christlichen Gemeinden. — In das Stammbuch eines Theologen hatte Basedow im Jahr 1779 geschrieben:

Der Geist der Wahrheit bess're bald
Die Kirchen jedes Ortes,
Ohn' alle zwingende Gewalt,
Durch Kraft des wahren Wortes!

Der Todestag dieses in so vieler Hinsicht großen Mannes, des Vaters der neuen Pädagogie (er starb am 28. Juli 1790 im siebenundsechzigsten Jahre, zu Magdeburg, sehr sanft und als ein frommer Weltweiser), der eine

„Philantropie“ und „praktische Philosophie“ schrieb, ein Philantropin dachte und stiften wollte und ein philantropisches Institut gründete, nach welchem der unvergeßbare Salzmann die noch blühende Schnepfenthaler Erziehungs-Anstalt schuf — sollte in allen deutschen Lehr- und Erziehungs-Anstalten jährlich gefeiert werden.

Jean Paul.

Das Schrecken im Walde.

Von einem Augenzeugen.

In der sogenannten Bankschenke des Neustadt-Orlaischen Waldes war es in einer August-Nacht des Jahres 1821 oder 1822 sehr unruhig hergegangen. Sie liegt sehr romantisch einsam am Fuß eines Bergrückens, wo man die Waldung ausgereutet hat, und der Weg, im Anschauen der weiten, herrlichen Umgegend, nach Pösneck und Saalfeld hinüber führt. Der Wald ist berüchtigt durch viele Sagen aus alter und auch neuerer Zeit; ein Theil davon heißt sogar jetzt noch das Mordthal. Kein Wunder, wenn ungewöhnliche Erscheinungen Furcht erregen; vollends in der Nacht. Nun traf es sich aber, daß gerade um Mitternacht, als der Wirth jener Bankschenke — gewöhn-

lich nur der Bankfleischer genannt, weil er seines Handwerks ein Fleischer ist — mit den Seinigen zu Bett gegangen war, ein fürchterlicher Lärm vor der Thür sich erhob. Zitternd öffnete nach langer, ängstlicher Zögerung endlich die Wirthin, und siehe da! ein großer, wie sie erzählte, „baumstarker Kerl“ stand zürnend vor ihr, einen dicken Knotenstock in der Hand und einen großen Hund neben sich. Wer hätte nicht bange seyn sollen? — Mit lauten Aeußerungen des Unwillens über das lange Warten trat er ein, und warf sich ohne Weiteres auf die Ofenbank oder den Höllenstein, wie man sie insgemein nennt. Die Nacht ging in ungewisser Erwartung hin, denn man betrachtete den unheimlichen Gast als den Vorboten einer Räuberbande, und der Morgen verscheuchte noch nicht alle Sorgen. Ein sonnverbranntes Gesicht, Hals und Brust ganz entblößt, von gleich brauner Farbe, erhob sich vom unsanften Lager. Ein schlichter, leichter Ueberrock, weite, lange leinwandne Beinkleider und plumpe Reiseschuhe vollendeten das Bild eines unmodischen Bewohners der Wälder; der wieder ergriffene Waldscepter und der zottige Geselle daneben bestätigten zum Ueberfluß, daß es der Schreckensmann von gestern war. Mit dem Frühesten brach er auf, nachdem er mit einem sehr groben Frühstück vorlieb genommen hatte. Als er den Bankfleischer in dem abgelassenen Teiche dicht neben der Schenke fischen sah, nahm er Theil daran. Man gab ihm dazu ein Paar alte

Stiefeln aus dem Hause, mit diesen knetete er rüstig in dem Schlamme herum; darauf gab er in der Stube die schmutzige Fußbekleidung dem Eigenthümer zurück, warf einen Speziesthaler als Entschädigung für Alles auf den Tisch, und ging davon. — Kein Mensch wußte aus der Erscheinung klug zu werden. Alles stand im grellsten Widerspruch an ihm, Armuth der Kleidung und Reichthum des Beutels, Gemeinheit der Bedürfnisse und die Ungemeinheit der Sprache und des Wohlgefallens an den Naturschönheiten der Gegend. Ein Bettler konnt' es nicht seyn, und auch nicht wohl ein Räuber, wenigstens verrieth er keine Lust zur Ausübung seines Handwerks. — „Ein Gelehrter jedenfalls", meinte das Fräulein vom Herrnhofe, als sie den Bericht der Schenkwirthin von dem nächtlichen Abenteuer auf dem Felde beim Schneiden des Getreides am andern Morgen vernahm; „ein etwas malpropres Genie, ein Dichter, der die Muse der Einsamkeit sucht, vielleicht auch nur ein Sonderling, der auf diesem Wege nach Auszeichnung jagt, vielleicht Alles zusammen." — Sie hatt' es kaum gesagt, als die Bankwirthin plötzlich aufschrie: „Ach, da kommt er, da kommt er wieder! Gerade auf uns los!" — Wirklich sah Jene die abenteuerliche Gestalt, genau zu der Beschreibung passend, den Feldrain aus dem Waldthale herauf kommen, und konnte sich einer Anwandlung von Furcht nicht erwehren. Nach einer einfachen Begrüßung und Belobung der Gegend nahm der Fremde

auf einem Feldstein Platz, zog ein Pergament-Täfelchen aus der Tasche, und schrieb lange, erhob sich dann, fragte nach dem nächsten Meierhofe und stieg lesend und schreibend wieder hinab, wo er bald darauf verschwand. Niemand hatte sich getraut, ihn über Stand und Namen zu fragen. — Nach dreien Tagen sah man dieselbe originelle Gestalt in dem Gasthof des nahegelegenen Städtchens mitten unter Fuhrleuten bei einer Flasche Wein sitzen. Augenblicklich wurde der Wirth über ihn gefragt. „Das ist ein großer, weltbekannter Dichter", erklärte dieser, „der da unter den Fuhrleuten nur sitzen und liegen will. Er heißt Jean Paul!"

Rochlitz.

Friedrich Rochlitz.

Von L. M. Fouqué.

1843.

Abermals ein edler Geist geschieden von dieser Welt, vielfach und heilsam gewirkt habend in ihr, als Schriftsteller, als Mitbürger, als Spender und Verpfleger der Armen, als heiter sorglicher Wirth in seinen gastlichen Hallen, deren Wände von einer eben so sinnig zusammengebrachten, wie schön geordneten Bildersammlung leuchteten, ein tief gründender Kenner der Musik und aller dahin gerichteten Studien, ganz vornehmlich auch der Metrik, worin er selbst von Meistern der Kunst zu Rath gezogen ward, insbesondere wo es die Gesanges-Weise der antiken Zeiten galt.

Seine Poesie zeigt sich mehr dem Verstande verwandt als einer kühn auflodernden Phantasie, aber eine innige Gemüthlichkeit durchdrang und durchwebte in seinen Dichtungen jede Zeile, wie man wohl sprechen mag. Am glücklichsten bewegte er sich in Stoffen, der Zeit entnommen, worin er äußerlich lebte. Eine eben so scharfsinnige als menschenfreundliche Beobachtungs-Gabe vergönnte ihm manch sinnvolle Bearbeitung von Gegenständen, ihm dargeboten von der wirklichen Welt, obgleich auch auf diesem Gefilde die Muse ihm oftmals erfundene Gestaltungen erscheinen ließ.

Der von dem Schreiber dieser Zeilen *aufgestellte* und mehrfach verfochtene Satz: „Es giebt, außer dem absolut Sündhaften, nichts absolut Unpoetisches in der Welt", findet seine schönste Bewährung in Rochlitzens oft ernstfeierlicher, oft humoristisch kecker Darstellung des sogenannt gewöhnlichen Lebens.

Hier ist weder Zeit noch Raum vorhanden zu näher ausführender Betrachtung jener angedeuteten Momente auf der vielbedeutenden literarischen Bahn des theuern Verewigten. Das kann ich mir aber nicht versagen, einen Nachklang aus seinem und meinem hienieden letzten Beisammenseyn folgen zu lassen.

Es war in Leipzig, vor nun etwas über zwei Jahren. Wir hatten bis dahin mit einander nur Einmal Auge in

Auge gesehen. Darüber war etwa ein Viertel-Jahrhundert verlaufen, während dessen wir uns jedoch brieflich stets inniger, den Bruder-Namen zwischen uns eintreten lassend, verbunden hatten, wobei es denn gelegentlich herauskam, daß wir außer dem, Beiden gemeinschaftlichen Taufnamen Friedrich auch noch die Aehnlichkeit theilten, Beide am 12. Februar geboren zu seyn; — nur freilich Rochlitz um ein Decennium früher beinahe als ich. Ob wir uns nach dem so lange äußerlich Fernseyn und Altern auch gleich beim ersten Anblick wieder erkennen würden? — „that is the question!" sagte ich mit Hamlet zu mir, als ich in Leipzig nach der schönen Wohnung des lieben Freundes ging. Eben nur als einen alten Freund bat ich mich anzumelden, und gewann sogleich Zutritt. Da standen wir nun einander allein gegenüber in des Hausherrn schöngeordnetem Studir-Gemach. — „Wer bin ich?" fragte ich ihn lächelnd. — Er sah mich aus den klaren, klugen Augen forschend an, und entgegnete nach kurzem Schweigen: „Noch weiß ich's nicht, wer eigentlich vor mir steht. Daß es ein alter Freund ist, sagt mir die Anmeldung, und sagt mir auch jetzt mein Herz, und fügt hinzu, ein mir besonders lieber Freund. Jedoch der Name fehlt mir noch." — „Wenn wir einander am dritten Ort getroffen hätten, unvorbereitet, wer weiß" — erwiederte ich — „mir wär' es wohl mit Dir gegangen, wie jetzt

Dir mit mir." — „Du grüßest mich mit dem Brudergruße" — sprach Rochlitz — „und auch mir wird mehr und mehr brüderlich zu Sinn. Wärest Du etwa Fouqué?" — Bejahend voll tiefster Bewegung faßte ich die Freundeshand, und nun quoll der selige Strom der Mittheilungen, aus Herz in Herz, aus Seele in Seele, ungehemmt seine Bahn entlang. Versteht sich, daß davon sich nur wenig eignet zur öffentlichen Mittheilung, sonst wär' es ja eben kein unbedingt voller Freundschafts-Erguß gewesen. Einiges jedoch mag auch hier laut werden. So, als wir auf unserer Beider Verhältnisse zu Goethe zu sprechen kamen — Rochlitz hatte ihm viel näher gestanden als ich — und er mir persönlich holde Aeußerungen Goethe's über mich berichtete, fiel mir's plötzlich wie Schuppen von den Augen, und ich mußte zu ihm sprechen: „Sieh, Rochlitz, wie Du nun unsern Poeten-Kaiser*) so redend einführst, wird mir's deutlich, warum Du mir so verwandelt vorkamest bei unsrem Wiedersehen vorhin. Nicht eben, daß Du ausnehmend gealtert wärest, aber Du hast während dieses Viertel-Jahrhunderts eine wunderbarliche Aehnlichkeit gewonnen; eine Aehnlichkeit, die ich

*) Zu Goethe's achtzigstem Geburtstage hatte ich ihn mit einem Liede angesungen, das er nach seiner gewöhnlich bequemen, fast etwas nachlässig zu nennenden Weise unbeantwortet ließ. Ich sandte ihm folgende Reime späterhin

früher nimmer an Dir bemerkt hatte — die Aehnlichkeit mit Goethe." — Und wahrlich, so verhielt es sich auch, und das Gleiche sollen schon Andre bemerkt haben. Eine gewisse vornehm freundliche Würde in beider edler Männer Benehmen herrschte wohl zunächst dabei vor, jedoch hatte sich diese eigenthümliche Gattung von Aehnlichkeit erst in späteren Jahren so recht bemerkbarlich entfaltet. Auch in den Zügen der würdigen Angesichter war das immer deutlicher hervorgetreten. Obzwar die Augen Rochlitzens weder an Farbe noch an Umfang jene dunkelrollenden Sphären unter Goethe's Jupiter-Stirn erreichten, bewahrten sie doch denselben Ausdruck sanfter Kraft und tief durchdringender Gewalt für Alles, was sie zur Betrachtung anzog.

---

zu, und weiß, daß sie dem edlen Heros zum Ergötzen gereicht haben:

„Alter Kaiser, alter Kaiser
Aller Dichter, bleib'st Du stumm?
Sieh', ich flocht Dir Kranzes-Reiser,
Und Du sagst nicht 'mal: „Hum, hum!"
Silbern unter'm Kranz gelockt Du,
Aelter als wir All', und weiser,
Schwiegst auch noch so schlimm verstockt Du,
Bleibst mein guter, alter Kaiser!"

Zu etwa nöthiger Erläuterung diene, daß wenn Goethe nach poetischen, ihm vorgetragenen Mittheilungen weder bestimmt loben noch tadeln wollte, ein wohlwollend klingendes „Hm, hm!" über seine Lippen ging.

Auf's Anmuthigste überraschte mich Rochlitz in jenen paar Tagen unsres letzten zeitlichen Beisammenseyns, als er in einem erkornen kleinen Kreise von Frauen und Männern mir ankündigte: er wolle für heut einige Gedichte vorlesen. Ich faßte es in dem Sinne auf, es seyen Dichtungen aus seinem eignen erhabnen Geiste, und sprach unverhohlen meine Erwartungs-Freude darüber aus. Er lächelte mild, und begann zu lesen mit all dem vollen Wohllaut seiner schönen Stimme, und dem noch schönern Wohllaut hervorquellend aus seiner lieben Seele. Fast hätte ich mich verleiten lassen, nach den ersten zusammengedrängten Zeilen die Trefflichkeit des Gedichtes zu preisen. Da ging es mir jedoch auf: das Vorgelesene war von mir selbst und nur so wundersamlich tief mich eben diesmal ergreifend durch des Freundes begeisterten Vortrag. „Nicht wahr, lieber Poet", sagte Rochlitz, „ein tüchtiger Rhapsode ist doch auch was werth?"

Bevor wir zum Letztenmale schieden, war noch zwischen uns, wie das ja ohnehin allen besonnenen und auf das Ewige gestellten Greisen heilige Pflicht gebietet, vom Ausgange aus der Zeit und vom Eingang in die Unendlichkeit ausdrücklich klar die Rede, und ich meinte, Rochlitz möge, unerachtet seines vorgerückten Alters, noch länger hienieden weilen, als ich. Er wies mich auf mein kleines Söhnlein an, das er mit inniger Liebe angeschaut und aufgenommen hatte, meinend, dem sey doch ich für

manch ein Jahr lang nöthig, schier unentbehrlich, während er, der kinderlose Wittwer, mehr auf das Jenseit als auf das Diesseit hingestellt sey; wogegen wiederum ich den Freund an einige holde Jungfrauen-Gestalten mahnte, die ihn pflegetöchterlich umwebten und seiner pflegten, eben so sinnig erfreut durch das, was er aus ihren lieblichen Händen empfing, als was dagegen er ihnen geistig und fromm gemüthlich zu bieten vermochte.

Ausdrücklich erwähnte er noch des dazumal erst unlängst abgeschiedenen, auch in Leipzig tief betrauerten Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, und des Umstandes, daß er selbst mit dem frommen Fürsten in gleichem Alter stehe, wobei es ihm seither vorkomme, als werde er über dieses Ziel nicht weit hinausleben.

„Wie Gott will!“ sagten Rochlitz und ich beim Scheiden.

Ich blieb mit ziemlicher Zuversicht dabei, er solle meinem vielbewegten Erdendaseyn einst noch am Ziele das Grabmal aufstellen, wenn auch mit kurzer Inschrift nur.

Nun ist er mir vorangegangen. — Gott helfe mir zu rechter Zeit und Stunde ihm nach!

Nimm fürlieb, lieber Rochlitz, mit diesem Dir nachgesandten Pilger-Gruß, Du stets mir treuer Pilger-Genoß!

Nahmst Du es ja auch so gütig auf, als ich noch unlängst Dir meine gesammelten Werke durch eine Zueignung weihete, und Du mich zum letzten Mal durch den Anblick Deiner bis an's Ende regelrecht und schön geformten Schriftzüge erfreutest. — Nun schauest Du voll Psalmen-Dankes in das ewige Weihnachts-Fest. *)

*) Fouqué starb in demselben Jahre 1843.

Wetzel.

Einiges über Friedrich Gottlob Wetzel.

Von Dr. G. W. Groke.

Der Consistorialrath, Herr Friedrich August Köthe, hat, bei Gelegenheit einer von ihm erfolgten Anzeige der Funkschen, die Dichter Hoffmann und Wetzel biographisch darstellenden Schrift, einige Bemerkungen niedergelegt, welche die genannte Schrift theils bestätigen, theils erweitern und einen lesenswerthen Beitrag zu der Schilderung beider ausgezeichneten Männer, besonders Wetzel's, liefern. Diese Bemerkungen sind nicht ohne tiefen Eindruck auf mich selbst geblieben; innig befreundet seit der Zeit meines Schullebens in Bautzen mit Herrn Köthe und eben so durch die ergreifendsten Erinnerungen an

meinen früh vollendeten Wetzel geknüpft, konnte ich nicht ohne tiefe Rührung mich in eine Periode des Daseyns versetzt sehen, welche, unter nicht ganz ungünstigen Verhältnissen zurückgelegt, durch eigenthümliche, unvertilgbare Reize das ganze übrige Leben hindurch auf Gedächtniß und Gefühl eben so nachhaltig, als wohlthätig, einwirkt. Dies ist auch der Grund, warum ich an jene Bemerkungen noch einige ähnliche, wenn gleich unbedeutendere, zu reihen mich aufgefordert finde.

Wetzel zeigte schon auf der Schule ungewöhnliche Anlagen. Er besaß die Kraft, sich in jedem wissenschaftlichen Gebiet in kurzer Zeit einheimisch zu machen. So war es ihm eingefallen, Hebräisch zu lernen, ob er gleich der Kenntniß dieser Sprache für seinen Berufskreis, als künftiger Arzt, leicht entbehren konnte. Früh genug wirkte auch diese Betrachtung auf den Fleiß, welchen er auf diese Sprache wandte und er unterließ nun jede Vorbereitung und Wiederholung des Gelesenen, kam überhaupt in die Stunden nur aus Gefälligkeit für einen unserer Lehrer, den damaligen Subrektor Demuth, der ihn in seinen Lektionen nicht gern vermißte. Dennoch mochte er wohl unter der nicht unbeträchtlichen Zahl von Schülern, welche eben damals sich mit dieser Sprache beschäftigten, an Kenntniß derselben leicht der vorzüglichste seyn.

Ein früh gereiftes Nachdenken, eine reich begabte Phantasie, ein in dem Alter, in welchem er damals stand,

seltenes ästhetisches Gefühl, waren Eigenschaften, durch welche er alle seine Schulfreunde überragte. Er schrieb gern Gedichte, lateinische und deutsche, und betheilte seine Vertrauten mit denselben. Sie sind hin und wieder schwerfällig — der gewöhnliche Fehler eines von Ideen gedrängten, doch sie zu bezwingen noch nicht mächtig gewordenen Geistes — aber Tiefe des Gedankens, Sprachreichthum, Sprachgewandtheit treten auch in ihnen schon unverkennbar auf. Ihrer Lesbarkeit steht allerdings ein sehr gewichtiges Hinderniß entgegen: die undeutliche Handschrift nämlich, auf die auch Herr Köthe hinweist, allein es gehörte zu den Eigenheiten Wetzel's, auf dieselbe keinen Fleiß zu wenden, selbst wenn es ihm ein Leichtes gewesen wäre.

Eins seiner auf der Schule gedruckten Gedichte, das ich noch besitze, zeigt unverkennbar seine hervorstechenden Anlagen zum denkenden Dichter, die er in der Folge seines Lebens bis zu einer nicht gewöhnlichen Höhe ausgebildet hat.

Ich spreche meinen lieben, im Tode noch treu und innig von mir verehrten Wetzel nicht von einer kleinen Neigung zum Sonderbaren frei. Abweichendes, Ungewöhnliches, Auffallendes, war für ihn anziehend, doch dies keineswegs aus Verschrobenheit, aus Mangel an klarem Erkennen des Würdigen und Angemessenen, sondern wohl meist aus dem Grunde, seinen Freunden und Bekannten

Gelegenheit zum freundlichen Tadel, zum arglosen Spott, zum traulichen Ausschelten und Verweisen zu geben. Wenn er dann so ruhig saß, gelassen, und ohne ein Wort zu erwiedern, die gut gemeinten Ermahnungen anhörte, drauf, wenn er deren genug zu haben glaubte, den Mund mehr und mehr zu einem Lächeln verzog, in welchem sich das schuldlose Vergnügen, wodurch es erzeugt wurde, nur gar zu deutlich ankündigte, endlich ohne Kraft, sich länger zu halten, in lautes Lachen ausbrach: da konnte man tief und sicher in sein Inneres blicken und den Menschen sehen, der, um Andern einen unbeneideten Triumph zu gewähren, es nicht verschmähte, selbst in einiger Blöße zu erscheinen.

Es kann hier überhaupt am Orte seyn, mit kurzen Worten anzuführen, woher es wohl komme, daß Menschen von ungewöhnlichem Talent selten ganz frei von Sonderbarkeiten sind. Der vorzügliche Grund von dieser Erscheinung mag allerdings darin liegen, daß die Richtung des Verstandes und des Nachdenkens bei Menschen dieser Art dem Alltagsleben, aus einer niedern und aus unzähligen, ein folgerechtes Denken mehr störenden als fördernden Kleinigkeiten bestehenden Sphäre, abgewendet, dagegen dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst zugewendet ist, da in diesem letzteren die Bewegungen der Seelenkraft freier, weniger unterbrochen und durch großartigere Erfolge des Denkens befriedigender hervortreten.

Ein anderer Grund ist wohl der, daß in dergleichen Menschen Phantasie und Gefühl eine allzuvorherrschende Gewalt behaupten und das Urtheil mit sich dahin reißen. Ansichten und Neigungen, welche entweder ein Zufall erzeugte, oder welche mit den innersten Bewegungen ihres Organismus in einem selten erkannten Zusammenhange stehen, wurzeln dann so tief in ihnen, daß es weder ihnen selbst noch Andern gelingt, sie zu verdrängen.

Endlich darf man aber auch, um gerecht zu seyn, nicht ableugnen, daß talentvolle Menschen nur gar zu oft durch ein zu hohes Selbstgefühl, durch Eitelkeit verleitet, von der geraden Bahn des Wahren, des Nothwendigen und Empfehlenswerthen sich verirren, und in unwegsame, unerquickliche Gebiete sich verlieren. Dieser letztere Fall kommt leider oft genug vor, und wie könnte es anders seyn? Kaum zeigen sich in einem Wesen die ersten Spuren eines hervorstechenden Talents, besonders eines solchen: dessen Erzeugnisse oder Leistungen das Sinnensystem ergreifen und ergötzen, als das eines Dichters, eines Musikers, eines plastischen Künstlers, so strömen Beifallsbezeugungen und Lobpreisungen, die selten das rechte Maaß halten, ihm von allen Seiten zu. Der Gepriesene, der sich da gewöhnlich noch in einem solchen Alter befindet, in welchem Mangel an Umsicht und Erfahrung, verbunden mit Unreife des Urtheils, ihm nicht verstattet, das Verdiente in dem Weihrauch, der ihm gespendet wird, von

dem Uebertriebenen zu sondern, nimmt, was er hört, willig auf, und legt sich den Werth bei, der ihm von Andern zugesprochen wird. Was geschieht? Die Spender des Beifalls erschöpfen sich oder wenden sich andern Begabten zu, und der an den Genuß des Lobes Gewöhnte sieht sich, anstatt, wie er hoffte, dasselbe im Verhältniß zu seinen Anstrengungen wachsen zu sehen, in seinen Erwartungen getäuscht. Aber Aufmerksamkeit muß er erregen, so will es die bereits herrschend gewordene Tendenz seiner Natur, und da diese durch das frühere, edlere Streben sich nicht mehr gewinnen läßt, so muß sie durch Seltsames, je auffallender, je besser, erzwungen werden.

Zu dieser letztern Kategorie zählt sich unstreitig mit vollem Rechte J. J. Rousseau, und wem die kurze Zeit vor seinem Tode zu Paris gespielten Scenen seines vereinsamten, und doch immer aus sich hinausgehenden Lebens nicht unbekannt sind, wird ihn aus derselben nicht verdrängen wollen.

Ich habe einen Mann — den Verfasser von Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen — in seinem schon vorgerückten Alter kennen gelernt. Dieser, der außerdem „Miß Fanny Wilkes“ und so manches Andere, freilich jetzt Vergessene, geschrieben, wurde zu seiner Zeit nicht mit Unrecht unter die berühmten Schriftsteller seines Volks gezählt. Er war als Mensch sehr achtungswerth,

von mildem, freundlichem Wesen und durchaus redlicher Gesinnung. Einen kleinen Fehler hatte er an sich, den man ihm, dem gutmüthigen, arglosen Greise, gern verzieh. Er that sich nämlich viel darauf zu Gute, oder bildete sich vielmehr nur ein, ein vollkommener Kenner der französischen Sprache und ihrer Feinheiten zu seyn, besonders aber die Aussprache in ihrer Vollendung sich eigen gemacht zu haben. Dieser Fertigkeit standen in seinen Augen alle seine übrigen schriftstellerischen Leistungen nicht gleich, und wer ihn gewinnen wollte, verfehlte seinen Zweck gewiß nicht, wenn er ihm von dieser Seite beizukommen suchte.

Eine der sonderbaren Gefühlsrichtungen des braven Wetzel's, der er schon auf der Schule nicht zu widerstehen vermochte, war die Neigung, allen seinen Bekannten eine hohe Meinung von der Stärke und Festigkeit seines Körperbaues beizubringen. Irgend eine seiner vielen trefflichen Eigenschaften, welche es auch seyn mochte, durch den Zweifel Anderer angefochten zu sehen, galt ihm nur wenig: an diesem vermeinten Vorzuge durfte Niemand, ohne ihn zu betrüben, zweifeln. Und doch war er nur klein von Person und dem Ansehen nach fast schwächlich, aber bedeutende Anstrengungen ließ er sich's kosten, um Jeden bei dieser Ansicht zu erhalten. Einst, an einem der kältesten Wintertage, erscheint er noch am späten Abend auf der Stube Köthe's. Er findet mehrere unserer

Freunde dort versammelt. Alle beklagen sich über die große Kälte. Wetzel allein streitet dagegen. Ihm ist die Witterung erträglich und eher angenehm, als beschwerlich. Keiner aber der Anwesenden tritt seiner Meinung bei und er sieht sich überstimmt. Da bleibt ihm Nichts übrig, als durch einen, wie er glaubt, unwiderlegbaren Beweis Jeden zu überzeugen, daß, wie lästig man die Kälte immer finden möge, sie doch auf ihn keinen Eindruck mache. Er wirft nämlich sogleich seinen Frack von sich und will hinaus. Wie? Wohin? rufen Alle. Doch indem sie noch auf Antwort warten, ist er schon aus ihren Blicken. Nach einer Stunde erscheint er wieder, zwar zitternd vor Kälte und fast sprachlos, doch triumphirend und der festen Ueberzeugung, jetzt durch seinen Spaziergang in der finstern eisigen Nacht jeden fernern Einwand vernichtet und sich seiner Vorbilder, der Homerischen Helden, nicht gänzlich unwerth gezeigt zu haben.

Diesmal ging ihm die kleine Renomisterei noch schadlos hin; da er aber als Student zu Leipzig sich kurze Zeit nachher aus gleichen Bewegungsgründen bis in den November hinein in der Pleiße badete, mußte er seinen Uebermuth mit einer Krankheit büßen, an welcher er, nicht ohne die größte Gefahr für sein Leben, ein Vierteljahr zu leiden hatte.

Wie sehr Wetzel durch jedes Ungewöhnliche, wenn es sonst schuldlos war und Niemand wehe that, angezogen wurde, dazu kann auch das folgende kleine Abenteuer einen Beitrag liefern. Wetzel, Burscher zu Cottbus und ich, wir hatten uns einst vorgenommen, eine nächtliche Wanderung zu machen. Es war in der Zeit der langen Tage; das Wetter war angenehm, der Himmel unbewölkt, und der blinkende Vollmond versprach uns keine andere, als eine glückliche Fahrt. Mit dem Schlage Zehn wurde die Reise begonnen. Doch, als ob es darauf abgesehen wäre, unsern Muth zu prüfen, umhüllte den Horizont eine Wolkendecke, die sich mehr und mehr verdickte, und, ehe wir uns dessen versahen, selbst das helle Antlitz des Mondes verdunkelte. Zum Thore waren wir bereits hinaus, keinem von uns war aber der Weg nach dem Orte bekannt, den wir uns als Ziel gesetzt hatten. Dieser war Marienstern, ein Frauenstift, drei bis vier Stunden von Bautzen entfernt. Die Straße, auf der wir wandelten, war groß und breit, doch daß sie an unsern Zielpunkt nicht führte, erkannten wir bald. Eine andere mußte gesucht werden, und zu dieser andern war nur über ein Feld, das uns zur Seite lag, zu gelangen. Aber das Feld war ausgedehnt und frisch gepflügt; tief lagen die Furchen, hoch die Schollen und die aufgeworfenen Ränder, und kein Ende der beschwerlichen Bahn zeigte das Halbdunkel des Mondlichts. Da wandelte den guten

Burscher ein Verzagen an; die Aussicht, den übrigen Theil der Nacht auf ähnliche Weise zu durchleben, schreckte ihn, und nach der Stadt, die noch nicht so gar weit entfernt lag, zurückblickend, wendete er sich, sagte uns gute Nacht, und trennte, wiewohl nicht ohne einigen Schmerz, das traute Kleeblatt der Don Quixotenjünger. Wetzel's Muth allein und der meinige hielt sich aufrecht, und bald lohnte der Erfolg unsere Mühen. Denn ein Weg zeigte sich, von dem wir glauben konnten, daß es der rechte sey, und er war es. Wir zogen hierauf getrost und fröhlich unsere Straße, und der Himmel selbst schien von nun an unser Unternehmen zu begünstigen. Denn mehr und mehr entzog sich die Scheibe des Mondes ihrer Wolkenhülle und endlich um Mitternacht glänzte sie in voller Klarheit. Da blickten wir heiter hinaus, links und rechts in die freundliche, offene Landschaft; was uns an Weite der Aussicht entging, ersetzte uns die Beleuchtung, und die Entschlummerung alles Lebens, das auch kein Windeshauch zu wecken wagte, erhob uns über jede gewohnte Sphäre unsers Denkens und Empfindens. Nach einer mehrstündigen Wanderung traten deutlicher und immer deutlicher der Thurm und das Kloster des Stifts vor unsere Augen, und schon hatten wir es erreicht, und unter keinen andern als erwünschten Umständen erreicht, jenes ersehnte Ziel, dem wir den schönen nächtlichen Schlaf als willige Gabe opfernd brachten. Ruhig wandelten wir nun, doch ver-

lassen und vereinsamt die stille Straße des Dorfes auf und nieder, denn keine Stimme rief uns gastlich zu, keine Hand streckte sich uns zum Druck entgegen, umzäunt war jedes Obdach, verschlossen jede Pforte. Doch nein! Eine Thür ließ sich öffnen, diese allein weigerte sich nicht, daß wir den Raum betraten, zu dem sie führte. Es war die Thür des Kirchhofs. Eine Fläche, von einer Mauer eingeschlossen, reich besetzt mit Hügeln, wenig Steine, geringer Prunk, aber überall frisches Grün. Einige Augenblicke schritten wir zwischen den Hügeln hin, dann setzten wir uns Jeder auf ein Grab, ermüdet und schweigend.

Guter Wetzel, wer mag wissen, ob du nicht oft noch später dich unserer Wanderung und dieser kurzen Ruhe auf den Gräbern erinnert hast? Wer mag wissen, ob die Wanderung dir nicht als das Bild deines Lebens und die kurze Ruhe als das Bild der längern, die du schon seit geraumer Zeit gefunden hast, erschienen sey. Denn du und Leute deiner Art sind es nicht, welche die Welt besonders begünstigt. Ihr genügt euch selbst zu sehr, um viel nach ihr zu fragen; eure Bedürfnisse, eure Wünsche, euer Streben und Trachten hat mit dem, was in ihren Augen Werth besitzt, nur wenig gemein. Was sie euch bietet, vermag nicht, euch zu ergötzen, und gar zu werthlos dünkt euch der Lohn, den sie verheißt, um euch für das Empfangen desselben abzumühen. Darum, weil Gleiches nur bei Gleichem sich gefällt, verläßt sie euch

auch an ihrem Theile und wählt sich Solche zu Günstlingen, die williger, als ihr, nach den Forderungen, die sie zu Gesetzen stempelt, sich bequemen. Diesen giebt sie Güter; euch Lob, doch immer unsicheres, immer getheiltes. So kämpft ihr unaufhörlich mit dem trägen, bleiernen Schicksal, mit dem ungestüm fordernden Leben, und findet eures Muthes, eures Selbstvertrauens ungeachtet, daß ihr der schwächere Theil seyd, und Sieg in diesem Kampfe unmöglich ist. Endlich ermüdet, kraftlos, oft an euch selbst verzagend, sucht und findet ihr nicht selten früher, als euer Loos es zu wollen schien, den Ort der Ruhe, der allem Zwiespalt zwischen euch und der Welt ein Ende macht. —

Noch dünkten uns die Sitze, auf denen wir ruhten, bequem und ergötzlich, da dachten wir des mehr und mehr sich nähernden Tages und der Nothwendigkeit, zu rechter Zeit in der Schule zu erscheinen. Wir brachen auf, und kamen, als eben die Sonne aufgestiegen war, in unsern Wohnungen an. Zum Schlafen war die Zeit vorüber; Jeder hatte noch mit den Vorbereitungen, die dem Erscheinen und Leben am Tage vorausgehen müssen, zu thun, und als dies kaum geschehen war, rief uns die Glocke in den trauten Kreis, den unsre Mitschüler mit ihrem und unserm Lehrer, dem braven Gedicke, schon geschlossen hatten.

Unter dem Lächeln und den bedeutungsvollen Blicken der Erstern nahmen wir unsre Plätze ein, aber dieser Tag schien nicht einer von denen zu seyn, denen wir einen bedeutenden Fortschritt in unserm Wissen verdanken würden. Die Natur machte ihre Bedürfnisse bald geltend; unsere Gedanken verloren sich, und wir entschliefen. Aber Gedicke gehörte zu den Lehrern nicht, die über Dinge solcher Art gleichgültig hinweggesehen hätten, oder vor denen es leicht gewesen wäre, sich zu verbergen. Bald Verdacht schöpfend, daß hier etwas Besonderes zum Grunde liegen müsse, wendete er sich diesmal hauptsächlich an uns, und als sein Vermuthen sich zur Ueberzeugung gesteigert hatte, brach er aus, und forderte mit dem ernsten Tone, den seine Schüler nicht leicht zu überhören pflegten, Rechenschaft. Da wir selbst zögerten, trat Einer unserer Mitschüler auf und gab ihm bescheiden und bittend von unserm nächtlichen Abenteuer Kunde. Gedicke, ein Mann von festem Willen, von ernstem Sinne, heilsamer und besonnener Strenge zwar nicht abgeneigt, aber doch edel und menschlich fühlend, theilnehmend an menschlichen Bedürfnissen, nachsichtig bei menschlichen Schwächen, nahm die Mittheilung sogleich von der Seite auf, von der sie genommen werden mußte. Nicht unbedingt billigend, nicht scheltend und den Ernst, der sich in seiner Miene festsetzen wollte, durch eignes, schütterndes Lachen bald verscheuchend, gab er uns nur die Weisung, unsere

Wanderungen doch künftig in einer Art zu unternehmen, zu welcher kein besonnener Mann den Kopf zu schütteln für nöthig erachten möchte.

Ich halte es für geradezu unmöglich, daß es scheinen könne, als habe ich beabsichtigt, durch meine kleinen Nachrichten auch nur den leisesten Strahl nachtheiligen und entstellenden Lichts auf das vortreffliche Gemälde des Wetzel'schen Charakters zu werfen. Unbilligkeit nur und Thorheit könnte sich zu einer Ansicht dieser Art hinneigen. Wie man den Staatsmann aus seinen politischen Vorträgen, den Dichter aus seinen Gesängen kennen lernt, so erkennt man den Menschen allein aus seinen stillen Gewohnheiten, aus seinen dem Auge der Menge verborgenen Zügen und Handlungen. Nur eine unnütze Vorsicht kann darnach streben, aus der Darstellung eines menschlichen Wesens auch die unschuldigste Schwäche, oder vielmehr Eigenthümlichkeit, zu entfernen. Der Gewinn eines solchen Bemühens ist kein beneidender: es ist der Mangel an Reiz und Lebendigkeit, der eine Schilderung um die Aufmerksamkeit und Theilnahme bringt, die in der Absicht des Darstellers nothwendig liegen mußte. Die genaueste Aehnlichkeit hat in diesem Punkte das Aeußere einer menschlichen Erscheinung mit dem Innern. Gefühl, Haltung, Kleidung wird nur dann beachtet, wenn es durch Abweichendes aus der Reihe des Gewöhnlichen hervortritt. Ueber das Letztere, wie genau es allen For-

derungen des Gebrauchs und selbst der edleren Weltsitte entspreche, gleitet dennoch der Blick flüchtig und leicht dahin. Daß aber zu dem, von dem Alltäglichen Verschiedenen, was man an Wetzel vielleicht hier und da finden mochte, sich sehr Edles gesellte, dazu möge auch ein Belag folgen.

Die Einwohner Bautzens zeichneten sich damals — wie es jetzt wohl nicht anders seyn wird — durch ungemeine Wohlthätigkeit gegen die Schüler des Gymnasiums aus. Eine große Zahl derselben empfing wöchentliche und monatliche Unterstützungen, die für Manchen fast hinreichend zur Lebenserhaltung waren, und für die zur Universität Abgehenden wurden wahrhaft beträchtliche Beiträge bei dem Direktor eingesendet. Für Wetzel namentlich, den Armuth und Würdigkeit der Wohlthätigkeit gleich dringend empfahl, waren bei seinem Abgange von der Schule mehr als hundert Thaler eingekommen. Diese Summe schien ihm zu beträchtlich, als daß er sie für sich allein behalten könnte. Er erklärte deshalb, daß er sie dann nur annehmen würde, wenn ihm erlaubt wäre, sie mit einem andern armen Schüler, der sich aus der Fremde dort eingefunden hatte, zu theilen. Dies war sein ernster Wille, und kaum konnte er durch das Zureden aller seiner Freunde und durch die entschiedene Weigerung dessen, den er, selbst dürftig, der Sorge für einige Zeit zu entladen gedachte, bewogen werden, das Ganze, was für ihn bestimmt war, zu behalten. Man wird gern

zugestehen, daß nur ein sehr edler Mensch so denken konnte.

Ich sehe es für einen der größten Verluste an, die mir das Schicksal auflegen konnte, daß ich durch den weiten Abstand unsres gegenseitigen Aufenthalts und allerlei störende Lebensverhältnisse später veranlaßt wurde, den nähern Umgang mit Wetzel zu unterbrechen. Einmal nur sah ich ihn noch in Leipzig und verweilte mehrere Tage bei ihm. Ich fand da an ihm wieder das anspruchlose, das freundliche, immer nachgebende, immer gelassene, gutmüthige und heitere Wesen, das seinen Charakter im Privatleben so anziehend und liebenswürdig erscheinen ließ. Als ich ernstlich darauf dachte, meinen Umgang mit ihm durch persönliches Zusammentreffen zu erneuern, entriß ihn mir und seinen Freunden der Tod. Jetzt vermag ich nun nichts, als ein treues, liebendes Andenken ihm zu bewahren, das bis an das Ende meines Daseyns ihm geweiht seyn wird.



Berlin. Druckerei von F. W. Gubitz.



